August Hermann Francke.



Von

Armin Stein.



Deutsche

Geschichts- und Lebensbilder.

Von

Armin Stein

(H. Nietschmann).

III.

August Hermann Francke.

Zweite Auflage.

Halle a. S.,

Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses.

1885.



Adolf Neumann gest.

A. H. Francke.

Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses in Halle a/S.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig

Der

Bildungsstätte seiner Jugend

in unverwelklicher Dankbarkeit

der ehemalige Zögling.

Vorwort.

„Als die Unbekannten und doch bekannt“ — dieses apostolische Wort kann man in bezug auf August Hermann Francke gewissermaßen umkehren und sagen: „Als der Bekannte und doch unbekannt.“

Da steht das große Haus, das seine Hand gebaut, eine steinerne Predigt von der Macht seines Gottvertrauens und der Glut seiner erbarmenden Liebe — aber selbst in Halle, wie vielen ist A. H. Francke ein Unbekannter! Und wo der äußere Lebensgang des Mannes bekannt ist, wie wenige mögen es sein, die seine innere Entwickelung verstehen und seine Geistesgröße zu würdigen wissen! Und wenn es nun gar Darstellungen seines Lebens giebt, welchen das tiefere Verständnis dieses Gottesknechts mehr oder weniger abgeht, wenn selbst ein Mann wie der selige Tholuck unsern August Hermann Francke auf Kosten Speners verkleinert, sollte es da nicht an der Zeit sein, aufs neue von ihm zu erzählen?

Zwar die gelehrte Welt mag sich bescheiden an dem, was Dr. Guericke in seiner Denkschrift zur Feier des 200jährigen Todestages Franckes gegeben und was vor Allem der gründliche Franckeforscher Geheimrat Dr. G. Kramer zuerst in seinen „Beiträgen zur Geschichte A. H. Franckes“, sodann in seiner

unter der Presse befindlichen ausführlichen Biographie desselben an das Licht gefördert; aber für das Volk hat bis auf den heutigen Tag verhältnismäßig nur selten einmal jemand die Feder eingetaucht.

Es ist daher verständlich, wenn die Buchhandlung der Franckeschen Stiftungen sich mit dem Gedanken trug, ein volkstümliches Lebensbild des großen Mannes aufs neue zeichnen zu lassen; und wenn die Aufforderung dazu an mich ergangen ist, so konnte ich dieselbe nur als einen Akt ehrenvollen Vertrauens begrüßen.

Wie weit ich mit meiner geringfügigen Kraft einem solchen Vertrauen zu entsprechen im stande gewesen bin und die gestellte Aufgabe zu lösen vermocht habe, überlasse ich dem nachsichtigen Urteil des Publikums. Das Zeugnis kann ich mir jedenfalls geben, daß ich, mit warmer Begeisterung an die Arbeit gehend, gethan habe, was ich konnte, und bin zufrieden, wenn man meiner Arbeit anmerkt, daß sie mit dem Herzen geschrieben ist. So wird ja von dem Baum auch wohl etliche Frucht fallen.

Halle a/S., im Januar 1880.

Armin Stein.

Vorbemerkung
zur zweiten Auflage.

Mit festlichem Gewande ausgestattet sendet die Verlagshandlung des Waisenhauses meinen August Hermann Francke zum andern Male in die Welt. Von Genrebildern absehend, hat sie das Buch außer dem Porträt Franckes mit Lokaldarstellungen geschmückt, welche den ehemaligen Zöglingen der Anstalten eine liebe Erinnerung sein dürften und den übrigen Lesern eine lebendige Anschauung von dem Umfang wie von der Großartigkeit der Anstalt geben werden. Es sind keine Nachzeichnungen von Photographieen, sondern Originalaufnahmen von der Hand namhafter Künstler wie Lindner, Lewy. Auch das Franckebildnis ist nicht ein Abdruck des gäng und gäbe gewordenen, sondern nach einem Originalgemälde gearbeitet, welches sich im Besitz der Waisenhausbuchhandlung befindet. Was den Text betrifft, so hat ein in der ersten Ausgabe vorhandener Irrtum hinsichtlich der Missionswirksamkeit Franckes nach den neuesten Forschungen seine Berichtigung gefunden; im übrigen ist wenig geändert.

Glück auf denn zur zweiten Ausfahrt.

Halle a/S., in der Fasten 1885.

Armin Stein.

Inhalt.

Erstes Buch.

Morgen.

Zweites Buch.

Mittag.

Drittes Buch.

Abend.

Verzeichnis der Abbildungen.

Sämtliche Holzstiche rühren von dem xylographischen Institut von Otto Roth in Leipzig her.

Erstes Buch.

Morgen.

Günther

Erstes Kapitel.

Ein stilles Haus.

Das war ein harter Winter gewesen im Beginn des Jahres 1671. Tief in Schnee gehüllt hatte die Erde gelegen, und selbst die flüchtigen Gießbäche im Gebirg waren von dem gestrengen Herrn zum Stillstehen gebracht worden. In der bittern Kälte hatte der menschliche Verkehr lahm gelegen, und das Tiervolk hatte alle Scheu vor dem Menschen vergessen: bis in die Straßen der Stadt waren die Hasen und Rehe gekommen, ob sie nicht Mitleid fänden für ihre große Not bei denen, von welchen sie sich sonst keines Guten zu versehen hatten; und zudringlich waren die Spatzen und Dohlen den Bürgern in die Häuser gefallen, sich stehlend, was man ihnen nicht freiwillig gab.

Nun endlich, um die Mitte des Märzmonats, taute der Winter auf, und der Lenz gewann den Sieg. Die warme Sonne leckte den Schnee schnell hinweg, und bald schaute, wie kleine Inseln, das schwarze Erdreich aus der schmutzig weißen Fläche. Die Natur machte ihre ersten Versuche, sich mit dem lichten, grünen Frühlingskleid zu schmücken, und hier und da schlug schüchtern ein Lenzeskind, ein Blümlein, die Augen auf.—

Dort in dem kleinen Garten am Hang, der sich um ein einstöckiges, schmuckes Haus mit vorspringendem Erker hart an der Stadtmauer von Gotha herumlegt, bewegt sich an dem frühen Morgen eines klaren, frischen Märztages ein elfjähriges Mägdlein in dem aus dem schmelzenden Schnee hervorsprossenden

Grün und sucht eifrig mit den Augen am Boden umher, bückt sich auch von Zeit zu Zeit nieder und pflückt etwas in seine Hand. Es ist ein schönes zartes Kind mit hellen, glänzenden Ringellocken und wunderbar sanften, herzigen Augen, mit einer blassen, fast durchsichtigen Haut, welche die frische Morgenluft mit einem leisen, rosigen Schein überhaucht hat. Ihr schlanker Körper ist in tiefes Schwarz gekleidet, und auch das schwellende Lockenhaar wird von einer schwarzen Sammetschleife zusammengezwungen.

Nachdem das Mägdlein sich eine Weile mit Suchen abgemüht, so erschien auf der hohen Steintreppe des Hauses eine stattliche Frau in den Dreißigen, gleichfalls in tiefes Schwarz gehüllt, und rief dem Kinde zu: „Hast noch nichts gefunden, Anna?“

Das Mädchen richtete sich auf und hielt die linke Hand hoch: „Sehet da, Mütterlein, ein Veilchen habe ich und fünf Schneeglöcklein!“

„Ei, so komm, Herzenskind“, mahnte die Frau auf der Treppe; „es ist Zeit, denn der Hermann ist soeben erwacht. Die andern liegen noch in süßem Schlummer, ihn aber hat die Freude geweckt.“

Das Mädchen hüpfte leicht, wie ein Reh, über die aufgeweichten Wege nach dem Haus und verschwand mit der Mutter in der Thür.

Das kleine, braun getäfelte Eckzimmer mit [illegible] lebensgroßen Ölgemälden, das Prunkgemach [illegible] heute im festlichen Glanz von acht [illegible] weißen Linnen überdeckten Tisch [illegible] Spielzeug um eine in [illegible] silbernen Ecken verziert[illegible]

Die kleine Ann[illegible] Tisch bereit stehend[illegible]

mal in glückseliger Freude die Augen über all die Herrlichkeit gehen und drängte sich dann an der Mutter vorüber nach der Seitenthür, indem sie halblaut rief: „Nun kann er kommen!“ —

Er hatte schon mit hoch klopfendem Herzen wartend hinter der Thür gestanden, der kleine Hermann, dessen achter Geburtstag die Veranlassung der festlichen Bescherung war. Jetzt trat er in seinem neuen schwarzsamtenen Sonntagswams in das Gemach, das getreue Abbild seiner Schwester Anna, ein Knabe von auffallend anmutiger Gestalt, mit weichen, mädchenhaft zarten Zügen und seidenweichem, hellblondem Lockenhaar, mit Augen, aus deren himmelfarbenem Blau unendliche Herzensgüte sprach, und mit einem Mund, dessen leises Lächeln zum Küssen reizend wirkte.

Als der Knabe den Fuß über die Schwelle gesetzt hatte, blieb er verlegen stehen und wagte wie geblendet nur einen kurzen, scheuen Blick nach dem Tisch, dann fiel er der sich zu ihm niederbeugenden Mutter um den Hals und sagte, keines Wortes fähig, seines Herzens Dank im schweigenden Kuß. Danach umfing er mit gleicher Inbrunst die Schwester, zu welcher von allen seinen fünf Geschwistern ihn die innigste Liebe zog, und die diese Liebe auch im vollsten Maß erwiderte. In freudiger Bewegung flüsterte Anna an seinem Hals: „Gott segne dich und behüte dich, mein teures Brüderlein!“

Nun erst trat an Annas Arm der Hermann an den Geburtstagstisch und ließ trunken seine Augen auf den Geschenken ruhen, von denen er meinte, es sei zu viel für ihn. Es waren, außer der Bibel, nur Kleinigkeiten und Dinge von geringem Wert, aber dem genügsamen Sinn, zu welchem die Mutter ihre Kinder erzogen hatte, erschien das Kleine groß und das Wenige viel. Nicht in lautem Jubel sprach der Knabe sein Entzücken aus, sondern nach seiner Art mit stillem Leuchten

der Augen, und immer wieder drückte er der Mutter und der Schwester warm die Hände.

Plötzlich verschwand von den weichen, rosigen Lippen das glückselige Lächeln, und aus den umwölkten Augen brach ein jäher Thränenstrom.

Erschreckt fuhren Mutter und Schwester zu: „Was ist dir, Hermann?“

Aber diese Frage steigerte das Weinen zu krampfhaftem Schluchzen, so daß die Mutter in großer Beängstigung den Knaben zu einem Polsterstuhl führte.

Nach vielem Zuspruch beruhigte er sich endlich und sagte auf das wiederholte Fragen nach dem plötzlichen Wandel seiner Stimmung: „Ach, daß der Vater nicht mehr bei uns ist!“

Betroffen senkte die Mutter das Antlitz zur Erde — durch die Erinnerung des Kindes wachte auch in ihrem Herzen mit neuer Gewalt der Schmerz auf, den sie, sich selbst beherrschend, zurückgedrängt hatte, um des Kindes Geburtstagsfreude nicht zu stören. Sie hätte laut aufweinen mögen, zumal auch der Anna bei den Worten des Bruders ein Klagelaut entfuhr; doch gewann sie auch jetzt wieder die Herrschaft über sich und streichelte mild tröstend dem Knaben das lange Haar: „Weine nicht, mein Kind; du weißt ja, wohin dein lieber Vater gegangen und daß er nicht auf ewig von uns geschieden, sondern nur auf eine Zeit von uns gegangen, danach heißet es — — nun, Hermann, weißt du noch, wie der Heiland spricht? — Gehe doch und schlag einmal die Bibel auf, die dort auf deinem Geburtstagstisch lieget und die ich aus des seligen Vaters Nachlaß von dem Meister Buchbinder in ein neues Gewand habe kleiden lassen zu deinem künftigen Gebrauch; schlag einmal die Stelle auf Ev. Johannis 16, 22.“

Der Knabe holte die Bibel und fand mit Beihilfe der Schwester bald den bezeichneten Vers, dann las er fließend

und mit einem Ausdruck, der für einen Knaben von acht Jahren auffallen mußte: „Und ihr habt auch nun Traurigkeit, aber ich will euch wiedersehen, und euer Herz soll sich freuen, und eure Freude soll niemand von euch nehmen.“

Sinnend schauten nach dem Lesen des Knaben Augen vor sich hin, und in dem Gemach war eine tiefe Stille, während ein jedes mit seinen Gedanken beschäftigt war.

Hermann unterbrach zuerst das Schweigen, indem er, die Bibel vor seine Brust drückend, sagte: „Ach, was ist das ein köstlich Buch! Könnte ich das doch erst recht verstehen!“

„Hast du Lust dazu?“ fragte die Mutter mit aufleuchtenden Augen. „Ei, wer nur Lust hat zu Gottes Wort, dem öffnet der Geist Gottes auch die Augen, daß er sehen möge. Du aber würdest einen Lieblingswunsch deines seligen Vaters erfüllen und auch deiner Mutter die höchste Herzensfreude bereiten, wenn du einmal ein Gottesgelehrter würdest.“

Die Anna drängte sich jetzt näher an die Mutter. „Wisset Ihr, was wir machen, Mütterlein, nachdem Ihr uns das Abendgebet abgehört habt und aus der Kammer hinweg seid? Ich erzähle dem Hermann die Historien aus der Bibel, und der Hermann muß sie mir dann wieder aufsagen.“

„Kann er es denn?“ fragte die Mutter mit neuem Entzücken. „Aber warum habet ihr dies so heimlich betrieben?“

„Ob er es kann?“ versetzte die Anna eifrig. „Ei, er lernet viel geschwinder, denn ich und der Friedrich. Wo ich es ihm nur ein einig Mal vorerzählt habe, so wiederholt er es alsbald mit denselbigen Worten. — Hermann, willst du es nicht der Mutter zeigen, was du kannst? Sag doch einmal die Geschichte auf von dem Jüngling zu Nain.“

Der Knabe setzte sich bereitwillig aufrecht, faltete seine kleinen, feinen Händchen und erzählte die Geschichte so fließend und mit solchem herzwarmen Ausdruck, daß die Mutter in

süßer Wonne das Kind an ihr Herz drückte und ein stilles Dankgebet zum Himmel schickte, in welchem sie Gott den Herrn aufs neue pries um den Schatz, welchen er ihr in ihren Kindern gegeben, und um den Trost, den sie in ihrem betrübten Witwenstand an ihnen besaß. Sie hatte schier verzagen wollen, da sie, die fünfunddreißigjährige Frau, an dem Sarge ihres geliebten Gatten stand, den ein schneller Tod aus diesem Leben und aus ihren Armen gerissen. Sie hatte gemeint, ihr Herz wäre nun keiner Freude mehr fähig, Klagen und Weinen müsse ihr tägliches Geschäft sein und das Leben ihr zur Plage werden. Ihr Gatte war das Licht ihres Lebens gewesen — nun war dieses Licht erloschen, nun war es Nacht um sie her. — Siehe aber, in der Nacht gingen ihr sechs helle, freundliche Sterne auf: die Freude, welche sie Gott an ihren sechs Kindern erleben ließ, war süßer Ersatz für den herben Verlust und eine neue Bestätigung für das Wort der Schrift, daß Gott wohl Wunden schlägt, aber auch wieder heilt, daß er mitten im Kreuz mit seinen Erquickungen kommt und tröstet, wie kein Mensch trösten kann. —

Es war die Witwe des Doktor Johannes Francke, mit der wir es zu thun haben, eine vornehme, edle Erscheinung mit feinem, durchgeistetem Gesicht und adeligem Anstand, eine Tochter des Doktor David Gloxin, der als ältester Bürgermeister die reiche Handelsstadt Lübeck regiert hatte. Als sie das sechzehnte Lebensjahr vollendet und eben im Begriff stand, zur vollsten jungfräulichen Schöne zu erblühen, hatte der zehn Jahre ältere Syndikus des Fürstentums Ratzeburg, Doktor Johannes Francke, um ihre Hand geworben und sie am 25. Juli 1651 als seine Gattin heimgeführt. Ohne Bedenken hatten die Eltern zu dieser Werbung ihr Jawort gegeben — konnte ihnen doch keine größere Ehre widerfahren, als ihr Kind von einem Mann begehrt zu sehen, der durch seinen klaren Verstand und sein

unbestochenes Rechtsgefühl, durch seine Herzensgüte und lautere Gesinnung, durch seine ungeheuchelte Demut und Frömmigkeit die höchste Achtung bei Leuten aus allerlei Volk erworben hatte. Nur eins schien den Eltern und Verwandten bedenklich, schon in so zartem Alter die Freiheit der Jungfrau in das Joch der Ehe gefangen zu geben; doch erwies sich solches Bedenken bald als gegenstandslos, denn von einem „Joch“ der Ehe spürte die junge Frau nicht das Mindeste, im Gegenteil, mit dem Eintritt in den ehelichen Stand wachte sie erst zum Vollgefühl des Lebens auf, denn es hatten sich hier zwei Seelen zu einander gefunden, welche von Gottes und Rechts wegen zusammengehörten und zusammen erst ein ganzes volles Menschenleben ergaben, indem sie in gegenseitiger Ergänzung liebevoll sich mitteilten, was dem einzelnen gebrach. — Ihre Ehe wurde von vielem Gottessegen gekrönt. Neunmal durften die glückseligen Eltern für die Geburt eines gesunden Kindleins danken, und wenn auch drei davon in früher Jugend wieder dahinstarben, so mußte doch bei so gereiften christlichen Charakteren dieses Leid nur den dunklen Hintergrund bilden, von welchem sich in ihrem Bewußtsein das Licht des göttlichen Gnadensegens um so klarer abhob.

Im Jahre 1658 hatte Herr Johannes Francke das Syndikat des Fürstentums Ratzeburg aufgegeben und war zur Betreibung von advokatorischer Praxis nach Lübeck übergesiedelt. Er hat nie Ursach gehabt, diesen Schritt zu bereuen, denn binnen kurzem war er der gesuchteste Rechtsbeistand, und mit seinem Ansehen wuchs auch sein Vermögen. Bis nach Gotha hin wurde sein Name bekannt, und anno 1666 kam von Herzog Ernst dem Frommen ein ehrenvoller Ruf an ihn, zufolge dessen ihm das Amt eines herzoglichen Hof- und Justizrats angetragen und die Oberleitung des gesamten Kirchen- und Schulwesens anvertraut ward. Ohne Zögern und Bedenken

folgte Francke diesem Ruf, und nun kamen unter dem Wohlwollen und Beifall des frommen hochherzigen Fürsten für ihn und die Seinen goldene Tage. Er sah aus seiner Saat eine reiche Ernte reifen und fand so in seinem Beruf die vollste Befriedigung; drinnen aber in dem Hause, wie viel Sonnenschein-reinsten, süßesten Glücks! Sein Weib ein fruchtbarer Weinstock und seine Kinder wie Ölzweige um seinen Tisch her. —

War ihm das Glück zu reichlich gegeben worden, daß es nur so kurz war? Vier Jahre waren noch nicht ganz erfüllt, da lag der kraftvolle, rüstige Mann, plötzlich aus dem vollen Leben gerissen, auf der Bahre, und die Stätte des höchsten Glückes war ein Klagehaus geworden. — — —

Fast ein Jahr war seit seinem Tod vergangen, als der kleine Hermann, das vierte von den noch lebenden sechs Kindern, am 22. März seinen oben beschriebenen achten Geburtstag feierte, aber noch trugen Witwe und Waisen das tiefe Schwarz, noch blutete schmerzhaft die Wunde, die ihnen der Verlust des herrlichen Gatten und Vaters geschlagen, noch konnten sich die Hinterlassenen nicht an den Gedanken gewöhnen, verwaist in der Welt zu stehen. Indessen wie hätte der Trost des Wortes Gottes nicht schließlich durchgreifen müssen in einem Hause, wo aller Augen zu Gott aufschauten in kindlicher, aufrichtiger Frömmigkeit, wo die heilige Schrift den Anfang und das Ende eines jeden Tages heiligte, wo treue Diener des Herrn so gern weilten und die Trauernden mit weisem Zuspruch aufrichteten, wo auch die Lehrer der Kinder mit frommem Ernst ihr Werk als einen Gottesdienst trieben!

„Meine Seele ist stille zu Gott, der mir hilft", diesen Psalm hatte die Witwe so lange gebetet, bis sie ihn nicht bloß auswendig, sondern auch inwendig konnte, bis es in ihrem Herzen wirklich still geworden und der Friede Gottes eingekehrt war.

Zweites Kapitel.

Bruder und Schwester.

Vier Jahre waren vergangen. Die Anna war inzwischen lieblich aufgeblüht und stand in jenem Alter, wo aus der sich öffnenden Knospe die Blüte brechen will.

Es war ein schöner, warmer, stiller Julinachmittag; nach langem, traurigem Regenwetter schaute zum erstenmal die liebe Sonne wieder unumwölkt die Erde an, und in entzückender Pracht, wie frisch gefärbt und glasiert, strahlten in dem Garten die Nelken und weißen Lilien, mit neuer Lust schmetterten die Finken ihr Halleluja in die würzige geklärte Luft, und wie trunken taumelten die Schmetterlinge im warmen Sonnenschein von Blüte zu Blüte.

Anna saß ganz allein in dem Stüblein, dessen Fenster nach dem Garten hinaus gingen. Auch das ganze Haus war leer: die Mutter war mit den andern Geschwistern zu einer Freundin gegangen, die sie in ihr Landhaus nahe bei der Stadt geladen hatte. Sie selbst hatte es abgelehnt, mitzugehen, da sie von einem heftigen Kopfweh geplagt ward.

Sie hatte das Fenster geöffnet, um frische Luft in das schwüle Gemach zu lassen. Da ihr aber das nicht genügte, begab sie sich nach einer Weile in den Garten hinunter, pflückte sich von dem Hollunder etliche Blätter und legte sie kühlend auf die heiße Stirn. Als sie sich eben in den Schatten der Geißblattlaube setzen wollte, knarrte die Gitterthür des Gartens, und über den knisternden Kies kamen schwere Tritte, an denen die Anna sogleich den Magister Hahn erkannte, den Lehrer ihres Bruders Hermann.

„Ihr kommet mir wie gerufen, Herr Magister“, grüßte Anna ihm entgegen und reichte ihm herzlich die Hand. „Habet Ihr Muße, so setzet Euch ein wenig zu mir. Die Mutter

aus was Ursach stellet Ihr doch solche Frage?"

Anna that einen tiefen, schweren Seufzer. „Ja, weiß ich es, daß der Hermann einen feinen Kopf hat un der Schule obenan sitzet; aber das Herz, das Herz! Wa außerhalb der Schule treibt, das macht mir Pein."

Der Lehrer wurde unruhig, und eine leichte Röte gi über sein fahles, faltiges Gesicht. „Außerhalb der Schul Nichts ist bis auf diese Stunde zu meinen Ohren gedrunge das des Tadels wert sei."

Wehmütig lächelnd schüttelte Anna den Kopf. „Ja *freilich*, vor Menschen mag er untadelig sein, aber ist der *Menschen* Urteil maßgebend für des Menschen Wert? Kommt nicht *alles* darauf an, was Gott von uns urteilet?"

„Ich verstehe nicht, was Ihr meinet, und wie solches auf Euren Bruder Hermann ziele", antwortete der Magister mit gedämpftem Ton, und seine Mienen verrieten einen leisen Unwillen. „Der Hermann ist ein kindlich harmlos Gemüt und zu keinem Bösen geneigt. Auch meidet er von selbst den

Umgang loser Buben. Man muß aber das Herz des Kindes nicht einzwängen und verschüchtern, sondern es ist die Aufgabe der echten Erziehung, die angeborenen Anlagen und Kräfte sich frei entwickeln zu lassen, sintemal sie sonsten verkrüppeln. Zeiget sich dann ein wilder Schößling und Auswuchs, so schneidet man diesen behutsam ab."

„Ihr habet recht, Herr Magister, wenn Ihr saget, daß Ihr mich nicht verstehet", fuhr Anna etwas erregter fort. „Will mich dahero deutlicher ausdrücken. Meinet Ihr, daß die Religion nur als ein Unterrichtsgegenstand neben dem Lesen und Schreiben und Rechnen betrieben und gleichsam in die eine Stunde eingesperrt werden müsse? Muß sie sich nicht vielmehr weihend und heiligend durch allen andern Unterricht hindurchziehen, ja ist nicht das Leben der eigentliche Schauplatz, darauf die Religion zur Geltung kommen und aus dem Wissen in die That umgesetzt werden muß?"

Der Lehrer wollte etwas dazwischen bemerken, aber Anna ließ ihn nicht zu Worte kommen und fuhr mit erhöhtem Eifer fort: „Sehet, Herr Magister, das ist mein Schmerz, daß mein Bruder Hermann, den ich so sehr lieb habe, im Umgang mit seinen Mitschülern seit etlicher Zeit einen andern Sinn bekommen hat. Ehedem hat er immer still gesessen und mir gern zugehört, wenn ich mit ihm von Gottes Wort redete — jetzo hat er wenig Gehör dafür, dieweil sein Herz bei Narreteidingen kindischen Spieles ist und in allerlei weltlicher Lust hin und her flattert."

Der Magister beugte sich zu der Jungfer hinüber und legte seine Hand auf ihren Arm. „Ich kenne Euch, werte Jungfer Anna, und weiß, daß Euer Herz allem Eitlen fremd ist, um, wie Maria, dem Herrn zu Füßen zu sitzen und göttliche Gedanken in sich zu bewegen. Solches sage ich zu Eurem Preis. Doch bitte ich Euch, Ihr wollet nicht hart und unge-

Wangen sie fragte: „Was ist dir, liebe Anna? Thut
wieder weh hinter der Stirn?"

Anna nickte unmerklich und zog den Bruder neben
auf die Bank, indem sie fragte: „Wo bist du diesen Nachm
gewesen, Hermann?"

Ganz fröhlich und in glückseliger Hast erwiderte dies
„Nun kann ich's auch, liebe Anna! Es ist ein pläsierlich Di
Habe gar nimmer gemerkt, wie die Stunden vergangen sind."

„Von was redest du?" unterbrach ihn die Schwester.

„Vom Angeln!" fuhr der Knabe in hitzigem Eifer fort
„Ich werde die Mutter bitten, daß sie mir auch eine Angelschnur kaufe. Der Erich und der Heinrich, was sind das für prächtige Jungen! Die können alles. Wo sie einen mitnehmen, da giebt es vergnügte Stunden. — Aber wie schauest du mich an, Anna? Gönnest du es mir nicht?"

Anna ergriff Hermanns Hand und drückte sie warm, indem zugleich ihre Augen mit wehmütiger Zärtlichkeit auf dem geliebtesten der Brüder ruhten. Nach einer Weile sagte sie: „Du bist so fröhlich, lieber Hermann, ich aber schaue traurig drein, und weißt du wohl, wem mein Trauern gilt? Es gilt dir!"

Der Knabe riß seine Hand aus der der Schwester los und sah sie mit offenem Munde an.

„Ja, thue nur den Mund auf", fuhr sie fort, „du bist nicht mehr so, wie du ehedem warest. Meinest du, ich hätte nicht bemerkt, wie gar unlustig du jetzt immer bist, wenn ich dir aus der Bibel vorlese oder aus Arnds wahrem Christentum, und wie du ungeduldig das Ende des Lesens herbeisehnest, um nur erst wieder bei dem zu sein, was jetzo dein Herz gänzlich in Beschlag genommen? Hermann, lieber Hermann, hast du jetzo den lieben Gott noch so lieb, wie ehedem? Wenn er jetzo vor dich hinträte und dich fragte, ob sein Wort deine Speise sei, könntest du mit ja antworten? O denke an den Spruch im ersten Brief Johannis: Habt nicht lieb die Welt, noch was in der Welt ist, denn so jemand die Welt lieb hat, in dem ist nicht die Liebe des Vaters."

Der Knabe sah verlegen und mit den Fingern an dem Rock zupfend zur Erde. Seine Schwester hatte je und je eine große Gewalt über ihn, fast eine noch größere, als die Mutter, ihre Worte gingen ihm daher auch stracks ins Herz hinein und machten ihn stumm. Doch besann er sich bald auf eine Antwort. „Wie du nur heute bist, liebe Anna! Was willst du mit dem Spruch? Er zielet auf mich nimmermehr. Heißet denn das „die Welt lieb haben", wenn ich mit der Angel am Weiher sitze und mit meinen Gespielen fröhlich bin? Darf ein Kind nicht spielen und fröhlich sein? Sieh, ich weiß auch einen Spruch der heiligen Schrift, den will ich auf mich ziehen: „Freue dich, Jüngling, in deiner Jugend!" Und dann noch einen: „Freuet euch in dem Herrn allewege, und abermal sage ich: Freuet euch!"

Annas dunkle Augen blitzten auf. „Ei sieh, du Bibelheld, ich will dich mit deiner eigenen Waffe schlagen: der Apostel sagt, wir sollen uns freuen *in dem Herrn*. Ist das aber eine Freude in dem Herrn, wenn du den Fischlein nach-

stellest und mit deinen Gesellen lose Streiche ausübest? Betest du denn dabei und nimmst du deinen Heiland mit auf den Spielplatz? Kannst du bei deinen Possen sprechen: Komm, Herr Jesu, sei mein Gast? Nicht das Spielen an ihm selber will ich dir wehren — die Kindheit ist die Zeit zu solchem Werk — aber wo das Herz daran hänget, so wird es Sünde. Hermann, denke einmal, ich wäre der Herrgott, der stünde vor dir mit seinem Flammenauge und fragte dich: Was ist dir lieber, das Wort deines Gottes oder die Welt mit ihrer Lust? Du sollst dich ja deines Lebens freuen, aber wer die Welt lieber hat, als Gott, der wird mit der Welt zu Grunde gehen. Du sollst Gott lieben über alle Dinge! Hermann, lieber Bruder, du hast mich noch nie belogen — jetzo sage mir auch die Wahrheit: wem gehöret dein Herz?"

Der Knabe fiel bei diesen in sehr ernstem Ton gesprochenen Worten in ein heftiges Zittern, seine Brust hob und senkte sich in dem Ungestüm innerer Beängstigung, seine Wangen verloren ihre Röte, seine Augen ihren Glanz. Mehrmals öffneten sich die bebenden Lippen, aber nimmer gelang es ihm, einen Ton hervorzubringen. Endlich warf er sich ungestüm der Schwester an die Brust und fing laut an zu weinen.

Mit zartem Gefühl störte die Anna diesen Thränenerguß nicht, sie streichelte nur sanft dem Bruder das Haar und hielt ihn fest umschlungen. Endlich, als das Weinen nachließ, drückte sie ihm einen Kuß auf die Stirn und sagte: „Gehe jetzo hinein in die Kammer und bete — morgen erst, nachdem du mit Gott geredet, magst du mir deine Antwort sagen."

Willig gehorchte der Knabe, und mit inbrünstigem Blick schaute die Schwester ihm nach, indem sie vor sich hinflüsterte: „Sein Herz ist weich, wie Wachs! Lieber Gott, laß nicht zu, daß die Welt es zu einem Gefäß der Unehre bilde, sondern präge du dein Bild hinein!" —

Als die Familie zwei Stunden später sich zum Nachtbrot versammelte, war Hermanns Platz leer. Er hatte durch die Magd bitten lassen, man wolle ihn allein lassen, da er nicht essenslustig sei. — Der Mutter fiel eine solche Bestellung auf, doch gab sie sich, nachdem ihr die Anna in dem Nebengemach den Hergang in der Laube erzählt, und billigte auch den Rat der verständigen Tochter, den Knaben bis zum andern Morgen nicht zu stören.

Als später alles zur Ruhe gegangen war, schlich sich die Anna auf den Socken in die Kammer, in welcher Hermann mit den kleineren Geschwistern schlief, und lauschte an der Thür. Drinnen war alles still, nur ein zeitweiliges Seufzen verriet ihr, daß Hermann noch wach sei. Das Seufzen gestaltete sich aber bald zu Worten, die anfangs leise hauchten, so daß es Anna trotz aller Anstrengung nicht verstand, allmählich aber lauter wurden, bis die Lauscherin das deutliche Gebet vernahm: „Lieber Gott, es müssen ja allerlei Stände und Hantierungen sein, die doch endlich alle zu deiner Ehre gereichen; aber ich bitte dich, du wollest mein ganzes Leben bloß und allein zu deinem Dienst und zu deiner Ehre lassen gerichtet sein. Amen."

„Amen!" flüsterte Anna mit thränenden Augen und schlich leise von dannen. —

Am andern Morgen, als die Frühandacht zu Ende war, drängte sich der Hermann, der bisher sehr still gewesen war, an die Mutter und sagte mit halblauter, zagender Stimme: „Darf ich um etwas bitten, Mütterlein?"

Auf ein ermutigendes Kopfnicken der Mutter fuhr er fort: „Gar gern hätte ich eine Kammer für mich allein."

„Wozu dieses, mein Kind?" fragte die Mutter freundlich.

„Ich möchte, daß es still wäre um mich her, ganz still, daß ich von der Welt gar nichts hörte und sähe."

Die Mutter gab den andern Kindern außer der Anna einen Wink, hinauszugehen und fuhr dann fort: „Mein lieber Sohn,

ich weiß, was gestern zwischen dir und deiner Schwester vorgefallen. Ist solch Verlangem nach einem stillen Kämmerlein die Antwort, welche du ihr heute geben wolltest?"

Der Knabe sah mit feuchten Augen zu der Schwester hinüber und nickte leise. „Ich habe die ganze Nacht den Schlaf nicht finden können, denn immer hörte ich der Anna Worte: Habt nicht lieb die Welt, noch was in der Welt ist; denn so jemand die Welt lieb hat, in dem ist nicht die Liebe des Vaters. Und hernach, wie ich gegen Morgen doch ein wenig in halben Schlummer gefallen war, da war es mir, als stünde der Heiland vor mir, so wie er in unserer Bibel gemalet ist mit den blutenden Wunden; und er zeigte mir diese Wunden und sprach: „Siehe, ich habe dich je und je geliebet — willst du die Welt mehr lieben, denn mich?" Da erwachte ich und war sehr erschrocken. In meiner Angst aber betete ich: Ach, ich will dich ja lieb haben, du lieber Heiland, und der Welt Valet sagen — du mußt mir aber dazu helfen, sonst wird es wohl nimmer recht gehen. Und nun gedachte ich der alten Geschichten, die mir der selige Vater erzählet von den alten Mönchen, die aus der Welt geflohen sind, um nicht von der Welt gefangen zu werden, und sich in die Stille gesetzet haben, da es ihnen leichter geworden. Mütterlein, wollet Ihr mir ein stilles Kämmerlein geben? Schauet, droben in dem Giebel das kleine Verlies, da die alten Schreine und Gerätschaften stehen, das möchte wohl für mich taugen, so es von dem Unrat geräumet würde."

Die Mutter, welche mit überwallendem Herzen dem Knaben zugehört hatte, zog ihn jetzt an ihre Brust und sagte: „Du bist mein liebes Kind, du sollst deinen Willen haben. Die Anna wird helfen, daß du bei der Rückkehr aus der Schule deine Klause bereit findest. Bleibe du nun aber auch bei deinem guten Vorsatz!" —

Mit Ungeduld wartete die Anna, daß die Schulglocke ertönen möchte, und als sie den Hermann mit dem Ranzen auf dem Rücken durch die Thür hatte verschwinden sehen, eilte sie die Treppe hinauf und wandelte unter Beihilfe des Balthasar die alte Polterkammer in ein trauliches, lauschiges Gemach um. (Balthasar, der älteste der Geschwister, studierte in Heidelberg die Rechte und war eben auf Besuch anwesend.)

„Wirst einmal eine treffliche Hausfrau werden", meinte lächelnd der Balthasar, nachdem er dem Walten und Ordnen der Schwester eine Zeitlang still zugeschaut hatte. „Wenn ich dir zusehe, das ist ja gerade, wie es bei der Erschaffung der Welt hergegangen ist! Erst alles wüst und kraus durcheinander, dann kommt die sichtende, scheidende, ordnende, gestaltende Hand des Schöpfers über die rohe, ungefüge Masse, und es wird daraus die schöne bunte Welt. — Hier möchte ich auch wohnen und studieren! Es ist so still allhier und so friedlich! Also der Hermann hat selbst den Wunsch ausgesprochen, in dieses Kloster zu gehen und sich aus der Welt zu flüchten? Ich weiß nicht, worüber ich mich mehr verwundern soll: über solchen Entschluß eines Kindes von zwölf Jahren, oder über die Macht, welche du, liebste Anna, über des Knaben Gemüt ausübest."

„Ja allerdings", versetzte die Anna, „es ist auffallend, daß der Hermann in so zartem Alter schon einer Erkenntnis und eines religiösen Ernstes fähig ist, den man nur bei herangewachsenen Jünglingen und gereiften Männern sucht. Doch nur für Fremde ist dieses auffallend, nicht für mich, die ich ihn habe werden und wachsen sehen. Es ist etwas Wunderbares mit dem Knaben. Verschwenderisch hat der Schöpfer die Gaben des Geistes über ihn ausgeschüttet. Seine Lehrer sind voller Staunen über die Schnelligkeit seines Fassungsvermögens und über den Geist, der aus seinen Antworten spricht; sie

halten ihn für eine Art Wunderkind und haben wiederholt geäußert, daß er in etlichen Jahren reif sei für die Universität. Oftmals müssen wir die Glückwünsche der Freunde hören, die dem Knaben eine glänzende Zukunft verheißen. Aber solche Glückwünsche machen mir bange. Ich freue mich, aber mit Zittern, denn nimmer kann ich eines Wortes vergessen, welches einmal der alte würdige Superintendent Gotter im Hinblick auf des Knaben hohe Geistesgaben fallen gelassen: „Schade, wenn dieses herrliche Gottesgebilde verloren ginge! Auf den Höhen, da wehet am schärfsten der Wind und der Blitz schlägt da am leichtesten ein.“ — Ach, ich habe dieses Wort wohl verstanden. Nach solchen haschet der Teufel am liebsten, die der liebe Gott vor andern bevorzugt hat. Balthasar, wenn unser Hermann verloren ginge!“

In tiefes Nachdenken versunken und wie von einem Frost durchschüttelt stand der Balthasar am Fenster; es entstand eine lange Pause. Mehr für sich, als zu seiner Schwester gewendet, murmelte er dann: „Gerade, als ob sie es mit angesehen hätte!“

„Was meinest du?“ fragte Anna.

Balthasar strich sich mit der Hand über die Stirn und seufzte. „Den Tag zuvor, ehe ich heimgereiset bin, haben sie bei Heidelberg einen jungen Mann aus dem Neckar gezogen — o weh, es thränet drinnen mein Herz, wenn ich bedenke, was für ein Mensch das war: der Stolz seiner Eltern, die Zierde der Hochschule, ein wahres Wunder von Begabung, dem alle Ehre dieser Welt winkte! Sein Herz ist gewichen von den Wegen Gottes, der Satanas hat dem Herrgott dieses kostbare Werkzeug verdorben. — — Aber freilich“, fuhr der Balthasar nach etlichem Schweigen leise lächelnd fort, „er hatte keine Schwester Anna, es stand ihm kein treuer Eckart zur Seite. Liebste Anna, dieweil der Hermann in deiner Hut ist, sorge ich mich nicht um ihn. Zu dir hat sich sein Herz allezeit am

meisten geneiget, dir wird es auch in der Kraft Gottes gelingen, daß er Lust bekommt zu dem, das Gottes ist, und die Eitelkeit der Welt verschmähet."

Die Anna schaute bekümmert vor sich hin. „Sein Herz ist so weich, man kann alles hineindrücken. Ach, was bitte und flehe ich alle Tage zu Gott hinauf, daß er ihm gebe, was die heilige Schrift ein köstlich Ding nennt: ein festes Herz!"

„Ich will dir helfen mit Bitten und Flehen", fiel Balthasar lebhaft ein, „und die Mutter wird es daran auch nicht fehlen lassen. Sollte aber ein Kind so vieler Gebete verloren gehen können? Setzen wir unsere Zuversicht auf den Herrn Herrn! — Meine Zeit ist morgen um, ich kann es nicht mit eigenen Augen sehen, ob es dem Hermann mit seinem Gelübde Ernst sei. Dahero bitte ich dich, Anna, du wollest mir fleißig nach Heidelberg schreiben und Kunde geben von dem weiteren Verlauf." —

Die Schwester versprach es, und von dieser Zeit ging regelmäßig am Montag mit der Post ein Brief von Gotha nach Heidelberg. Wenn wir dem Balthasar beim Lesen ins Gesicht sehen, so merken wir, daß in den Briefen gute Botschaft stehen muß: er schaut so glücklich drein und betet so brünstig zum Himmel hinauf im Hallelujaton.

Nun ja, die Anna konnte auch Fröhliches berichten, konnte erzählen, daß der Hermann mit tapferm Mut seinen Sinn von dem Eitlen abgewendet habe und wieder warm geworden sei für Gottes Sache, daß er immer eifriger in der Schrift forsche und mit ganzer Hingebung des Herzens zuhöre, wenn sie ihm aus Arnds wahrem Christentum vorlese, daß er auch selbst mancherlei Fragen thue, die eine lebendige Beschäftigung mit religiösen Dingen verraten. Darüber versäume er aber die Wissenschaften durchaus nicht, im Gegenteil komme das Lob der Lehrer jetzt noch viel reichlicher, als zeige der Schüler

einen noch viel brennenderen Eifer des Lernens und eine noch viel größere Treue in der Ausarbeitung seiner häuslichen Aufgaben.

Als nach Verlauf eines Jahres der Balthasar wieder in die Ferien kam, konnte er sich mit Augen überzeugen, daß die Briefe der Schwester keine Übertreibung enthalten hatten. Auch körperlich hatte der von Haus aus zart angelegte Knabe sich entwickelt. Wer ihn ansah mit den blühenden rosigen Wangen, den fröhlich leuchtenden Augen und den goldigen Locken, dem lachte das Herz.

Drittes Kapitel.

Durch neue Anfechtung.

„Komm, laß uns hier auf dieser Bank ein wenig ruhen, du bist müde, liebe Schwester.“

„Ja, wahr ist es, der Berg ist mir noch nie so steil erschienen, wie heute. Ach, wie hurtig bin ich sonst die Höhe heraufgesprungen, ohne auch nur einen Schweißtropfen zu vergießen! Mir ist, als wäre ich seit einem Jahr recht alt geworden.“

„Wärest du krank, Anna? Das wolle Gott verhüten. Dann will ich es lieber sein; ich kann das nicht sehen, wenn du Schmerzen leidest.“

„Krank? Ich weiß keine Stelle in meinem Körper zu bezeichnen, die mir weh thäte; selbst der Kopfschmerz, welcher mich vormals so häufig peinigte, hat sich gemindert. Dennoch ist es, als wäre die Lebenskraft in mir erlahmt.“

Sie ließen sich beide auf der rohen Holzbank nieder, die Geschwister Anna und Hermann Francke, welche man häufig miteinander lustwandeln sah. Seinen Gespielen hatte Hermann

den Abschied gegeben und, ihren Spott nicht achtend, sich an seine Schwester angeschlossen; und dieser Anschluß war um so inniger geworden, je mehr er merkte, daß der Tausch für ihn kein Verlust war, sondern ein Gewinn. Die Schwester stand vor ihm wie eine Heilige, wie ein Wesen aus einer höheren Welt — besonders in der letzten Zeit, wo auch ihre äußere Erscheinung immer lichter und durchsichtiger wurde, wo auf den lilienweißen Wangen die zwei schönen, roten Rosen blühten. Er sah zu ihr in die Höhe als zu einem Vorbild, er fühlte sich ihr gegenüber so klein, so arm, so unrein, so mangelhaft, und doch beugte ihn das nicht mutlos zu Boden, schreckte ihn das nicht zurück, sondern zog ihn im Gegenteil zu ihr hin und entzündete in ihm einen heiligen Eifer, ihr ähnlich zu werden; denn an ihr konnte er mit Augen sehen, daß wahre Frömmigkeit das Herz schon hienieden selig mache und den Himmel auf die Erde herunterziehe. Wie ein Engel des Friedens ging die Anna in dem Haus umher, und wer ihr nahte, der fühlte sich von diesem Frieden sanft angeweht, der wurde wie mit einem Zauber an sie gebannt. Die Macht der Sünde schien in diesem reinen Herzen gebrochen, es war, als hätte dieses engelhafte Wesen nie einen Kampf mit Fleisch und Blut zu bestehen gehabt, als hätte die Welt nie eine versuchende Gewalt auf ihr Gemüt auszuüben vermocht. Ihr Herz, unverrückt auf dem Felsengrund des Glaubens ruhend, atmete Liebe, ungefärbte Liebe, und die Demut hielt ihr die Augen zu, daß sie selbst nicht sah, wie schön, wie fromm sie sei. — So stand sie vor dem Hermann wie ein höheres Wesen und lehrte ihn durch ihr Vorbild trachten nach dem, das droben ist.

Es war rührend zu sehen, mit welcher zärtlichen Fürsorge er sein Schwesterlein umgab, wie er sie auf Händen trug und ihr des Herzens Wünschen von den Augen las. Besonders

seit sie sich so schwach und müde fühlte, drehte sich alle seine Sorge und Mühe nur um sie und ihre Pflege.

Viel mehr noch als sonst liebte es die Anna jetzt, von dem jenseitigen Leben zu reden, und dem Hermann wurde es beim Zuhören wohl und weh zugleich. Ganz hinten im Herzen lag es ihm wie dunkle Ahnung, als hätte er die Schwester nicht mehr lange, und diese Ahnung drückte ihn immer schwerer, je schwächer und elender die Anna wurde. Zwar tröstete er sich in seiner Besorgnis mit den schönen roten Backen, die sie hatte, aber das war ja ein kindischer Trost — hinter diesen Rosen arbeitete der Tod. —

Den Sommer über war es noch gegangen; als aber der Herbst mit seinen Stürmen die Erde schüttelte und sie in seinen Nebelmantel hüllte, da konnte sich niemand mehr ein Hehl machen, daß die Tage der Leidenden gezählt seien. Sie mußte im Bett liegen bleiben, oder vielmehr aufrecht darin sitzen, denn anders wurde ihr das Atmen zu schwer.

Hermann wich, die Schule versäumend, den ganzen Tag nicht von ihrem Lager, auch die Nächte hätte er wachen mögen, wenn ihm nicht der Arzt auf das strengste nächtliche Ruhe befohlen hätte, denn die Angst und das Herzweh hatten ihn selbst dermaßen angegriffen, daß auch für ihn zu fürchten war.

Zu reden vermochte die Kranke fast gar nicht mehr: wenn sie den Versuch machte, so erstickte der böse Husten ihr die Worte im Mund. Und doch wirkte sie noch auf ihre Umgebung, besonders auf den Hermann, der, ihre feuchtkalte, marmorweiße Hand in der seinen haltend, stundenlang regungslos an ihrem Lager sitzen konnte. Sie wirkte, wo ihr die Worte versagten, durch die That, durch das Vorbild stillen, gottergebenen Duldens, welches auf jedes Gemüt von ergreifendem Eindruck war. Oft las ihr Hermann auf ihren Wunsch eines von Paul Gerhards Liedern, oder ein Stück aus Arnds wahrem

Christentum, oder eine Predigt aus Luthers Postille; dann lag sie mit auf der Brust gefalteten Händen und nach oben gerichteten Augen, als sähe sie schon, woran die andern Erdenpilger nur glauben, als wäre vor ihrem erleuchteten Blick der Schleier aufgehoben von der Herrlichkeit der zukünftigen Welt.

So las er eines Tages das Lied im höheren Chor: „Jerusalem, du hochgebaute Stadt, wollt' Gott, ich wär' in dir", und wie er nach dem Lesen sich zu ihr umblickte, da lag sie mit geschlossenen Augen, ganz blaß und kalt: ihre Seele war inzwischen weit über Berg und Thal geflogen und droben angekommen in dem himmlischen Jerusalem. — —

Dem Hermann war es, als griffe eine Hand in sein Herz und risse es mitten entzwei, und in diesem Augenblick kam er sich vor, als wäre die ganze Welt ausgestorben und er allein übrig geblieben. Er wünschte und weinte zum Himmel hinauf, Gott möchte ihn auch mit sterben lassen und ihm eine Ruhestatt gönnen neben seinem Schwesterlein. Das tief empfindsame Gemüt des Knaben litt schwerer noch als das der armen Mutter, die an der Anna nicht bloß ein Kind, sondern auch eine Freundin verloren hatte, mit der sie ihre innersten Herzensgedanken austauschen konnte; und als man den Sarg in die Grube senkte, da mußte der unglückliche Bruder ohnmächtig nach Hause getragen werden. —

Hatte er vorher schon sein Kämmerlein gern gehabt, so wurde es jetzt in noch viel höherem Maß sein Lieblingsaufenthalt, denn der beste Trost in seinem Leid waren seine Bücher. Mit verdoppelter Kraft sich auf die Wissenschaft werfend, suchte er einen Ersatz für den unsagbaren Verlust. Und je süßere Früchte ihm nun der Baum der Erkenntnis zuwarf, je weiter sich seinem durstigen Geist das Reich des Wissens aufthat, je tiefer er eindrang in die Geheimnisse der Welt und der Menschengeschichte, desto mehr vernarbte

die innere Wunde, desto stiller wurde mit seinem Klagen das Herz.

Das steigende Lob der Lehrer stachelte seinen Wissenstrieb noch mehr, und wenn er bei den öffentlichen Prüfungen, wobei ihm wiederholt eine freie lateinische Rede aufgetragen wurde, die staunenden Augen der Anwesenden auf sich gerichtet sah, wenn er den Stolz der Lehrer bemerkte, mit welchem sie dem Vierzehnjährigen Fragen vorlegten, deren Beantwortung die Zwanzigjährigen schuldig blieben, so fühlte er in seinem Herzen einen Wonnekitzel, der ihn alles Leid vergessen ließ und ihn zugleich zu immer heißerer Begierde stachelte, den Menschen zu gefallen und die Bewunderung der Welt immer voller zu ernten.

Was ihm früher zur Versuchung geworden war, die Lust am kindisch eitlen Spiel und an dem Zeitvertreib der losen Knabenstreiche, das lag ihm jetzt fern — hier hatte ihm der gesegnete Einfluß der Schwester zu einem entschiedenen „Hebe dich weg von mir, Satan“ geholfen. Aber der Teufel schlich sich jetzt in einer andern Gestalt heran, in einen Engel des Lichts verkleidet, und warf in das unbewachte Herz den Feuerfunken des Ehrgeizes. —

Durch die Stadt lief die Kunde: „Der vierzehnjährige August Hermann Francke ist von dem Schulcollegio für reif zur Universität erklärt und mit dem glänzendsten Zeugnis entlassen.“ Und das stille Haus der Witwe vor dem Thor ward jetzt zu einem Wallfahrtsort: Alles wollte der Mutter Glück wünschen zu einem solchen Sohn und diesen selbst sich in nächster Nähe ansehen. Droben saß der in seinem Stüblein, unempfindlich, wie es schien, gegen die Bewunderung der Welt und sich verbergend vor den neugierigen Blicken; aber war es Bescheidenheit und Demut, was ihn sich zurückziehen ließ? Es giebt eine Bescheidenheit, welche sich nicht an die Straßenecken stellt, um ihr eigenes Lob zu singen, sondern sich still zurückzieht und

rar macht, aber warum? Um dadurch die Leute sich nachzuziehen und sie zum Lob zu reizen, und dann sich innerlich um so stolzer zu blähen, je weniger sie zu ihrem Preise aufgefordert zu haben scheint. Diese Bescheidenheit ist nur eine Form des Hochmuts.

Hermann, was soll das Klopfen in deinem Herzen? Was sagt das Glühen deiner Augen? Ach, deine Schwester ist nicht mehr da, die würde es dir deuten — du selber deutest es dir nicht, du merkst die Gefahr nicht, in der du schwebst, du lässest unbedacht den Hochmutsteufel mit dir spielen, der schon so manchen, welcher hoch stand, in tiefen Abgrund gestürzt hat! —

Wenige Tage später finden wir den Hermann in Thränen auf seinem Kämmerlein. Was hat der Knabe zu weinen, den alle Welt glücklich preist? Seine Mutter, von ihrem Seelsorger weise beraten, hat ihm erklärt, daß er noch zu jung und unreif sei für die Universität und darum noch zwei Jahre warten solle, ehe er Barett und Stoßdegen trage. Hätte er doch schon auf dem Gymnasium um seiner großen Jugend willen von den ältern Schülern gar viel Spott und Unbill leiden müssen; was sollte das auf der Hochschule werden, wo die Tyrannei der älteren Studenten gegen die jüngern so wie so schon sprichwörtlich sei?

Wie ein zweischneidig Schwert ist ihm dieses Wort durch die Seele gedrungen, aus dem Himmel höchster Wonne hat es ihn in die Hölle bittersten Wehs hinabgeworfen: sein süßer Traum, als „Wunderkind“ auf der Hochschule zu strahlen, ist grausam zerrissen, und von dem Baum des Hochmuts fällt die erste bittere Frucht.

Seine Mutter, die sonst so eifrig über ihm wacht, kann ihn in diesem Stück nicht warnen, denn vorsichtig hüllt der Knabe seine Hoffartsgedanken vor den Menschen ein und ver-

rät sich mit keinem Wort, mit keinem Blick. Auch sein Lehrer, der Subkonrektor Georg Hesse, der seine Studien leitet, sieht nur seinen Fleiß und seine unersättliche Wißbegierde und hat nur Worte des Lobes für ihn, wird ohne seinen Willen aus einem Führer zum Verführer,! bestärkt ihn ohne seine Absicht in dem Fortschreiten auf der gefährlichen Bahn, befestigt ihn, ohne es direkt auszusprechen, in seiner Überzeugung, daß die Mutter einen großen Fehlgriff gethan habe.

Die Einsamkeit seines Kämmerleins, sonst seine Rettung vor der Lust der Welt, wird ihm jetzt zur Gefahr, zur Nährung seiner ehrgeizigen Leidenschaft, und die zwei Jahre, welche ihn in der Wissenschaft merklich förderten, brachten die Giftblume in seinem Herzen vollends zur Blüte: vor Menschen untadelig, aber ein Gegenstand göttlichen Mißfallens,! in seinem äußern Wandel unsträflich, aber in seinem Herzen ferne von Gott bezog er nach Ablauf der gesteckten Frist als sechzehnjähriger Knabe die Universität.

Viertes Kapitel.

Auf der Hochschule.

In ihrem ebenso kleinen und engen, als saubern und behaglichen Stüblein auf der Augustinergasse zu Erfurt saß an einem trüben, regnerischen Apriltag des Jahres 1679 die Pfarrerswitwe Veronika Hertz bei einer Näharbeit, eine würdige Matrone mit sorgfältig gepflegten grauen Locken, die unter der schneeweißen Flatterhaube hervor ein Gesicht beschatteten, in welchem sich unverkennbare Herzensgüte und demütige Anspruchslosigkeit spiegelte. Zu ihren Füßen schnurrte eine kohlschwarze Katze, und auf dem kleinen Tisch der epheu-

umrankten Fensternische hüpfte schläfrig ein Hänfling in dem hölzernen Bauer.

Sie hatte heute gar keine Sammlung zu ihrer Arbeit, die sonst so ruhige, friedsame, gemessene Frau, die sich nur schwer in ihrem auf kindlichem Gottvertrauen ruhenden Gleichmut stören ließ. Wiederholt öffnete sie das kleine Schiebefenster und schaute die Gasse hinab, ging auch von Zeit zu Zeit in dem Gemach auf und nieder und rückte die Stühle von einem Platz zum andern, als stünden sie nimmer in der schicklichen Ordnung.

Endlich wurden Tritte auf der Treppe laut. Die Alte horchte auf und eilte nach der Thür, um zu öffnen, trat aber enttäuscht zurück, als ein ältlicher Mann hereintrat mit langem, dürrem Körper, mit spärlichem, strähnig herabhängendem Haar und mit einem rechten Gelehrtengesicht. Es war der Sohn der betagten Witwe, die einzige Stütze ihres Alters, ein Mann, der es nicht ungern hörte, wenn man ihn „Herr Magister“ titulierte, obwohl er eigentlich weiter nichts war, als ein alter ausgelernter Studiosus, der sich sein Brot damit verdiente, daß er jungen, unberatenen Musensöhnen in den Wissenschaften nachhalf.

„Ach du bist es, Rudolf“, sagte die Witwe. „Statt deiner hatte ich unsern Kostgänger erwartet.“

„Wie, ist er noch nicht zurück?“ fragte der Magister befremdet, indem seine Augen nach der alten Wanduhr gingen. „Die Deposition muß längst vorüber sein.“

„Ich bin in großen Ängsten um ihn“, fuhr die Alte mit steigender Unruhe fort. „Es ist ein zärtlicher Knabe von schwachem Körperbau und reizbarer Gesundheit. Habe große Sorge, er werde hier unter den rohen Sitten der Studenten Schaden leiden an seinem Leibe. Ach du lieber Gott, der kleine sechzehnjährige David unter den Goliathen! Habe noch nimmer

gewagt, seiner Mutter auf dero dringendes Bitten um Nachricht über ihren Sohn briefliche Antwort zu erstatten, sintemal ich erst die schlimmste Zeit wollte vorüberlassen, bis er sich an das neue Leben etlichermaßen gewöhnt haben würde. Du lieber Gott, ich bange mich um ihn, als wär's mein eigen Kind! Kann auch mein eigen Fleisch und Blut nicht lieber haben, als diesen Knaben, der mir stracks das Herz abgewonnen wie noch nie einer derer, die wir in Kost und Pflege bei uns gehabt. Ach du lieber Gott, was ist der Francke für ein liebes Bürschlein! Wenn er einen anschaut mit den hellen, klaren Augen und einen so geradeaus anredet mit der weichen, wohlklingenden Stimme, das gehet gleich ins Gemüt, und man kann sich nicht denken, daß dieses liebenswerte Menschenkind einen Feind habe."

„Ihr habet recht, Frau Mutter", versetzte der Sohn, Herr Konrad Rudolf Hertz, der inzwischen seinen langen kaffeebraunen Straßenrock mit großer Behutsamkeit in den hochbeinigen Schrein gehängt und sich in einen alten, fadenscheinigen, aber sehr bequemen Hauskaftan gehüllt hatte. „Es ist eine Freude und ein Genuß, seinen Eifer im Lernen zu sehen und seine Studien zu leiten. In dem schwächlichen Körper wohnet ein starker Geist und seltene Anlage, also daß einmal Großes von ihm zu erhoffen stehet, wo er allezeit verständige Leiter seiner Studien findet. Bin voller Erstaunen, wie heimisch der sechzehnjährige Knabe allbereits in den alten Sprachen ist und mit welcher Gewandtheit er seine Gedanken in selbigen auszudrücken verstehet. Auch in der Logik, Metaphysik und Geographie gehet es hurtig fürbaß, und würde noch hurtiger gehen, wo ihm nicht durch die Ungeschlachtheit und Tyrannei der älteren Studenten mancherlei Hindernis würde."

Die Alte seufzte: „Ja, solches hat er mir auch schon geklaget."

Jetzt tönte der Klopfer an der Hausthür, und bald wurde auf der Diele ein Geräusch laut. Ahnungsvoll eilten Mutter und Sohn hinaus und blieben erschrocken an der Treppe stehen bei dem Anblick, der sich ihnen bot. Von zwei Studenten geführt, wankte bleich und verstört August Hermann Francke die Stufen herauf und fiel wie verwelkt dem Magister in die Arme. Mit Hilfe der Alten brachte ihn dieser auf sein Losament und legte ihn sanft auf das Bett.

Die alte Frau quälte mit teilnehmenden Fragen auf den Armen drein, aber matt winkte dieser mit der Hand und gab durch Zeichen zu verstehen, daß man ihn jetzt in Ruhe lassen solle. So zogen sich die beiden geräuschlos zurück und warteten in großer Besorgnis, was sich weiter begeben würde.

Erst nach zwei Stunden hörten sie über sich in dem Stüblein des Studenten Fußtritte, und bald danach trat dieser selbst zu ihnen ins Gemach, immer noch blaß und verstört, ein Bild des Jammers.

Mit einem neuen „Ach du lieber Gott“ führte ihn Frau Hertz zu dem großen, bequemen Lehnstuhl mit der hohen Rückwand und versuchte ihm mit linder Hand das wirre Haar einigermaßen in Ordnung zu bringen. „Ach du lieber Gott, man hat Euch übel mitgespielt, mein lieber Francke!“ klagte sie.

„Ja, sehr übel, Mütterchen“, antwortete der Gefragte müde. „Was soll ich sagen von der Deposition? Ich hatte zuvor manches vernommen von dem Unfug und Greuelwerk, das bei dieser Fuchstaufe getrieben werde; aber daß es damit so toll und grausam hergehen würde, hätte ich nimmer gedacht. Meinete ich doch, der Atem wollte mich verlassen, da mir einer der Depositionsknechte auf der Brust kniete und mit dem großen hölzernen Hobel meinen ganzen Körper bearbeitete, als wäre ich ein Baumstamm. Auch da mir die ungeheuren Schweinszähne in den Mund gestoßen wurden, ging das Blut heraus

und die Sinne wollten mir schwinden. Da ich aber einen vernehmlichen Seufzer ausstieß, hub ein lautes Höhnen der Marterknechte an und verdoppelte die Qual, also daß ich die Zähne zusammenbiß und in stummer Verzweiflung alles über mich ergehen ließ. Der Ingrimm in mir war aber so groß, daß ich die Marterknechte allesamt hätte durchbläuen mögen. Ach, Herr Magister, was soll man zu solcher Roheit derer sagen, welche die Vertreter der höchsten Bildung sein wollen? Und muß man nicht vollends irre werden, wenn solcher Unfug nicht bloß straflos verübet wird, sondern gar unter den Augen und Mithilfe der Professoren vor sich gehet?"

Der Magister reckte bei diesen letzten Worten das herabgeneigte Haupt in die Höhe und strich sich mit den gespreizten Fingern die Haare aus dem Gesicht. „Ich verstehe es wohl, daß Ihr innerlich erboset seid, bedauere auch den übeln Ausgang und schäme mich der Roheit, welche jetzund die Studiosi an den Tag legen; doch hat die Sache selbst ihren guten Sinn und Bedeutung. Es ist nämlich bei der sogenannten Deposition als dem Weiheakt zum Eintritt in das Studentenleben alles Sinnbild und will dieses besagen, daß man, ehe man in das Heiligtum der Wissenschaft eintreten dürfe, erst den alten Menschen ausziehen und gewissermaßen sich häuten müsse. Darum werden den Pennälen oder jungen Füchsen symbolisch mit der großen Holzzange die zuvor eingesetzten Schweinszähne ausgezogen, mit der hölzernen Schere die angehefteten Eselsohren abgeschnitten, mit der Feile die Fingernägel geraspelt und mit dem ungeheuren Hobel der ganze Körper geglättet; mit dem Wasser, welches über sie ergossen wird, soll die innere Reinigung angedeutet werden, und das Salz, welches man ihnen auf die Lippen legt, ist das Sinnbild der Weisheit, in deren Besitz sie nun treten sollen, gleichwie der auf ihr Haupt getröpfelte Wein die Reinheit und Lauterkeit der Sitten abbildet,

deren sie sich als Jünger der Wissenschaft zu befleißigen haben. Würde nun solches Sinnspiel fein säuberlich traktieret und nicht ins Grausame und Ungeheuerliche getrieben, so wollte ich nichts dawider sagen, wie denn auch zum Exempel der Doktor Martin Luther seiner Zeit der Deposition unterschiedlich beigewohnet und derselbigen durch seine mit Salz gewürzte Rede erst den rechten Anstrich gegeben, auch durch seine Gegenwart allem Unfug und Ausartung gewehret hat. Findet man doch solche Art von Einweihungsbrauch desgleichen bei anderen Berufsarten, als zum Exempel bei den Seeleuten. Aber freilich, daß dabei so viel wüste Unfläterei durchbricht, dieses ist zu beklagen; und die Herren Professores eifern auch dawider, doch ohne jegliche Frucht."

Francke hatte dieser Auseinandersetzung aufmerksam zugehört. Das war ihm sehr interessant, den Sinn dieser Sitte kennen zu lernen, denn er hatte den ganzen Hergang für baren Unsinn gehalten und für eine bloße Ausgeburt jugendlich-zuchtlosen Übermuts. „Ist es also, Herr Magister", sagte er, „so mögen meine Quälgeister um dieses Dinges willen etlichermaßen entschuldigt sein. Dennoch aber, wenn ich an ihr sonstiges Treiben denke, so kommt der alte Zorn wieder. Ach, wie sind alle die schönen Bilder, die ich von dem Leben auf der Hochschule geträumet, in nichts zerronnen! Die Rauheit der Sitten unter dem Studentenvolk ist nicht das Schlimmste — das ist mir das Schrecklichste gewesen, daß die Jünger der Wissenschaft das Studieren für eine Schmach achten und ihre Ehre darin suchen, die Fleißigen zu verhöhnen. Wie war ich stolz, da ich zum ersten mal mit der Mappe unter dem Arm durch die Gassen nach dem Hörsaal ging! O, dieser Stolz ist mir jämmerlich gedemütiget worden. Da ich über den Domplatz kam, brach aus einer Bierstube ein Haufe mit Stoßdegen heraus und rief mir allerlei Schimpfreden nach, als wäre es

ein Verbrechen oder mindestens eine Albernheit, in das Kollegium zu laufen. Da ich, dieses nicht achtend, meines Weges weiter ging, folgte mir ein Steinhagel, und bald fühlte ich mich beim Kragen gegriffen und in die Bierstube geschleppt. Was habe ich da für Reden hören und was für Thaten sehen müssen! Saufen und Raufen ist dieser Burschen beste Kunst, und daß ich es auch lernen sollte, dazu hatten sie mich mitgeschleppt. Ich hätte weinen mögen, aber die Angst machte mich still, und ich suchte meine Ohren zu betäuben und meine Augen zu schließen, um nichts zu hören und zu sehen von dem, das da vorging."

Der Magister suchte den Studiosus, dessen erst so bleiches Gesicht jetzt wie im Feuer glühte, zu beruhigen, indem er ihm mit etwas verlegener Miene sagte, das wäre nun einmal so, und die rechte Weisheit wäre doch die, sich in die gegebenen Verhältnisse zu fügen nach dem Wort des Apostels: „Schicket euch in die Zeit, denn es ist böse Zeit." Francke sah ihn aber an mit einem Blick, welcher sagen wollte: Das soll ein Trost sein?

Noch weniger verstand er es, als die alte Frau, um nur auch etwas zu sagen, jetzt das Wort hinwarf: „Denen, die Gott lieben, müssen alle Dinge zum Besten dienen." Wie diese Trübsal ihm zum Besten dienen solle, war ihm ganz unfaßbar, und er zürnte fast der Alten, daß sie ihm solch ein Schriftwort zumutete. —

Und dennoch hatte die Matrone, ohne es zu ahnen, gerade das richtige Wort aus der Bibel herausgegriffen. In der That sollten diese niederschmetternden Erfahrungen nach Gottes Absicht ein Mittel sein, in dem Herzen des angehenden Studenten den Ehrgeiz zu ducken, mit welchem er die Hochschule bezogen hatte. Er hatte sich schon im Geist um seines Fleißes und seines Wissens willen als den Stolz der Professoren, als den Liebling

der Genossen, als den Gegenstand der Bewunderung der ganzen Stadt gesehen — jetzt fragte niemand nach seiner Geistesgröße, jetzt saß er verspottet als „Kollegienhengst", als „Büffelochs", als „Mutterkalb", und mußte sich mit seiner Wissenschaft, mit der er hatte glänzen wollen, in die Einsamkeit flüchten, als triebe er verbotene Dinge.

Es kam manchmal über ihn wie Verzagen, und dann hätte er nach Hause flüchten mögen, um von Erfurt nichts mehr zu sehen. Doch das waren nur vorübergehende Stunden — immer wieder siegte die ungebändigte Wißbegierde und hielt ihn fest und ließ ihn sich an alle Unannehmlichkeit gewöhnen.

Trotzdem aber war es ihm, als träte ein Engel Gottes in sein Losament, als nach Ablauf des ersten Halbjahrs sein Bruder Balthasar, der inzwischen als Hof- und Kammeradvokat in Gotha angestellt worden war, mit der Eröffnung vor ihm erschien, daß er Erfurt verlassen und nach Kiel gehen solle, um dort mit Hilfe des Schabbelischen Familienstipendiums seine Studien fortzusetzen.*) Er fiel bei dieser Kunde dem Bruder so stürmisch um den Hals, daß dieser ihn ganz befremdet ansah und fragte, was ihm denn sei, ob es ihm in Erfurt nicht behage.

Hermann stotterte etwas daher von Quälereien, die er hierorts von seiten der älteren Studenten, der sogenannten Schoristen zu erdulden habe, und Balthasar gab ihm mit großem Nachdruck zur Antwort: „Lieber Hermann, vor allem lerne, dem Rat älterer Leute und sonderlich deiner Mutter zu gehorchen. Weißt du noch, wie traurig und gar trotzig du warest, als sie

*) Ein sehr ansehnliches Stipendium, von Franckes Mutter-Bruder Schabbel in Wismar zu dem Zweck gestiftet, „damit Leute davon erzogen würden, welche Professoren der Theologie würden und der ganzen Kirche nützliche Dienste leisteten, da es sonst an kleinen Stipendien eben nicht fehlte, aber an solchen großen und zulänglichen ein Mangel wäre."

vor zwei Jahren zu dir sagte: „Bleibe noch daheim — ein vierzehnjähriger Knabe taugt nicht für die Hochschule?“ Jetzt will es mir scheinen, als wäre auch der Sechzehnjährige noch zu früh nach Erfurt gekommen.“

Der Hermann war auf dem Heimweg, den er mit seinem Bruder zusammen antreten durfte, sehr kleinlaut und ließ sich jedes Wort abkaufen. Auch die ganze Zeit, die er bis zu seiner Abreise nach Kiel im mütterlichen Haus zu Gotha verbrachte, war er meist zurückgezogen und still in sich gekehrt. Es war, als wäre auf den Frühling seines Lebens ein Reif gefallen, als wären seinem hochstrebenden Geist die Schwingen geknickt. Die Mutter betrachtete ihn mit Sorge, sie meinte, ein körperliches Leiden nage heimlich an seinem Gebein und sei die Ursach seines gedrückten Wesens. Je näher aber die Stunde der Abreise rückte, desto mehr lebte er wieder auf in der Hoffnung, an seinem neuen Bestimmungsort als Hausgenoß des berühmten Professors Kortholt eine bessere Rolle zu spielen, als in Erfurt, und mit geminderter Sorge entließ ihn die Mutter nach Kiel.

Fünftes Kapitel.

Welt- und wissenstrunken.

An die Thür des altertümlich vornehmen Hauses, welches der Professor der Theologie Doktor Christian Kortholt bewohnte, pochte eines Morgens im Frühling des Jahres 1681 eine Dienstmagd und fragte den öffnenden Pförtner nach dem Herrn Studiosus Francke.

„Ist nicht daheim!“ war die bedauernde Antwort.

„Aber sein Stubengenoß ist doch gewiß anwesend?“

„Der Magister Herold? Ich weiß es nicht. Siehe selbst zu, Brigitte!“

Das Mädchen stieg behend die Treppe hinauf und schritt den langen, finstern Korridor entlang bis zu der Thür neben dem Arbeitszimmer des Herrn Professors. Sie fand den Magister anwesend und übergab ihm höflich knixend einen Zettel von ihrem Herrn, dem Professor Morhof mit der Bitte, denselben an den Herrn Studiosus Francke abzugeben, wenn derselbe heimkomme.

„Ist es etwas Eiliges?“ fragte der Magister. „Mein Stubengenoß ist gar nicht in der Stadt anwesend, sondern über Land gegangen und scheinet länger auszubleiben, als ich dachte.“

„Dieses wird dem Herrn Professor sehr leid sein“, klagte das Dienstmädchen, „denn es soll am heutigen Abend große Tafel bei uns statthaben und danach — ich weiß nicht, was. Gott befohlen, Herr Magister!“ — Damit schlüpfte die Dirne aus der Thür. —

Die Brauen unmutig zusammenziehend betrachtete Herold das Brieflein und drehte es nachdenklich in der Hand. „Hm!“ murmelte er vor sich hin, „schon wieder einmal zur Abendtafel! Das ist nun in den zwei Jahren, daß ich den Francke bei mir auf der Stube habe, wohl schon das zwanzigste Mal, daß der Morhof ihn mir entzieht — warum? Er mag es gut meinen, wenn er die Besten der studierenden Jugend um sich sammelt, um sie mit Braten und Wein zu traktieren und danach ein Redeturnier mit ihnen anzustellen; indessen meinen Francke könnte er damit verschonen: er raubt ihm viele Zeit für das ernste Studieren, die er dann während der Nacht wieder einzuholen sucht. Auch hat der Francke von solchem Zungengefecht keinen weiteren Gewinn, als höchstens eine Vermehrung seiner Fertigkeit im Disputieren; größer aber als der Gewinn ist der

Schaden, welchen er dabei an seiner Seele nimmt, denn solche Gelegenheit, mit seinem reichen Wissen vor andern zu glänzen, wird ihm eine Versuchung zu der Eitelkeit, dazu sich sein Herz ohnedem schon nicht gar wenig neiget."

Während Herr Herold, ein ernster, strenger junger Mann in den Dreißigen, der sich schon früh die Magisterwürde erworben hatte und als ein besonderer Liebling des Professors Kortholt in dessen Hause freie Wohnung und Kost genoß, — während dieser noch im Nachdenken versunken mitten in der Stube stand, ging wieder die Thür auf, und ein Student fiel herein mit der hastigen Frage, wo Francke sei.

Es klang nicht gerade freundlich, als der Magister erwiderte: „Wie Ihr sehet, ist er nicht allhier. Wer seid Ihr und was begehret Ihr?"

Der Student gebärdete sich sehr unglücklich und warf sein Barett auf den Tisch. „Kennet Ihr mich nicht mehr, Herr Magister? Ich bin der Studiosus Scriver, und Francke ist mein Freund. Wo ist er? Ich muß ihn heute noch sprechen, sonsten bin ich verloren!"

„Was redet Ihr da?" fragte der Magister mit erwachender Teilnahme.

„Nun ja, mein Wirt weiset mich zum Haus hinaus, wo ich ihm nicht heute zahle."

„Ah so", lächelte der Magister bitter, „und der gute Francke soll wieder einmal den Beutel ziehen! Mein Lieber, Eure Not thut mir leid, doch muß ich Euch bitten, Euch anderwärts Hilfe zu suchen. Francke hat selbst nichts mehr. Fast hart bin ich mit ihm zusammengekommen, da er in verwichener Woche sich den letzten Gülden abnehmen ließ. Es ist ein eigen Ding: August Hermann Francke ist der reichste Student in Kiel und doch der ärmste. Das Schabbelische Familienstipendium, welches er beziehet, liefert ihm viel, fast

zu viel in die Tasche, aber wenn es auch noch mehr wäre, es würde nicht hinreichen. Seine Gutherzigkeit und Mitgefühl für anderer Not gehet fast bis zur Schwäche, und am ersprießlichsten wäre es, wenn ich für ihn das Geld verwaltete. Da kommen nicht die Herren Studiosen allein — Leute aus allerlei Volk drängen sich zu ihm, die Stunde absehend, wo sie ihn allein zu Hause treffen, oder auf der Gasse ihm auflauernd, und mit den Würdigen nützen auch Unwürdige seine Freigebigkeit aus."

Scriver fühlte sich durch diese Rede verletzt und nahm eine stolze, fast drohende Haltung an. „Haltet ein, Herr Magister, und verschonet mich mit Euren harten Worten, als wäre ich auch einer dieses Geschmeißes. Ich begehre kein Almosen, sondern von meinem Freund die Einlösung eines Versprechens, das er mir gemacht."

„Eines Versprechens?" fragte der Magister aufmerksam werdend. „Redet deutlicher!"

„Wenn Ihr es denn wissen wollet", fuhr der Studiosus fort, „Francke fühlet sich mir zu großem Dank verpflichtet, da ich ihm einmal aus einer argen Verlegenheit geholfen. Kennet Ihr den Wirt zum güldenen Lamm am Markt?"

„Wohl kenne ich den."

„Und ist Euch auch sein Töchterlein bekannt, die braune Kunigunde?"

„Gehöret habe ich von der", sagte der Magister mit düster zusammengezogener Stirn. „Was ist es?"

„Die Kunigunde ist ein feines, bildsauberes Mägdlein, um deswillen der Lammwirt mehr Gäste bewirtet, denn alle anderen Wirte in der Stadt. Solches hat er allein seinem Töchterlein zu danken und ihrer seltenen Schönheit, welche eine große Gewalt übet. Eines Abends, da gerade der volle Mond recht hell am Himmel stand und die Luft recht lau war, machte

Francke, der mit uns vor dem Thor im roten Hahn gezecht hatte, auf dem Heimweg beim Vorübergehen an dem güldenen Lamm die Bemerkung: „Siehe, die Kunigunde hat noch Licht in ihrem Kämmerlein. Lasset uns ihr ein Liedlein singen!“ Da stellten wir uns alsbald zusammen unter das Fenster und hoben einen Minnesang an, nach oben schauend, ob nicht das Fenster aufgehen würde. Das Fenster blieb verschlossen, statt dessen aber that sich unvermutet die Hausthür auf, und mit schrecklichem Schelten fiel der Lammwirt in unsern Haufen, hatte auch auf den ersten Griff einen erwischt und zerrte ihn nach der Thür, wahrscheinlich, um ihn am andern Morgen dem Universitätssenat auszuliefern, denn mit großer Eifersucht wachet der Alte über dem guten Ruf seines Kindes. Die andern waren alle auseinander gestoben und hatten sich in den Schatten der Häuser geflüchtet. Da ich nun merkte, daß der Ergriffene mein lieber Freund Francke sei, überkam mich schnell ein Mitleid mit seiner Not, und ohne mich länger zu besinnen stürzte ich auf den Wirt zu und begann mit ihm zu ringen, bis derselbe sein Opfer losließ. Da gab ich ihm noch einen herben Stoß gegen den Brustkasten, daß auch ich von ihm frei ward und entwich. Da ist mir mein Freund um den Hals gefallen und hat mich geherzet, als hätte ich ihm das Leben gerettet, und danach hat er zu mir gesagt: „Das werde ich dir mein Lebtag nimmer vergessen, und wo du einmal in Not kommst, so will ich dir meine Schuld abtragen.“ — Nun frage ich Euch, Herr Magister: komme ich als ein Bettler und Blutsauger zu dem Francke? Ich habe es wahrlich nicht um des Lohnes willen gethan, aber die Not zwinget mich, den Freund an sein Versprechen zu mahnen; und ich bin gewiß: wenn er auch keinen Heller mehr in der Tasche hätte, er schaffte dennoch Rat.“

Der Magister hatte sich nach dem Fenster gewendet und sah trübe mit leerem Blick auf die Gasse hinunter. Plötzlich

drehte er sich um und rief dem Studiosus grimmig zu: „Er ist aber nicht anwesend und wird auch heute nicht mehr wiederkehren, denn er ist über Land nach Ellerbruch, seine erste Predigt zu thun.“

Scriver stieß etliche verzweifelte Laute hervor, dann stürzte er polternd zur Thür hinaus.

Mit großen Schritten ging der Magister in der Stube auf und ab, die Hände auf dem Rücken gekreuzt, den Kopf auf die Brust gebeugt, und wieder begann er ein Selbstgespräch: „Da habe ich nun zwei Augen im Kopf und sehe nicht, oder vielmehr: der Francke weiß seine Streiche geschickt vor mir zu bergen. Wie soll ich ihn nur verstehen? Wenn ich ihn hinter seinen Büchern sehe, so meine ich, die ganze Welt wäre für ihn tot, und es gäbe keinen weiteren Ehrgeiz für ihn, als mit seinem Geist und seiner Gelehrsamkeit zu strahlen. Nun aber erfahre ich, daß er auch noch andere Liebhabereien hat und daß die Welt mit ihrer Lust auf dieses Herz eine große Macht ausübet! Der Grund seines Gemüts ist gut, man muß ihn lieb haben, mag man wollen oder nicht — aber auf diesem Grunde häufet sich neben Gold und Silber auch viel Stroh und Stoppel auf.“

Die Augen des Magisters wendeten sich nach oben, seine Hände falteten sich, und sein Selbstgespräch ward zur Anrede an Gott: „Herr, mir ist seine Seele vertrauet, von mir wirst du sie fordern;! ach, so hilf mir zu der rechten Weisheit, ihn auf gutem Weg zu halten! Siehe, sein Herz hänget gar sehr an dem Eitlen, die Ehre und Lust dieser Welt ziehen ihn in ihr Netz, und nach dir fraget er so wenig. Wohl dienet er dir mit seinem Munde, wohl folget er mir, wenn ich ihn des Sonntags zu deinem Hause führe und höret aufmerksam die Predigt an, aber sein Herz ist dennoch ferne von dir. Er redet wie mit Engelzungen, aber er ist wie ein tönend Erz, wie

eine klingende Schelle. Er besitzet so hohe Erkenntnis und so reiches Wissen, er vermag zu reden von den Geheimnissen deines Reiches, und dennoch ist sein Herz ferne von dir. Ach so hilf doch, lieber Herre Gott, daß solche herrliche Gabe nicht im Dienst der Eitelkeit verdorre, sondern, in deinen Dienst gestellt, zur schönsten Blüte sich entfalte, der Kirche zum Heil und ihm selber zur Seligkeit. Herr, du kannst nicht wollen, daß diese edle Kraft verloren gehe; ach, so nimm ihn an deine Hand und lehre mich, wie ich mit ihm fahren soll. Insonderheit bitte ich dich, du wollest ihm seinen ersten Gang auf die Kanzel segnen und ihn behüten, daß die Versuchung zur Hoffart ferne von ihm bleibe, wenn die Bewunderung der Menschen ihm schmeichelt, hilf ihm vielmehr in Gnaden, daß die Heiligkeit des Ortes ihn übermanne zu der rechten Demut und zum Gefühl seiner Unwürdigkeit; laß den Ernst des Amtes, zu dem er sich bereitet, seine Seele ergreifen und führe ihm zu Gemüt, daß du nicht den Kopf ansehest, sondern das Herz, und daß ein Tröpflein Glauben mehr wert sei, denn ein Meer von Wissen. Ach du lieber Herr, mir ist so bange um den, welchen du mir vertrauet und den meine Seele liebet. Darum sei er dir zu Gnaden befohlen, daß du ihn erkennen und erstreben lehrest das eine, was not ist. Amen."

Nach dieser Zwiesprach mit Gott begab sich der Magister in das Nebengemach zu dem Professor Kortholt, dem ernsten, würdigen, weisen Mann, und es entspann sich zwischen den beiden eine lange Unterredung, deren Gegenstand August Hermann Francke war.

So sehnlich der Magister auch die Rückkunft seines Pflegebefohlenen erwartete, er mußte doch wieder wünschen, daß er heute noch nicht käme, um dadurch der Einladung des Professors Morhof zu entgehen.[1] Der Magister zürnte im Herzen dem Professor, dem das Wissen über alles ging, der des Menschen

Wert lediglich nach seiner Gelehrsamkeit bemaß und diese seine Anschauung auch seinen Schülern einzuimpfen sich bemühte. Es herrschte in den Kreisen, die er um sich sammelte, ein hochgeistiger Ton, die Funken des Witzes sprühten, die Blitze geistreicher Gedanken zuckten, und mit stolzem Behagen leitete der Herr Professor wie ein Feldherr das Wortgefecht. Er galt als eine Zierde der Universität, aus seiner Schule gingen tapfere Geistesritter hervor und bereiteten seiner Lehrbefähigung Triumph auf Triumph. Doch der Herr Magister Herold mochte von ihm nichts wissen und begleitete alles ihm gespendete Lob mit einem Kopfschütteln, denn er hatte auch zu seinen Füßen gesessen und konnte aus eigener Erfahrung sagen, daß bei Morhofs Unterricht wohl der Kopf hell werde, aber das Herz nicht warm. Und das war es eben, weshalb er es so ungern sah, wenn sein Stubengenoß und Schutzbefohlener von Morhof so begünstigt ward. Auch Professor Kortholt, ein Mann von warmem Gefühl und tiefer Innerlichkeit, war derselben Ansicht und hätte am liebsten dem Francke allen näheren Verkehr mit Morhof untersagt, aber er wagte nicht dem Geistesmächtigen den Fehdehandschuh hinzuwerfen und sich die Feindschaft desselben zuzuziehen. Auch er gedachte, wie Magister Herold, seines Schülers fleißig im Gebet vor Gott und bemühte sich, durch das Vorbild eines gottseligen Wandels eine stille Macht zu üben auf das Gemüt des Jünglings, den er gleichfalls von Herzen liebte. —

Erst am folgenden Mittag kehrte Francke heim. O wie hat er sich in den zwei Jahren verändert, zu seinem Vorteil verändert! Er ist so groß geworden und so stark, seine weichen, weichlichen Züge haben eine männliche Festigkeit bekommen und seine Augen einen klaren, scharfen, freien Blick. Es ist eine prächtige Gestalt, der Hermann, seine äußere Anmut muß ihm überall ein wirksamer Empfehlungsbrief sein — wir wundern uns nicht mehr, daß er alle Herzen an sich fesselt.

Er begrüßte den Magister mit stürmischer Freude und entschuldigte sich mit gewinnenden Worten wegen seines langen Ausbleibens. „Ach, wäret Ihr draußen gewesen, Ihr hättet auch so geschwind nicht wieder von dannen gekonnt. Wie es so traulich und heimelich daliegt unter den sieben großen Linden, das kleine, liebe Pfarrhaus! Und die Menschen darin, wie sie so gut sind und so gastfreundlich und mit ihrem lieben Wort einem das Herz dahinnehmen! Und in dem Dorf der Gutsherr samt seiner ganzen Familie, welche herrliche Menschen! Konnte ich es ihnen abschlagen, da sie mich auf ihr Schloß luden und mich nötigten, einen ganzen Tag bei ihnen zu weilen? Und auch die Bauern des Dorfes, alles so gute Leute! Sie standen nach beendetem Gottesdienst auf dem Kirchhof und reichten mir treuherzig die Hand, als wäre ich ihnen wer weiß wie lieb, und sagten mir allerlei und baten, ich möchte bald wieder einmal bei ihnen predigen. Der Schultheiß kam noch besonders an mich heran und fragte: „Mit Verlaub, Herr, wie alt seid Ihr?“ Und da ich ihm sagte: „Achtzehn Jahr“, da schüttelte der Alte den Kopf und murmelte lächelnd etwas vor sich hin, welches so klang, als wäre ich eine Art Wundertier.“

Der Magister hatte dieser mit begeistertem Feuer hervorgehasteten Rede ganz zäh und trocken zugehört. Seines Lieblings Freude schien ihn ganz kalt zu lassen. Endlich sagte er: „Wie ist es gegangen mit der Predigt?“

„Gut, sehr gut!“ versetzte Francke eifrig.

„Habet Ihr gar kein Bangen verspüret?“

„Bangen? Ja wohl, zu Anfang, bei den ersten Worten; hernach nicht mehr, hernach war ich kühn und habe den Vortrag ohne allen Anstoß hergesagt.“

„Hm! Wisset Ihr, was mir jüngst der greise Pfarrer Buchmann sagte? Er habe nun vierzig Jahre die Kanzel

bestiegen, aber immer noch überfiele ihn ein Schauer, so oft er den Predigtstuhl beträte. Lieber Francke, habet Ihr nicht empfunden, daß es eine gar heilige Sache sei, vor einer christlichen Gemeine im Namen Gottes zu reden? Und hat Euch solche Empfindung nicht tief gedemütigt?"

Francke schwieg.

„Da ich zum erstenmal auf der Kanzel stand", fuhr Herold fort, „und mich zum Beten niederbeugte, da fühlte ich mich auf einmal so beängstigt, daß ich am liebsten wieder heruntergegangen wäre, denn in mir sprach es: „Herr, wer bin ich, daß ich in deinem Namen reden soll?" Lieber Freund, ist Euch solche Empfindung nicht gekommen?"

Des Jünglings Gesicht überflog eine dunkle Röte, und mit herabgedrücktem Ton stammelte er: „Nein, ich empfand eine große Freudigkeit, wie ich denn die ganze Nacht zuvor vor brennender Begier nicht hatte schlafen können."

Der Magister maß seinen jungen Freund mit einem langen, wehmütigen Blick, dann sagte er: „Ihr seid jetzt noch ein junges Blut, und an Eurer Stelle hätte ich es noch anstehen lassen mit dem Predigen."

Mit befremdetem Fragen gingen Franckes Augen zu dem Magister hinüber, der ihm heute so pedantisch und so langweilig vorkam, wie noch nie. Er hatte einen andern Empfang erwartet und fühlte sich gekränkt. Dort in Ellerbruch war er von allen Seiten umschmeichelt worden, und seine Seele wallte auf in stolzer Glückseligkeit — hier erntete er statt des Lobes versteckten Tadel, und es war ihm, als hätte ihm jemand eiskaltes Wasser in die inwendige Glut geschüttet. Unter einem Vorwand ergriff er bald das Barett und entfernte sich. —

„Seine Theologie steht in seinen Heften und in seinem Kopf, aber nicht in seinem Herzen", seufzte Magister Herold hinter ihm drein; — und das ganze folgende Jahr, welches

Francke noch in Kiel verbrachte, wurde es nicht viel anders. Zwar war in sein Verhältnis zu dem Magister von diesem Tag an eine Änderung gekommen: Francke gab sich nicht mehr so unbefangen dem Leiter seiner Studien hin, sondern begegnete ihm mit einer gewissen Zurückhaltung und fühlte sich ihm gegenüber gedrückt. Er ahnte wohl, woher diese Scheu und Bedrückung rühre, er fühlte jetzt einen großen weiten Abstand zwischen sich und dem Magister, den er in seinem sittlichen Ernst und seiner entschiedenen Gottesfurcht hoch über sich stehen sah, ja er hatte oft Stunden, wo er sich vor demselben innerlich schämte und wünschte: Wärest du so, wie er! Aber, wenn auch der Geist willig war, der Welt und dem Eitlen zu entsagen, das Fleisch war schwach und machte alle guten Vorsätze zu Schanden.

Es kam endlich dahin, daß ein innerer Bruch zwischen Francke und Herold erfolgte. In äußerlichem Einvernehmen bei einander wohnend, verstanden sie sich zuletzt innerlich gar nicht mehr, und mit Trauern sah der Magister nach Ablauf des dritten Jahres seinen immer noch geliebten Francke scheiden. „Was hülfe es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewänne und nähme doch Schaden an seiner Seele?“ dieses Abschiedswort aus Herolds Mund nahm Francke als einen Stachel im Herzen mit.

Es wurde ihm aber trotz alledem nicht leicht, sich loszureißen; er wußte es voll zu würdigen, was er in Kiel empfangen, und nur ein Umstand erleichterte ihm das schwere Herz: daß sich nämlich in Kiel für ihn keine rechte Gelegenheit bot, im Hebräischen etwas Rechtes zu lernen — und das hatte er doch immer aus dem Munde der Professoren gehört, daß das Hebräische und Griechische die beiden Augen der Theologie seien. Um diese Lücke seines theologischen Wissens auszufüllen, richtete er seinen Weg nach Hamburg, und kurze Zeit nach seiner

Abreise von Kiel sehen wir unsern Freund zu den Füßen eines Mannes sitzen, dessen Gesicht das volle Gepräge semitischen Ursprungs trug: eines Greises mit langem, schwarzem Haupthaar und langem, wallendem Bart. Esra Edzardi, der alte Rabbi, war eine ehrwürdige Erscheinung, eine Gestalt, wie man sich den Erzvater Abraham vorstellt, nicht bloß im Gesicht die Patriarchenzüge tragend, sondern auch im Wandel seinem alttestamentlichen Vorbild ähnlich, ein Mann von strenger Frömmigkeit und lauterem Charakter, unempfindlich gegen alle Lust und Ehre dieser Welt, zufrieden in seinem Gott und über dem Gesetz des Herrn sinnend Tag und Nacht.

Mit der größten Scheu nahte sich Francke diesem Mann, mit der tiefsten Ehrerbietung sah er zu ihm in die Höhe, und wieder regte sich in seinem Herzen ein leises Wünschen: „Wärest du, wie er!"

Es ging ein Schauer durch sein Gebein, als er nach Ablauf zweier Monate die dürren Hände des Rabbi segnend auf seinem Haupt fühlte und aus seinem Mund die Worte vernahm: „Ziehe hin in Frieden, mein Sohn! Gott hat dir reiche Gaben verliehen, sonderlich eine staunenswerte Fertigkeit zur Erlernung der Sprachen — nütze sie zur Ehre Jehovahs und im Dienste deiner Brüder!" —

Der Alte hatte recht: Francke besaß ein wunderbares Sprachtalent. In Kiel hatte er neben dem Studium der Theologie und Philosophie das Englische spielend gelernt, und als er nun zu den Seinen nach Gotha zurückgekehrt war, eignete er sich das Französische in ganz kurzer Zeit an. Nicht größere Schwierigkeit machte ihm das Italienische, welches er etwas später erlernte, und selbst im höheren Lebensalter, wo die eigentliche Zeit des Lernens vorüber ist, genügte ihm eine zweimonatliche Reise durch Holland, um nicht bloß die Holländer zu verstehen, sondern auch selber holländisch zu sprechen und

in den Kirchen zu predigen. — Seinen anderthalbjährigen Aufenthalt in Gotha benutzte er besonders, um das bei dem alten Esra angefangene Studium des Hebräischen zu vollenden. Er las in dieser Zeit die ganze hebräische Bibel siebenmal durch, das erste Mal ein Vierteljahr, die folgenden Male aber nur je sechs Wochen dazu gebrauchend, und auch diese schwierige Sprache war ihm geläufig.

Auch sonst sollte ihm der Umgang mit den Seinen zum Segen werden. Gott hatte ihm schon manchen Engel in den Weg gestellt, sein Herz auf das eine, was not ist, zu richten. — jetzt arbeitete auch ungesucht und ohne Worte der Einfluß seiner frommen Mutter an ihm, und der ganze Geist, der in dem Hause waltete, übte seine stille Wirkung aus. Er hatte bisher ja auch sein Gebet verrichtet, des Morgens, des Mittags, des Abends und auch sonst in Stunden innerer Not — hier aber lernte er erst, was eigentlich beten sei, hier sah er, wie Kinder getrost und mit aller Zuversicht mit ihrem himmlischen Vater reden; und wieder sprach's in ihm: „Wärest du auch, wie sie!“

Sechstes Kapitel.

Der Herr Magister.

Im Schatten der alten, knorrigen Eichen, welche sich bis hart an die Stadt Leipzig herandrängten, lustwandelten an einem heißen, drückend schwülen Julitag des Jahres 1685 zwei Männer, in ein lebhaftes Gespräch vertieft, das sie öfter zum Stehenbleiben nötigte.

„Nun, wie gefallet Ihr Euch in Eurer neuen Würde, Herr Magister Francke?“ fragte der eine, ein hageres, unscheinbares Männlein in dürftiger, nachlässiger Kleidung.

Der Angeredete, ein feiner, schlanker Herr mit äußerst gewähltem, elegantem Anzug, wohlgescheiteltem Haar und einem blitzenden Goldreif an dem Zeigefinger der linken Hand, schmunzelte behaglich und strich sich mit der Hand über das Kinn. „Als ich vor einem Jahr nach Leipzig zog, um des jungen Studiosus Wichmannshausen Stubengenoß und Studienmeister zu werden, hätte ich nimmer gedacht, daß schon nach einem Jahr das M als Zier und Schmuck vor meinem Namen stehen würde. Bin mit meinem neuen Stand und Würde wohlzufrieden, zumal dieselbe auch reichliches Geld eintragen und mich der Notwendigkeit überheben wird, von anderer Leute Gnade zu leben. Über das alles aber ist ja unser Beruf der sicherste Weg zu Ruhm und Ehre, als welche dem Erdenleben seinen höchsten Glanz verleihen."

Der Unscheinbare — es war der Magister Paul Anton — schüttelte leise den Kopf, als wäre er mit dieser Anschauung vom Leben nicht einverstanden, und schritt eine Weile schweigend neben seinem Begleiter her. Dann fragte er: „Wie gehet es mit Euren Vorlesungen, lieber Francke? Hat sich schon ein Häuflein Hörer zu Euch gefunden?"

Francke zuckte mit den Achseln. „Es ist ein kleiner, schwacher Anfang, den ich mache. Wer kennet wohl den Namen Francke? — Ich möchte Euch aber fragen, Freund, wie Ihr es bei Euren Vorlesungen haltet."

„Wie soll ich's halten?" versetzte Anton. „Wie sie es alle halten."

Francke senkte nachdenklich das Haupt und schwieg. Dann blieb er plötzlich stehen und legte seinem Begleiter die Hand auf die Schulter. „Seit verwichenem Sonntag, wo ich eine Schrift des Frankfurter Seniors Spener gelesen, ist eine große Unruhe über mich gekommen, die mir auch den Schlaf störet. Lieber, wie es durch die Wittenberger Theologen zu dieser Zeit

herkömmlich geworden ist, die Theologie zu lehren, muß dieselbe immer unfruchtbarer werden. Was ist der Unterricht der Professoren anders, denn ein Zergliedern der Kirchenlehre und trockenes Begriffsspalten, eine dürre Anleitung zur geistlichen Redekunst und äußerliches Formelwerk? Wer aber nimmt sich die Mühe, zu den Quellen zurückzugehen, daraus alle christliche Erkenntnis fließet? Die Bibel ist den Herren ein verschlossenes Buch mit sieben Siegeln, denn die beiden Sprachen, darin sie geschrieben, sind ihnen unbekannt. Was, meinet Ihr, Herr Magister, würde für ein frischer Hauch auf den Universitäten ruhen, wenn es gelänge, zum Studium des Griechischen und Hebräischen wieder Lust zu wecken und die heilige Schrift in der Ursprache lesen zu lehren? Von den alten Lehrern ist in diesem Stück nichts mehr zu hoffen, aber wenn das junge Geschlecht sich wollte willig finden, dieses vernachlässigte Feld wieder anzubauen, so würden bald gute Früchte reifen."

Magister Anton hatte mit großer Aufmerksamkeit zugehört und erwiderte: „Euer Gedanke ist gut, lieber Freund, und Ihr seid mit demselbigen auch gerade an den rechten Mann gekommen, denn auch ich fühle schmerzlich diese Lücke in dem Studienplan unserer Universitäten. Lasset uns doch der Sache weiter nachdenken!"

Beide Männer ließen sich auf einem großen Stein nieder, der als Ruhebank am Wege stand, und saßen noch lange im eifrigen Hin- und Herreden, bis der Abend hereinfiel.

* * *

Es mochte ungefähr ein Vierteljahr seit diesem Zwiegespräch verstrichen sein. An einem Sonntag-Nachmittag strömte ein Haufe Menschen aus einem der düstern, altersgrauen Häuser, welche der St. Nikolaikirche nördlich gegenüber lagen, den

Amtswohnungen der Pfarrherren. Es waren lauter Männer, größtenteils Studenten, dazwischen hier und da ein Bürger aus den besseren Ständen. In lebhaftem Gespräch bewegte sich die Menge über den Platz und zerteilte sich dann, in Gruppen aufgelöst, nach allen Windrichtungen.

An der Ecke der Grimmaischen Straße trat ein ansehnlicher, behäbiger Mann auf eine der Gruppen zu. „Was sehe ich, Gevatter? Ihr auch mit im Collegio der Bibelfreunde gewesen?“

„Ganz recht, Gevatter! Nimmt's Euch Wunder?“

„Was sollte es mich nicht Wunder nehmen? Habet Ihr an der Predigt in der Kirche noch nicht genug, daß Ihr hinterdrein auch noch zu den Magistern laufet? Oder wollet Ihr noch Griechisch und Hebräisch lernen?“

„Spottet nicht, Gevatter, kommet lieber selbst und höret, so werdet Ihr anderen Sinnes werden. Das Griechische und Hebräische schenke ich den Herren, aber wie sie das Griechische und Hebräische ins Deutsche übertragen, das ist über die Maßen lehrreich und erbaulich.“

„Ei was, wollen sie es besser wissen, als der Luther? Der hat ja schon alles deutsch gemacht.“

„Freilich hat er's, aber die Bibel ist auch so noch ein gar schweres Buch, es giebt noch vieles daran zu deuten. Und auf den Kanzeln nimmt man sich dazu die Mühe nicht, da hört man allerlei Sätze der Kirchenlehre und Moral weitläufig auseinandersetzen, auch führen einem die Prediger die alten Heiden in ihrer eigenen Mundart vor, was die alles für Sprüche der Weisheit sollen geredet haben, davon unsereins gar nichts verstehet; erzählen auch unterschiedlich seltsame Historien, die sich vielmals besser in die Bierstube schickten zum Gelächter und Zeitvertreib der Zecher, denn ins Gotteshaus zur Erbauung der Andächtigen. Von solcher Art Sachen hallen die Kirchen

wieder, aber welchem der Prediger kommt es in den Sinn, die Bibel auszulegen? Und wer weiß auch, ob ihr Gerede mit der heiligen Schrift stimmt! Nun sehet, Gevatter, in dem Collegio der Bibelfreunde, wie sie es heißen, da gehet es ganz anders zu. Da liegt die heilige Schrift offen auf dem Tisch und wird aus dem Grundtext ins Deutsche übertragen und nicht allein dem Verständnis, sondern auch — durch erbauliche Nutzanwendungen — dem Herzen nahe gebracht. In der ersten Stunde dolmetschet einer der acht Magister das alte, in der zweiten ein anderer das neue Testament. Die übrigen sitzen dabei und fügen passenden Ortes ihre Bemerkungen hinzu. Mögen wir ungelehrte Laien auch manches dessen, das die Magister mit einander handeln, nicht verstehen, so fallen doch vom Tisch der Herren für uns so viel Brocken, daß wir gesättigt heimgehen und die ganze Woche davon zehren, mit Sehnsucht der neuen Erquickung am folgenden Sonntag harrend. Würde denn auch, wenn an der Sache nichts wäre, sich in der kurzen Zeit solch ein Haufe zusammengefunden haben, daß die Stube des Magisters Anton nicht mehr zureichet und der Professor Alberti sich erboten hat, die Versammlungen in seinem weitläufigen Hause unter seiner sonderlichen Oberleitung, und zwar an jedem Mittwoch abzuhalten?"

„Man kennet Euch gar nicht wieder, Gevatter! Es redet aus Euch ein solch Feuer der Begeisterung, daß man selber Lust bekommen möchte, zu kommen und zu hören."

„Es wird Euch nicht gereuen, Gevatter. Sonderlich Magister Francke, der blutjunge Mensch, verstehet es, das Wort Gottes auszulegen! Das gehet stracks an das Herz und giebt viel zu denken."

„Hm, der Francke? Seit wann ist der so fromm geworden? Ich kenne ihn schon seit geraumer Zeit, da ist er mir nicht so gar gottselig erschienen, sondern als ein rechter Lebemann, der

überall da zu sehen, wo es etwas Vergnügliches giebt, wie jüngst erst bei der großen Lustfahrt durch den Wald, wo viel Augenlust, Fleischeslust und hoffärtig Wesen sein Spiel getrieben hat! Es will mir scheinen, als wäre er einer von denen, welche zween Herren dienen wollen, Gott und der Welt."

„Richtet nicht, so werdet Ihr nicht gerichtet, Gevatter! Und kehre ein jeglicher vor seiner Thür. Ich aber achte den Francke über die Maßen hoch und meine, er werde einmal ein starkes Rüstzeug Gottes werden, so er im Geist wandelt."

„Ja, das ist es: so er im Geist wandelt. Ich bin ihm ja auch geneigt, denn wer, der ihm nahe gekommen, müßte ihn nicht lieb haben, den Mann mit dem freundlichen, offenen Gesicht und der lieblichen, mit Salz gewürzten Rede? Aber ich besorge, der Geist hat ihn noch nicht ergriffen, und will nur hoffen, daß er zu der rechten Erkenntnis komme. Werde übrigens nächsten Mittwoch in der Versammlung erscheinen."

„Das ist brav! Gott befohlen denn bis auf nächsten Mittwoch, Gevatter!"

„Gott befohlen, Gevatter!"

* * *

Der geräumige Saal im obern Stock des Albertischen Hauses war gedrängt voll Menschen, als in Gegenwart des Herrn Professors die jungen Magister ihr Collegium der Bibelfreunde abhielten, und in feierlicher Stille lauschte die andächtige Menge, was bei der Texterforschung seitens der acht Magister alles zur Lehre und Erbauung herauskam. Jedermann fühlte, daß das etwas Neues sei, und die Urteilsfähigsten meinten, daß von dem Collegium der Bibelfreunde möglicherweise ein neuer Lebensstrom in die dürren Steppen der versandeten Universitätstheologie fließen könne.

Von Woche zu Woche mehrte sich die Zahl der Hörer, wuchs das Ansehen der jungen Magister, denen von seiten der vornehmsten Familien häufige Einladungen zugingen. Was Francke betrifft, so folgte er diesen Einladungen gern. Es schmeichelte seinem Stolz und kitzelte seinem Ehrgeiz, wenn ihm in verblümter und unverblümter Rede Huldigungen dargebracht wurden, wenn man sich seine Besuche zur hohen Ehre schätzte und sich bei den Gastmählern in seine Nähe drängte. Auch die Äußerungen gehässigen Neides und vornehm thuender Absprecherei von seiten etlicher Professoren, welche ihm durch übereifrige Freunde zugetragen wurden, hinterließen ihm bei aller anfänglichen Bitterkeit doch einen süßen Nachgeschmack und blähten ihm den Wissensdünkel nur noch mehr auf.

Und doch, je mehr er sich mit der heiligen Schrift beschäftigte, je tiefer er in den Kern des Buches eindrang, an dessen Schale er bisher nur genagt hatte, desto mehr fing sich in seinem Innern etwas an zu regen, was ihm bisher fern gelegen hatte: eine gewisse Unruhe, ein trübes Unbehagen, für welches er, da es anfangs gegenstandslos war, gar keine Erklärungsgründe finden konnte, und dem zu entfliehen er sich bemühte, indem er fröhliche Gesellschaft aufsuchte. Die lachenden Gesichter stimmten ihn auch zum Lachen; aber kaum saß er danach in der Stille, so kam das Ungeheuer wieder gekrochen.

Und siehe, allmählich dämmerte ihm ein Licht auf, allmählich lernte er die Ursach seiner Mißstimmung kennen und begriff, daß der Anlaß dazu nicht außer ihm liege, sondern in ihm selbst. Die heilige Schrift, in welcher er mit rastlosem Eifer forschte, übte auf ihn ihre augenöffnende Wirkung, sie wurde ihm zu einem Spiegel, und in diesem Spiegel sah er — sein eigenes Herz.

Er entsetzte sich bei diesem Anblick, der Schrecken Gottes fiel auf ihn, denn in diesem Herzen entdeckte er einen tief-

schwarzen Fleck, dieses Herz ertappte er über der Eitelkeit und Hoffart, welche mit der Welt verloren gehen muß, aber das Reich Gottes nicht sehen kann. Er legte seinem Herzen die Frage vor: Herz, wem gehörst du? Und statt der Antwort erbleichte sein Gesicht. Er fragte sich: Wer bist du in den ganzen vierundzwanzig Jahren deines bisherigen Lebens gewesen? Ein Baum mit schönen, grünen Blättern, aber ohne Frucht! Wehe, wenn der Herr heute käme, suchte vergebens nach Frucht und spräche zu seinem Diener, dem Schnitter Tod: Haue ihn um?!

Eine unendliche Wehmut überfiel ihn, eine große Angst trieb ihn aus dem Gemach ins Freie, in das Gewühl der Menschen, als wollte er sich an ihrer Nähe trösten, und dann in den stillen Wald, als sollte dessen feierliches Schweigen sänftigend auf den Sturm in seinem Innern wirken. Er kniete dort im tiefen Dunkel nieder und begann zu beten, aber er erschrak vor seinen eigenen Worten, und wie von einem Gespenst verfolgt eilte er in sein Zimmer zurück — zu seiner Bibel. Er wußte, daß diese schuld sei an seinem Elend, daß ihr Wort das zweischneidige Schwert sei, welches er in seiner Seele wühlen fühlte, aber er konnte doch nicht davon los, er mußte weiter forschen. Die Thränen entquollen seinen Augen, bittere Thränen — o jetzt wird sein Herz sich öffnen in Reue und Buße! Er hat von der Liebe Gottes, der zuvorkommenden, der unaussprechlichen Barmherzigkeit Gottes gelesen, da ist es ihm so weh im Herzen geworden, daß er derselben mit schnödem Undank gelohnt hat, und mit der Thräne kommt das herzliche Gelöbnis: „Herr, dir will ich fortan dienen und in deinem Reiche unter dir leben.“

Es wird ihm leichter und wohler nach diesem Gelöbnis, es ist, als schaute ihn die Welt mit freundlicherem Gesicht an und wollte ihm sagen, daß sein Gebet zu Gott hinaufgekommen sei.

Francke entzog sich in diesen Tagen seinen Freunden; er fühlte, daß die gute Regung seines Herzens der Stille bedürfe, um nicht im Keim erstickt zu werden, sondern auszureifen; und es fügte sich günstig, daß der Student, mit welchem er als dessen Studienmeister eine Stube teilte, Johann Kaspar Schade mit Namen, der Ferien halber weggereist war.

Da trat eines Tages seiner Freunde einer zu ihm ins Gemach und stürmte mit Fragen auf ihn drein: ob er denn unsichtbar geworden sei? warum er sich seinen Freunden entziehe? ob er etwa krank sei?

Francke empfing den Störenfried nicht gerade freundlich: „Krank bin ich nicht, aber gesund bin ich auch nicht. Am besten wäre es, du ließest mich allein."

„Ich verstehe dich nicht, Hermann", erwiderte der Freund, „will auch nicht eher weichen, als bis ich deine Meinung in der Sache vernommen, die gegenwärtig aller Gemüter beweget."

Francke horchte auf: „Von welcher Sache redest du?"

„Ei, so weißt du noch nichts von der Disputation, welche in verwichener Woche an hiesiger Universität von einem jungen Gelehrten wider den Molinos gehalten worden, dessen Schriften wir beide mit so großem Vergnügen gelesen haben?"

Francke wurde immer aufmerksamer. „Wie sagest du? Was will der Mann wider den frommen, gottinnigen spanischen Priester?"

„Er fähret mit den härtesten Worten auf ihn drein als einen Quietisten und verdammt alle seine Schriften, von denen er doch bekannt, er habe ihrer keine gelesen."

Im höchsten Unwillen sprang Francke auf. „Das heiße ich einen Bubenstreich! Seit wann ist das erhöret, einen Menschen zu verurteilen, dessen Meinung man gar nicht kennet? Mir ist der Molinos sehr lieb, und wenn ich auch vieles in

seinen Schriften als Schwärmerei verwerfen muß, so findet sich doch darin viel edles Gold. Was schadet es, daß es ein Römischer ist, welcher das Gold uns darreichet? Es verliert darum nichts von seinem Glanz. — Was sagt man denn zu dieser Disputation?"

„Es ist eine große Erregung der Gemüter erfolgt und vieles Hin- und Herreden, dabei nichts herauskommt. Ich meine aber, jenem unberufenen Disputator müsse der Mund gestopfet werden; und dazu bin ich zu dir gekommen, lieber Hermann — du sollst ihm den Mund stopfen."

„Ich?"

„Ja, du! Höre mich ruhig an. Du bist des Italienischen mächtig; so wähle dir eines der Bücher des Molinos oder zwei und übertrage sie ins Deutsche, damit sich jedermann mit Augen überzeugen könne, daß der gute Molinos die Verketzerung nicht verdienet."

Francke war nachdenklich geworden. Nach einer Pause sagte er: „Dein Rat, o Freund, ist gut, ich will es thun — heute noch will ich die Arbeit beginnen und den guida spirituale* nebst der Schrift della comunione cotidiana** auswählen."

Wirklich setzte sich Francke noch an demselben Abend an sein Pult und schrieb, daß die Feder knarrte. Er ging ganz in diese Arbeit auf, er vergaß alles um sich her, oft auch Essen und Trinken, er vergaß auch seine innere Not. Er brannte vor Begierde, seine Übersetzung im Druck zu sehen; zur Ostermesse sollte sie fertig sein und auf den Büchermarkt kommen. Die ungemeine Schnelligkeit des geistigen Schaffens, welche Francke eigen war, brachte denn auch das Werk rechtzeitig zum Abschluß. — — —

---

*) Geistlicher Wegweiser.

**) Von der täglichen Gemeinschaft mit Gott.

Es war an einem schönen wonnigen Maientage, als jene beiden Gevattern, deren Unterredung wir oben belauscht haben, sich auf einem Spaziergang begegneten. Nach kurzer Äußerung der Freude über den köstlichen Frühlingstag sagte der eine: „Ist es denn wahr, daß der Magister Francke katholisch geworden ist, oder doch im Begriff stehet, es zu werden?"

„Was, Gevatter? Francke katholisch? So habet Ihr auch das Märlein vernommen?"

„O, man erzählet es ja in allen Bierstuben, und von dem Collegium der Bibelfreunde halten sich seit der Zeit sehr viele fern."

„Ja, das ist leider wahr, Gevatter, aber die Leute thun es aus Unverstand und verleitet von denen, so dem Herrn Francke abgünstig. Doch sehet, da gehet er selber — kommt, lasset uns ihn darum anreden, wir dürfen es schon wagen."

Die beiden Männer schritten scharf zu und hatten den Magister bald eingeholt. Als dieser erfuhr, um was es sich handle, lachte er bitter auf und sagte: „Hat man mich auch bei Euch so übel beleumundet, ihr Lieben? Ich hatte mir vorgenommen, der Sache zu geschweigen, dieweil der Vorwurf doch gar zu plump und täppisch; doch ich sehe, daß viele Gemüter dadurch in Verwirrung gekommen und unserm Collegio der Bibelfreunde merklicher Abbruch geschehen, so will ich stracks eine Antwort geben, die Hörner und Zähne hat."

„Daran thuet Ihr wohl, Herr Magister", sagte ermutigend der eine der Männer. „Schlaget nur tapfer drein!" —

Der Schlag erfolgte auch bald. An den Schaufenstern der Leipziger Buchläden stand nach etlichen Tagen viel Volks um ein ausgelegtes neues Schriftchen von nur wenigen Seiten mit dem Titel: „Notgedrungene Antwort des Magisters A. H. Francke auf den bösen Leumund etlicher Widersacher, als

wollte er zu der katholischen Kirche übertreten.“ In dieser Schrift hieß es unter anderem: „Ich habe nie alles, was im Molinos stehet, billigen oder behaupten wollen; dabei ich aber nicht leugne, daß es mir allezeit sehr mißfallen, daß viele so blind über diesen Schriftsteller hergefallen und ihn verdammet, darin sie ihn nicht verstanden, ja nicht einmal gelesen, ihm auch Meinungen beigemessen, die ihm wohl in seinem Leben nicht in den Sinn gekommen. Ich muß vielmehr noch dabei bleiben, daß sehr viel Erbauliches und Nützliches in dem Buch enthalten ist, welches ich in Ewigkeit nicht verwerfen oder verdammen könnte. Denn man soll ja die Wahrheit allezeit lieben, sie finde sich bei einem Freunde oder einem Feinde; ja man soll alles prüfen und das Beste behalten. Werde ich darum ein Heide, wenn ich sage, daß in Ciceros Büchern „von den Pflichten“ sehr viel Gutes stehet? Warum mußte man mich denn verleumden und zum Katholiken machen, weil ich in dem Buch eines Römisch-Katholischen viele nützliche Bemerkungen fand?“ —

Die kleine Schrift wurde im Umsehen verkauft, sie war ein Sieg Franckes über seine Feinde.

Aber siehe, dieses Sieges hatte er keine Ursach sich zu freuen, denn er führte zu einer neuen Niederlage. Die gute Regung seines Herzens wider die Eitelkeit ging in der Hitze des Streites wieder zu Grunde, und was er im Dienst der Wahrheit und zur Ehre Gottes zu thun glaubte, das mußte schließlich doch wieder seiner Selbstsucht dienen, welche den Triumph über seine Gegner für sich ausbeutete und dem Stolz von neuem die Segel blähte.

Siebentes Kapitel.

Welt, ade!

Es war am Morgen eines Sonntags im September 1687, als ein junger Mann in Reisekleidern und mit Reisestaub bedeckt eilig durch die Straßen Magdeburgs schritt. Er war soeben mit der Post von Leipzig angekommen, hatte nur in aller Geschwindigkeit sein Gepäck in der Warenkammer untergebracht und fragte sich nun nach der Jakobskirche, in welcher, wie er erfahren, der Konsistorialrat Scriver die Predigt hielt.

Als er in die Kirche trat, hatte der Gottesdienst bereits begonnen, die Liturgie war vorüber und der Prediger bestieg unter dem letzten Vers des Gemeindegesanges die Kanzel.

Der Fremde hätte sich gern dem Redner gegenüber gestellt, um ihm genau ins Gesicht sehen zu können, doch war es ihm unmöglich, durch das dichtgedrängte Volk vorwärts zu kommen. Indessen entging ihm auch in der großen Entfernung von der Kanzel kein Wort der Predigt, denn Scrivers Stimme hatte eine durchdringende Gewalt.

Mit der hingebendsten Andacht folgte die Gemeinde der Predigt, welche, aus der Tiefe schöpfend, mit Beweisung des Geistes und der Kraft jedes Herz bewegte. Die Magdeburger machten eine Ausnahme von der alten abscheulichen Regel, daß der Prophet in seinem Vaterland nichts gilt: sie liebten und verehrten ihren Scriver, dessen Ruhm durch die ganze Christenheit lief, dessen „Seelenschatz“ und „zufällige Andachten“ Tausenden und Tausenden schon Trost und Erquickung gespendet hatten. So oft er nur die Kanzel bestieg, sah er eine zahlreiche Gemeinde vor sich, und seinen geistgesalbten Predigten gegenüber verlor die Gewohnheit ihre abstumpfende Gewalt: man wurde seiner nie überdrüssig, es war den Leuten an jedem Sonntag, als hörten sie ihn zum erstenmal.

Der Fremde stand in sich versunken an einen Pfeiler gelehnt. Anfänglich hatte er den Prediger scharf ins Auge gefaßt, bald aber hatte sich sein Haupt zur Erde geneigt — er wagte nicht mehr den Mann anzusehen, der ihm vorkam, als hätte er die Augen Gottes, mit denen er ihm durch Mark und Bein in die Seele hineinschaute, und der seine Predigt expreß für ihn gemacht zu haben schien. Was war das für ein Mann! So hatte er noch keinen predigen hören, so aus den Tiefen des Wortes Gottes heraus und so mit dem Brustton persönlicher Erfahrung, daß man es jedem Worte abfühlte, das komme gerades wegs aus dem Herzen. —

Der Gottesdienst war zu Ende, die Kirche hatte sich geleert; nur der Fremde stand noch regungslos an seinem Pfeiler und schaute gespannt nach der Sakristei hinüber.

Der Konsistorialrat trat nach einigen Minuten heraus, um sich, durch das Schiff der Kirche schreitend, nach Hause zu begeben.

Jetzt kam Bewegung in den Fremden. Mit hastigem Schritt trat er auf den Geistlichen zu und grüßte ihn auf das ehrerbietigste. „Lasset mich Euch Dank sagen, Herr, für Euer heutiges Wort. Es ist in meine Seele eingedrungen wie ein zweischneidiges Schwert.“

„Wer seid Ihr, lieber Herr?“ fragte Scriver freundlich.

„August Hermann Francke ist mein Name. Ich bin auf dem Weg von Leipzig nach Lüneburg.“

Der Konsistorialrat neigte sinnend sein Haupt und sagte mehr für sich: „August Hermann Francke? Den Namen sollte ich kennen — — —.“ Dann rasch sich aufrichtend fragte er: „Seid Ihr nicht der Leipziger Magister, der Freund meines Sohnes von Kiel her?“

„Der bin ich, Herr Rat! Wie geht es meinem lieben Freunde?“

„Es geht ihm wohl, Herr Magister. Aber kommet mit in mein Haus, daß ich Euch bewirte, so Ihr ein Stündlein Muße für mich habet."

Mit dankenden Worten nahm Francke die Einladung an. Aber das „Stündlein" zog sich sehr in die Länge, es dauerte den ganzen Tag und eine Nacht dazu, denn erst am folgenden Morgen sehen wir unsern Freund in dem Postwagen seinem Reiseziel zuwanken.

Er schaut ganz eigen drein. Die Natur scheint keinen Reiz für ihn zu haben — in sich versunken sitzt er in der Wagenecke, und es ist ihm lieb, daß er allein ist, daß kein Mitreisender ihn in seinen Betrachtungen stört. Er hat so viel zu sinnen und zu grübeln: das Bild des edlen frommen Gottesmannes steht ihm vor Augen, und die Worte desselben klingen ihm noch in den Ohren. Sie haben ihn im Innersten getroffen. Ohne zu wissen und zu wollen, hat ihm Scriver eine Strafpredigt gehalten, hat er sein zwischen Himmel und Erde schwebendes, zwischen Gott und der Welt geteiltes Herz gegeißelt, hat er ihn erkennen und sehen lassen, was für ein köstlich Ding das sei, ein festes, für den Herrn entschiedenes und der Welt abgestorbenes Herz.

Francke wird unter dem stillen Sinnen abwechselnd rot und blaß, mitunter feuchten sich seine Augen, und eine Unruhe ergreift ihn, daß er aus dem schwerfällig keuchenden Wagen springen möchte, daß er die Zeit nicht erwarten kann, bis er an Ort und Stelle sei

Nach Lüneburg soll also die Reise gehen, den Leipziger Staub hat er von den Füßen geschüttelt. Sein Oheim Doktor Gloxin hatte ihm noch einmal das Schabbelische Stipendium angeboten, aber mit der Weisung, Leipzig zu verlassen und in Lüneburg von dem frommen, hochgelahrten Superintendenten Kaspar Hermann Sandhagen sich noch tiefer in die heilige

Schrift einführen zu lassen. Hatte dieses Ansinnen anfänglich Franckes Stolz verletzt, da er, der Lehrer, nun wieder auf die Schulbank herunter sollte, so war er doch jetzt ganz einverstanden mit dem Ruf, ja er war froh, aus dem Leipziger Geräusch und den Zerstreuungen der Großstadt heraus zu sein. Er sehnte sich nach Stille.

Und diese Stille fand er in Lüneburg auch reichlich. Still lag es da unter den schattigen Linden des Kirchhofs, das Pfarrhaus, dessen einsames Giebelstüblein ihn aufnahm; still ging es auch in demselben her: vom Hausherrn bis herunter zu der Magd that jedes geräuschlos seine Arbeit, und ein sanfter Friede wehte wie linde Frühlingsluft durch diese Hütte Gottes bei den Menschen. Auch die da kamen und gingen, es waren lauter Stille im Lande, Männer von wahrem, lauterem Christentum, welche um den ehrwürdigen Sandhagen als um ihren Mittelpunkt sich sammelten.

Auf Franckes Gemüt übte diese Stille eine wohlthuende Wirkung. Es gefiel ihm hier täglich mehr, ohne sich eigentlich klar zu werden, warum? Er war jetzt immer so sanft und weich gestimmt, als wäre ein lauer Maienregen auf ihn gefallen. Manchmal kam eine süße Wehmut über ihn, in welcher seine Seele zerfließen wollte, und dann gestaltete sich sein Sinnen unwillkürlich zum Beten. Klar aber über seinen innern Zustand wurde er auch dadurch nicht; es lag wie Dämmerung auf seiner Seele, Nebel und Schatten umhüllte sein Gemüt, wie Morgengrauen, mit dem die aufgehende Sonne ringt.

Er war erst etliche Wochen in Lüneburg, als ihm eine Predigt in der Johanniskirche aufgetragen wurde, die aber erst in der folgenden Woche zu halten war.

Ohne Weigern nahm Francke an und suchte nach einem Text.

Die Zeit war vorüber, wo er bloß um sich im Predigen zu üben die Kanzel bestieg; es lag ihm jetzt alles an der

Erbauung der Gemeinde. Nach etlichem Suchen geriet er auf den Text: „Dieses ist geschrieben, daß ihr glaubet, Jesus sei der Christ, und daß ihr durch den Glauben das Leben habet in seinem Namen.“ Ev. Joh. 20, 31.

Sofort gestaltete sich in seinem Geist die Predigt: er gedachte darin zu handeln von dem wahren, lebendigen Glauben, und wie solcher von einem bloßen menschlichen und eingebildeten Wahnglauben unterschieden sei.

In diesen Gegenstand sich versenkend saß er an seinem Tisch, nach seiner Gewohnheit den Kopf in die Hand stützend, still und regungslos.

Plötzlich überfiel ihn eine heftige Unruhe. Er stand von seinem Stuhl auf und maß mit dröhnenden Schritten das Zimmer. Seine Augen gingen unstät hin und her, seine Brust hob und senkte sich wie ein ungestümes Meer. „Du willst andern vom Glauben predigen,“ sagte er vor sich hin, „und hast ihn selber nicht! Wie willst du beschreiben, was du gar nicht kennest? Mag auch ein Blinder von des Regenbogens Farben reden?“

Und immer ängstiger ward ihm zu Mut, immer rascher gingen seine Pulse.

Im Stüblein ward es ihm zu eng — er stürmte hinaus in die Natur. Die Spatzen und Ammern hüpften so lebenslustig von Ast zu Ast, die Wiesen dufteten so süß, der Wald rauschte so feierlich — die ganze Natur pries ihren Schöpfer und war fröhlich in ihrem Gott; aber jener Mensch dort, der wie ein gehetztes Reh durch die Felder eilt, er kann nicht mit einstimmen in des Schöpfers Preis, er kennt diesen Schöpfer nicht — o ja, er kennt ihn, er weiß von ihm zu reden, sehr schön von ihm zu reden, aber er kennt ihn nur mit dem Verstand — das Herz, das Herz hat noch nicht an Gottes Herz gerührt, der Glaube ist ihm ein fremdes Wort, das Leben in Gott ein unbekanntes Ding.

O wie er ringt, wie er kämpft, wie er an sein Herz schlägt, als wollte er es züchtigen, daß es sich nimmer und nimmer zum Glauben finden könne! Und doch, was kann er dafür? „Der Glaube ist nicht jedermanns Ding“ — steht es nicht so in der heiligen Schrift? Ach, so wird wohl eine besondere Organisation dazu gehören, so sind es nur einzelne bevorzugte Kreaturen, deren Herz zum Glauben fähig ist, und die übrigen, sie ringen vergebens nach dem Kleinod! —

Die Thränen stürzen ihm aus den Augen, er sinkt nieder auf einen Stein, matt und müde zum Sterben. Und wie Angstschrei klingt es, da er mit gerungenen Händen betet: „Herr, hilf, ich verderbe! Ich wollte ja so gern alles glauben, aber ich kann nicht, ich kann nicht! Bist du Gott in Israel, so beweise es an mir: gieb mir den Glauben!“

Er schaute gierig nach den Wolken und lauschte, als sollte er die Antwort Gottes hören. Die Blätter rauschten im Winde, und es klang ihm, als flüsterten sie ihm zu: Gieb Gott den Abschied und stirb! Er hört dich nicht, er hört keinen Menschen — wer weiß, ob es überhaupt einen Gott giebt! Rufen nicht die Türken: Allah ist Gott? Beten nicht die Juden zu einem Jehovah? Nennen ihn nicht die Heiden wieder mit anderen Namen? Allah, Jehovah, Jupiter — jeder ist ein anderer Gott. Welcher ist der rechte? Ach, ist Gott nicht ein Traumbild menschlicher Einbildungskraft, ein Nebel, ein Wahn? Giebt es überhaupt eine Wahrheit?

Immer düsterer wird es in des Unglücklichen Seele. Zwar der innere Sturm hat ausgetobt, es ist still in ihm geworden, aber das ist kein Friede, das ist Grabesstille; es ist ihm, als wäre in ihm alles verwelkt und verdorrt.

Müde und mit schleppendem Schritt geht er zurück und schließt sich in sein Losament ein. Zum Nachtbrot gerufen

läßt er sagen, er könne heute nicht bei Tisch erscheinen; und er legt sich angekleidet auf das Bett.

Die Augen fallen ihm zu, er fängt an zu träumen. Es war ihm, als stünde er auf einem Turm und überschaute von der Höhe den Weg, den er bisher gegangen, seinen Lebensweg. Da sah er alle seine Sünden, die er bisher begangen. Anfangs waren es nur wenige und kleine, allmählich aber wurden es mehr und immer größere, und zuletzt erblickte er einen dunklen Abgrund, aus welchem alle Sünden flossen: den Unglauben. Und er hörte die Stimme Gottes: „Der Unglaube ist die Sünde aller Sünden!“ Und siehe, aus dem Abgrund stieg ein Rauch auf, der deckte auch die hellen, reinen Punkte, welche er auf seinem Lebensweg bemerkt hatte, zu: nun wurden auch seine Tugenden zur Sünde.

Da erwachte er und sah sich erschrocken in dem Zimmer um — er meinte, der Herrgott müsse vor ihm stehen. Er merkte, daß es nur ein Traum gewesen sei, aber dennoch zitterte in schrecklicher Beängstigung sein Herz, und dumpf murmelnd kam es über seine Lippen: „Ja, es giebt einen Gott! Aber wehe mir, er ist mein Feind!“

Es war eine böse Nacht, die nun folgte. Zwar draußen in der Natur, da war alles so still, so voll Frieden! da glitzerten am Firmament die goldenen Sterne, und der liebe Mond schwamm so wohlig in dem silbernen Gewölk, und das Bächlein rauschte so träumerisch, und es war, als ginge der liebe Herrgott leise durch die Natur, ihres Schlummers hütend. Der Magister sah das alles durch das geöffnete Fenster, aber dieser äußere Friede rings um ihn her ließ ihn seine innere Not nur noch viel deutlicher erkennen, nur noch viel schmerzlicher empfinden.

Es war ihm eine sehr unwillkommene Einladung, als ihn am folgenden Tag bei Tisch sein Wirt aufforderte, mit ihm

über Land zu gehen zu einem befreundeten Superintendenten. — Er sagte zögernd zu, indem er gedankenlos nach dem auf dem Tisch liegenden neuen Testament griff und darin blätterte.

Sandhagen meinte: „Ja, wir haben an diesem Buch wohl einen großen Schatz."

„Francke sah sich um und fragte: „Habet Ihr gesehen, was ich aufgeschlagen?"

„Nein!" war die Antwort.

„So sehet her, Hochwürden", sagte Francke und zeigte mit dem Finger auf die aufgeschlagene Stelle: „Wir tragen den himmlischen Schatz in irdischen Gefäßen."

„Die irdischen Gefäße sind zerbrechlich", fügte Francke hinzu, „sie gehen zu Grunde und der Inhalt wird verschüttet. Ist es alsdann noch ein himmlischer Schatz?"

Der Superintendent sah seinen Schüler erstaunt an: „Ich verstehe Euch nicht. Was ist Euch widerfahren, daß Ihr solche sonderbare Rede führet?"

Francke machte eine abwehrende Bewegung, als wäre es ein thörichter Einfall von ihm gewesen, und brachte mit einer schnellen Wendung das Gespräch auf einen gleichgültigen Gegenstand.

Auf dem Wege unterhielten sich die beiden Männer von allerlei ernsten Dingen, indem es Sandhagen meisterlich verstand, von dem Irdischen, was sich ihnen in der Natur darbot, zum Himmlischen überzuleiten und in allem Geschaffenen ein Gleichnis der unsichtbaren Welt zu sehen.

Nur mit Mühe gelang es Francke, seine Herzensnot geheim zu halten vor dem Manne, der sein höchstes Vertrauen verdiente, und in eigensinniger Selbstquälerei erzwang er einen Gleichmut, der den ahnungslosen Sandhagen täuschte.

Als man nach zweistündiger Wanderung ans Ziel gekommen war, war Francke voll stillen Erstaunens, daß sich das

Gespräch der beiden Freunde bald ungesucht auf das Thema wandte, welches ihn die ganze Zeit her beschäftigt hatte, indem sie ein Langes und Breites über die Frage redeten, woran der Mensch erkennen solle, ob er Glauben habe oder nicht. Francke saß stumm dabei und fragte sich, ob das wohl von ungefähr gekommen sein könne, daß die Rede auf diesen Gegenstand geraten sei. Er hörte sehr fleißig zu, aber zum Herzstillen war das Zuhören nicht, denn unter dem Diskurs der beiden geistlichen Herren wurde ihm immer klarer, daß er den Glauben nicht habe.

Bei der Mahlzeit, welche nachher die Hausfrau anrichtete, rührte Francke keinen Bissen an und erklärte auf das Nötigen des Wirts, es sei ihm nicht wohl.

Es war ihm auch nicht wohl — ach, so übel war es ihm sein Lebtag nicht gewesen. Die innere Bedrängnis hatte ihren Höhepunkt erreicht, und auf dem Heimweg war er nicht länger im stande, sein Herz zu hüten, er mußte es ausschütten vor dem väterlichen Freunde.

Wie vom Donner gerührt, blieb dieser bei der Eröffnung stehen und konnte vor Bekümmernis lange kein Wort hervorbringen. Dann suchte er aus der Schrift alles hervor, was dem Glaubensleeren zum Trost und zur Stärkung dienen mußte, und sprach mit solcher Wärme väterlicher Liebe, daß Francke ihm hätte um den Hals fallen mögen. Und doch, helfen konnte ihm das alles nichts, und es that ihm jetzt leid, sein Herz verraten zu haben.

Als Francke in sein Gemach zurückgekehrt war, stand der Entschluß bei ihm fest, die übernommene Predigt wieder abzusagen. Es war ihm nicht möglich, ein Heuchler auf der Kanzel zu werden und die Leute zu betrügen durch Schilderung dessen, davon er selbst in seiner Seele nichts fühlte. Die Thränen brachen wieder mit aller Gewalt hervor, und wie vernichtet

sank er in die Kniee. Es kam aus dem allertiefsten Herzensgrund herauf, da er rief: „O schrecklich, schrecklich, keinen Gott zu haben, an den man sich halten kann, seine Sünden zu beweinen und nicht zu wissen, warum, im Zweifel zu sein, ob wirklich ein Gott im Himmel sei, den man damit erzürnet habe; sein Elend und Jammer täglich zu sehen und doch keinen Heiland, keine Zuflucht zu kennen! Herr, aus der Tiefe rufe ich zu dir: wenn du Gott bist, offenbare dich mir, zeige, daß du da bist, so will ich an dich glauben und dich lieben und dir dienen mein Lebelang!“

Es war still in dem Gemach, der Beter lag unbeweglich auf den Knieen und schien nicht mehr bei sich zu sein.

Da — was ist das? Was leuchtet plötzlich in diesen müden, verglasten Augen auf? Ist das nicht ein Schein von drüben herüber? Was ist das für ein Zittern durch alle seine Glieder? Das kann kein Zittern neuen Erschreckens, das muß Wonneschauer sein. Ist sein Gebet erhört? Hat sich ihm der verborgene Gott geoffenbaret?

Siehe, er eilt die Stiege hinunter, er stürzt durch die Dunkelheit nach seines Tischwirts Arbeitszimmer und reißt die Thür auf, sucht mit den Augen nach dem Superintendenten und tritt, da er ihn nicht findet, ohne Besinnen in das anstoßende Schlafgemach, scheut sich auch nicht, den bereits Entschlummerten zu wecken, und fällt, seiner selbst nicht mächtig, ihm um den Hals. Und er läßt dem Erschrockenen gar nicht Zeit zum Fragen, sondern ruft mit fliegender Hast ihm zu: „Freuet Euch mit mir, ich habe gefunden, was ich nimmer zu finden hoffte; es giebt einen Gott, und er hat sich mir geoffenbaret! Mein Vater, jetzt kann ich glauben, von ganzem Herzen glauben. Ich kenne mich selbst nicht mehr: das Alte ist vergangen, siehe, es ist alles neu geworden. Wie man eine Hand umwendet, sind alle meine Zweifel hinweg, in

meinem Herzen liegt versichert und versiegelt das Gefühl der Gnade Gottes in Christo Jesu, ich kann Gott jetzt mit vollem Mut und herzlicher Zuversicht Vater nennen. Wo ist alle Traurigkeit und Unruhe meines Herzens? Siehe, es ist alles hinweg, wie wenn ein Wind darüber gegangen wäre und es hinweggewehet hätte. Und an Stelle der Traurigkeit ist eine Freude in mich eingezogen, die ich nicht sagen noch beschreiben kann — es ist ein Wunder vor meinen Augen."

Der Superintendent kleidete sich notdürftig an, schlug Licht und trat mit Francke in das Studierzimmer. Da haben die beiden einen Psalm gesungen mit einer Herzinnigkeit, wie es der liebe Gott wohl nur selten einmal zu hören bekommt, und die Engel im Himmel werden wohl mitgesungen haben, wie zu vermuten steht nach Luk. 15, 10.

Erst nach Mitternacht begab sich Francke zu Bett, aber schlafen konnte er nicht, die große Freude hielt ihm die Augen offen, und wollten sie ihm einmal zufallen, so weckte ihn des Herzens ungestümes Klopfen wieder — das Herz hatte noch so viel zu danken und zu preisen. Es war ihm, als hätte er sein ganzes Leben lang in einem tiefen Schlaf gelegen und als hätte er alles nur im Traum gethan, nun aber wäre er erwacht. Es brauchte ihm jetzt niemand mehr zu sagen, was für ein Unterschied sei zwischen dem natürlichen und dem geistlichen Leben, er wußte es jetzt. Es war ihm zu Mut, als wäre er tot gewesen und nun aus dem Grab herausgekommen zum Leben.

Er konnte sich schließlich nicht im Bett halten, er sprang heraus und fing abermals an zu loben und zu preisen. Und nun war es ihm zu wenig, daß er allein mit seiner schwachen Stimme das Lob des Herrn verkünden solle: er rief die Engel Gottes zu Hilfe, sie sollten mit ihm singen und rühmen den Namen des, der solche Barmherzigkeit an einem armen Erden-

wurm gethan. „Wie teuer ist deine Güte, Gott, daß Menschenkinder unter dem Schatten deiner Flügel trauen! Sie werden trunken von den reichen Gütern deines Hauses, und du tränkest sie mit Wollust, als mit einem Strom. Denn bei dir ist die lebendige Quelle, und in deinem Lichte sehen wir das Licht. Ach Herr, wie fällt es mir gleich Schuppen von den Augen, dein heilig Wort zu verstehen! Und nun verstehe ich dich auch, Lutherus, was du sagen willst, da du schreibst: Es ist der Glaube ein göttlich Werk in uns, das uns wandelt und neugebiert aus Gott und tötet den alten Adam, machet uns ganz andere Menschen von Herzen, Mut, Sinn und allen Kräften, und bringet den heiligen Geist mit sich. Es ist der Glaube eine lebendige, verwegene Zuversicht auf Gottes Gnade, so gewiß, daß er tausendmal darüber stürbe. Und solche Zuversicht und Erkenntnis göttlicher Gnade machet fröhlich, trotzig, lustig gegen Gott und alle Kreaturen.“ — — —

Nun konnte Francke die Predigt halten, und was wurde das für eine Predigt! Solch ein Feuer und Kraft hatte noch nie aus seinen Worten gezündet. Wie mit Engelzungen hatte er auch vorher schon geredet, aber es war nur schönes Wortgeklingel gewesen, das fühlte er jetzt am besten. Vorher hatte er mit dem Munde geredet, jetzt redete sein Herz, und es durchschüttelte ihn mit der Gewalt tiefinnerlichsten Wahrheitszeugnisses, wie er im Eingang seiner Predigt über die versammelte Gemeinde hinsprach: „Dieweil wir nun eben denselbigen Geist des Glaubens haben, nachdem geschrieben stehet: ‚Ich glaube, darum rede ich‘, so glauben wir auch, darum reden wir auch.“ —

Es war nicht eine vorübergehende Wallung, nicht eine aus dem Fleisch geborene Freude, oder gar eine Täuschung des Satans, was Francke in sich erlebt hatte — es war vom Herrn geschehen, ein Wunder vor seinen Augen, die Hand

des Höchsten war's, die ihn ergriffen hatte und ihn nicht wieder losließ.

O wie weit lag nun von ihm ab, was sonst sein ganzes Herz erfüllt und in Banden gehalten hatte: Ehre und Ansehen vor der Welt, Reichtum, gute Tage und fleischliche Ergötzlichkeit! Wie leicht wurde ihm nun, was ihm zuvor als ein aussichtsloser Kampf erschienen war, zu verleugnen das ungöttliche Wesen und die weltlichen Lüste, und züchtig, gerecht und gottselig zu leben in dieser Welt! Er konnte sich nicht begreifen, daß er seine unsterbliche Seele mit diesen Träbern hatte sättigen können, es überlief ihn wie Schamröte, wenn er auf sein vergangenes Leben zurückblickte. Auch der Götze Gelehrsamkeit, dem er seither geopfert, mußte nun von seinem Altar herunter: er sah ein, daß Glaube, so klein wie ein Senfkorn, mehr gelte als hundert Säcke voll Gelehrsamkeit, und daß alle zu den Füßen Gamaliels erlernte Wissenschaft für nichts zu achten sei gegen die überschwängliche Erkenntnis Jesu Christi. —

Man merkte bald die Umwandlung, die mit Francke geschehen sei; und die nun von dieser Welt waren, kündigten ihm die Freundschaft auf, fingen an seiner zu spotten, ja ihn mit Feindschaft zu verfolgen. Früher würde das sein Herz in die heftigste Wallung gebracht haben — jetzt dankte er Gott im stillen dafür und war über die Maßen froh, denn nun war ihm der letzte Zweifel geschwunden, ob seine Bekehrung auch eine ernstliche sei, nun wußte er, daß er nicht mehr von der Welt war, sondern ein Bürger des Himmelreichs, ein Arbeiter im Weinberg des Herrn.

Achtes Kapitel.

Philipp Jakob Spener.

Der Glaube ist einem Feuer vergleichbar. Wie das Feuer einerseits mit der Flamme in die Höhe züngelt und andererseits mit der Glut um sich her wärmt, so steigt auch der Glaube zum ersten flammend zum Himmel hinauf, gleichsam ein sechster Sinn, der über die fünf andern Sinne hinfliegt in die übersinnliche, unsichtbare Welt; zum andern aber wirkt er um sich her, mit seiner Glut die Brüder entzündend und nicht ruhend, als bis auch sie warm geworden sind. Nachdem die heiligen Apostel vom Glauben ergriffen worden, blieben sie nicht still in Jerusalem sitzen, zufrieden mit dem erlangten inneren Besitz, sondern heiligen Eifers voll gehen sie hin in alle Welt und predigen den Glauben; und wenn man sich über sie verwundert, wenn man ihrer spottet oder ihnen hindernd in den Weg tritt, immer haben sie dieselbe Antwort: „Macht mit uns, was ihr wollt, wir können es ja nicht lassen!"

Was für eine Unruhe ist doch über unsern Francke gekommen seit jenem Tag, wo er eine neue Kreatur geworden war! Mit welcher Geschäftigkeit eilt er in Lüneburg von Haus zu Haus, um Teilnehmer zu werben für das Collegium der Bibelfreunde, welches einzurichten er sich innerlich gedrungen fühlt! Die Form dazu nahm er von Leipzig herüber, aber der Geist, welcher die Form füllte, war nicht mehr der Leipziger Geist, und die zusammen kamen, sagten sich: Das ist nicht Francke, der da redet, sondern das ist der Geist Gottes, der durch ihn spricht. Besonders war es ein junger Student, Namens Elers, der sich mit voller Begeisterung an Francke anschloß, nachdem ihm dieser das Herz für den Herrn erwärmt hatte. — Und von Woche zu Woche wuchs die Zahl der Hörer, Leute aus allerlei Ständen fanden sich zusammen zu diesen

Stunden privater Erbauung, und je zahlreicher die Gemeinschaft, desto brünstiger die Andacht, desto größer der Segen. —

Mit den herzinnigsten Segenswünschen entließ um die Fastenzeit des Jahres 1688 der Superintendent Sandhagen seinen Schüler, der sich im Lernen und Forschen nicht genug thun konnte und noch weitere Unterweisung suchte, indem er sich nach Hamburg begab zu dem Pfarrer Johann Winkler, dem weithin bekannten und hoch angesehenen Bibelforscher. Auch hier währte es wieder nicht lange, so stand er nicht mehr allein, er hatte wieder eine Schar um sich gesammelt, die er durch die Macht seines persönlichen Christentums an sich gefesselt hielt. Er hatte ja aber auch recht, wenn er sagte: „Es ist mit den Christen wie mit glühenden Kohlen; legt man diese einzeln weit aus einander, so erlischt leicht eine nach der andern; legt man aber ein Häufchen derselben dicht zusammen, so wird durch das Feuer der einen das der andern erhalten, und oft zünden die glühenden Kohlen auch die naheliegenden toten an."

Es war aber, als hätte Francke nirgends Ruhe und Rast, es trieb ihn von Ort zu Ort, als suchte er den rechten Fleck, wo seine Seele zum Ausruhen käme. Wie der Schiffer auf dem offenen Meer sich nach dem Hafen sehnt, so sehnte sich Francke nach dem Mann, zu welchem Deutschland mit Achtung und Verehrung aufschaute, dem auch seine Feinde nichts Böses nachsagen konnten, dem Mann mit der reinen, lautern, fleckenlosen Seele, dem hellen, scheinenden Licht mitten in der Finsternis der Zeit, dem Mann, von dessen Leibe Ströme lebendigen Wassers flossen, dem Erwecker neuen geistlichen Lebens auf dem Feld der Totengebeine, dem Erneuerer der in dürrem Formelkram erstarrten Theologie: Philipp Jakob Spener.

Es sah damals trostlos aus im deutschen Lande. Dreißig Jahre lang hatte der große Krieg gewütet und Deutschland

zur Wüste, den blühenden Gottesgarten zu einem ungeheuren Kirchhof gemacht. Nun war zwar der Friede geschlossen, aber die Wunden bluteten noch lange, lange fort. Die Fürsten wußten nicht, wo sie zuerst anfassen sollten, um ihr zerrüttetes Land wieder in die Höhe zu bringen, denn es fehlte an allen Bedingungen zu einem Neubau, es lag alles jämmerlich darnieder: die Politik, der Handel, die Wissenschaft und zumal der Landbau.

Aber siehe, auf den Trümmern des staatlichen und bürgerlichen Lebens sproßte hier und da ein Blümlein geistlicher Art auf, welches, in Samen gehend, Heil verhieß für alles, was sterben wollte. Daß in der Religion und Kirche die Kräfte für das Wohlergehen der Völker und zum Wiederaufbau zertrümmerter Nationen liegen, das hat sich namentlich nach dem dreißigjährigen Krieg aufs klarste herausgestellt.

Aber freilich, um so wirken zu können, mußte die Kirche erst selber eine Neugeburt erleben, ihre gebundenen Kräfte mußten gelöst, der Goliathpanzer, in den sie sich gehüllt hatte, mußte abgestreift und an den Nagel gehängt werden. In einer Zeit, wo man weiter nichts sah und hörte, als Krieg und Kriegsgeschrei, da hatte die Theologie auch etwas Kriegerisches bekommen. In Stahl und Eisen gepanzert standen die Lehrer der Hochschule, besonders der wittenbergischen, zum Streit gerüstete Kämpen schauten sie von der Warte Zions herab und fochten mit wuchtiger Lanze für die Reinheit der in scholastischen Schematismus eingeschnürten Lehre. — Dagegen konnte man ja auch nichts haben, daß sie das von Luther mühsam zu Tage geförderte edle Metall der Wahrheit rein zu bewahren suchten — wenn sie nur nicht über der Lehre das Leben vergessen hätten! Rechtgläubigkeit ist eine schöne Sache im Hinblick auf den Irrtum und die Wahrheitsfälschung; aber wenn sich damit nicht die rechte Gläubigkeit verbindet, so geht ihre Kraft verloren,

und mit ihrem Wert ist's vorbei. Die reine Lehre ohne das Leben ist ein Leichnam ohne Seele. Was nützt der schönste Wein, wenn er wohlverwahrt und verspundet im Faß liegt, aber er fließt nicht heraus und perlt nicht im Glas und geht nicht ins Blut, des Menschen Herz erfreuend?

Es sollte aber anders werden. Nicht bloß des Streites mit eisernen Waffen war die Welt müde geworden, auch die theologische Klopffechterei kam mit der Zeit in Mißkredit. Man suchte ihre Früchte im Leben des Volks und fand keine. Da wurden hier und da Stimmen laut, die ein Neues forderten. Erst war's ein leises Seufzen und Sehnen, ein Wünschen und Verlangen, dann wagte man sich deutlicher mit der Sprache heraus, sagte es den erzgepanzerten Theologen ins Gesicht, daß sie mit ihrer Art das Kommen des Reiches Gottes nur hinderten, und endlich rührte sich hier und da auch eine Hand, das Werk anzufassen.

Schon in der ersten Hälfte des Jahrhunderts hatte es sich in dieser Weise geregt: ein Valentin Andreä, ein Melden, ein Meyfart, ein Großgebauer, ein Quistorp, ein Schröder, das waren die Männer mit dem klaren Auge und dem warmen Herzen, welche gegen die streitsüchtige Schultheologie auf christlich praktische Gesinnung drangen. Auch Harfentöne ließen sich vernehmen, welche je und je ein Lied von der Wahrheit spielten und mit vollen Accorden unmittelbar zum Herzen sprachen. Ein Paul Flemming, ein Heinrich Müller, ein Georg Neumark, eine Luise Henriette von Brandenburg, und vor allem ein Paul Gerhard, das waren Menschen, die das Herz auf dem rechten Fleck hatten, und deren tiefinnerliche Frömmigkeit sich in Liedern ergoß, daran sich alles, was nach dem lebendigen Gotte dürstete, satt trinken konnte.

Der Krieg hatte vielfach ihre Stimme im Lärm der Schlachten übertönt, aber mit um so drängenderer Gewalt regte

es sich, als der Krieg zum Schweigen gebracht war, und ein Gären ging durch das Volk, welches eine heilsame Wendung der Dinge verhieß. Als aber die Zeit erfüllet war, da sandte Gott den Mann, der, um eines Hauptes Länge über seine Zeit hinausragend, sich in den Brennpunkt der Bewegung stellen und den Kampf zum Sieg führen sollte, einen Mann, der vor Freund und Feind wie ein Heiliger da stand, an dem die Sünde keine Macht zu haben schien, einen Mann mit einem Herzen, das, von einem klaren Kopf geleitet, rückhaltslos der Wahrheit fronte und sich im Dienste seines Herrn verzehrte, nichts wollend als nur ihn und seine Ehre, mit einem Herzen voll heiliger, ungefärbter Liebe, auf den Glauben gegründet und in Hoffnung stark. Er hatte viel gelernt, und zu hohen Ehrenstellen hob ihn das Vertrauen der Großen, aber Ehre vor der Welt war ihm eine wertlose Münze: er nahm die hohen Stellungen, die er nicht gesucht hatte, an, um von der Höhe herab desto kräftiger wirken, desto erfolgreicher arbeiten zu können. Als junger Mann in die Stellung eines Seniors des geistlichen Ministeriums zu Frankfurt a/M. berufen, benutzte er sein gewichtiges Amt mit glühendem Eifer zur Durchführung seiner Reformen. Luther hatte es so entschieden in die Welt hineingerufen, daß alle Christen Priester Gottes seien und geradeswegs mit ihrem Gott verkehren dürften, ohne dazu der Vermittelung eines Priesterstandes zu bedürfen. Das hatte man im Lauf der Zeit so ziemlich vergessen, und Spener war es, der sein Volk aufs neue daran erinnerte. Seine Schrift „von der allgemeinen Gottesgelahrtheit aller gläubigen Christen und rechtschaffenen Theologen“ machte ungeheures Aufsehen. Noch mehr aber wendeten sich die Blicke auf ihn, als er nun daran ging, seine darin ausgesprochenen Grundsätze in die That umzusetzen. Mit Verwunderung sah man dem hochwürdigen Senior zu, der sich nicht scheute, die Katechisationen

mit den Kindern zu halten. Was die Pfarrer unter ihrer Würde achteten und den Schulmeistern zuschoben, das trieb der Senior des geistlichen Ministeriums als eine Ehrensache und mit Herzenslust. Die Verwunderung wuchs, als er gar sein Haus öffnete und Leute aus allerlei Volk um sich sammelte, um ihnen die Schrift zu öffnen und sich mit ihnen gemeinsam zu erbauen. Wohl hatte Luther schon mit lautem Mahnwort darauf hingewiesen, aber auch dieser Prophetenruf war vergessen worden. Wie man aber den Senior von Haus zu Haus ziehen sah, um sich der einzelnen Gemeindeglieder anzunehmen in spezieller Seelsorge, das war vollends etwas Unerhörtes, ja etwas Verbotenes: die Sitte und Anschauung der Zeit untersagte geradezu den Geistlichen diesen Dienst an den einzelnen Seelen — wahrscheinlich aus Furcht, der öffentliche Gottesdienst und die Predigt möchte darunter leiden, indem man sich nicht mehr die Mühe nehmen würde, das Wort Gottes in der Kirche zu hören, wenn es den Leuten ins Haus getragen würde. Spener bewies freilich durch die That, daß diese Furcht unbegründet sei, denn trotz seines Eifers, mit dem er außerhalb des Gotteshauses seine Schafe weidete, drängte sich um seinen Predigtstuhl eine ungewöhnliche Hörerschar. Solche Predigten mußten ja aber auch wie Blitzstrahlen wirken. Speners Worte kamen aus dem innersten Herzen heraus und fanden darum auch den Weg zu den Herzen. Hier hörte man nicht kühl und trocken mit aller Umständlichkeit die Kirchenlehre vortragen und nur dann die Rede ins Feuer geraten, wenn es galt, die Andersgläubigen zu verdammen und wider Irrlehren zu streiten; hier tauchte sich des Redners Seele in den Quell alles geistlichen Lebens, in die Schrift hinein und schöpfte daraus, was ins Innerste der Seele drang, das Gewissen unruhig machte, die Schläfer aus dem Schlummer eines toten Gewohnheitschristentums aufscheuchte und ihrem

Herzen die Frage abrang: Was muß ich thun, daß ich selig werde? —

Die Rede Speners mußte eine um so größere Wirkung thun, als er der Welt seine Predigten vorlebte. Der Mann der kindlichsten Demut, der jungfräulichsten Keuschheit, der goldreinsten Lauterkeit, der ungeheucheltsten Wahrhaftigkeit, der zartesten Lindigkeit, der herzlichsten Sanftmut, der friedlichsten Seelenruhe ging durch sein Volk wie eine Erscheinung aus einer anderen Welt, vor dem alles den Hut ziehen mußte. Auch der Kurfürst von Sachsen Johann Georg III. tritt zu ihm in den Beichtstuhl und hält ihm stille als ein armer Sünder, wie der unbestochene Zeuge der Wahrheit, alle Titulaturen weglassend und ihn nur mit „Er“ anredend, wie einen Bettler, ihm alle seine Sünden vorhält und ihn zur Buße ruft. Und der gekrönte Sünder begnügt sich nicht mit dieser einen Beichte, er ruft den Frankfurter Propheten hinter sich drein nach Dresden, um aus dem Munde des zu seinem Beichtvater erhobenen Nathan auch ferner die Wahrheit zu hören.

Nun stand der Zionswächter auf der höchsten Warte — das Amt des kurfürstlich sächsischen Oberhofpredigers galt als die höchste geistliche Würde im deutschen Reich. In seiner fast schüchternen Bescheidenheit, die sich der eigenen Vorzüge selbst nicht bewußt zu sein schien, hatte er sich erst lange bedacht, ob er dem Ruf Folge leisten sollte, und von allen Seiten sich den Rat der Freunde erbeten. Nachdem ihm aber von allen Seiten ein ermutigendes „Gehe hin!“ zugerufen worden war, trat er als ein Ritter ohne Furcht und Tadel in die hohe, bedeutsame Stellung ein und ließ nun um so weiterhin sein Licht leuchten, um so kräftiger seine Stimme schallen.

Freilich, das Licht, welches plötzlich in der Finsternis aufgeht, das blendet, und es dauert oft lange, ehe sich ein blödes

Auge an den Glanz gewöhnt. Es fehlte nicht an Schülern und Freunden des großen Mannes, die durch Übertreibung und Verunstaltung seiner Ideeen das Gute, welches er gewirkt hatte, wieder in Frage stellten und den Feinden die schlimmste Blöße gaben, so daß für die Spenersche Frömmigkeit ein eigener Schimpfname erfunden ward: der Pietismus. Soll er nun sich zurückziehen und stille sein? Nein — im Bewußtsein seiner guten Sache geht er, wie einst Luther, der Ähnliches erfahren mußte, unerschrocken und in ruhigem Vertrauen auf eine allmähliche Klärung der Gemüter und den endlichen Sieg der Wahrheit seinen Gang fort. Wie ein Fels im Meer, so steht der Mann Gottes unbewegt mitten in den immer wilder aufbrausenden Wogen, und mögen die Feinde noch so grimmig auf ihn eindringen, noch so boshaft gegen ihn intrigieren, es gelingt ihnen nicht, ihm auch nur eine Nacht den Schlummer von den Augen zu scheuchen. Das Meer tobt und die Wasserwogen brausen, aber da liegt das Kind Gottes und schläft ganz im Frieden.

Neuntes Kapitel.

Meister und Jünger.

Es war wieder einmal ein harter, grausamer Winter, der im Januar und Februar des Jahres 1689 in Deutschland hauste, daß die Erde wie im Starrkrampf lag und gar nicht wieder lebensfähig zu werden schien.

Mühselig quälte sich an einem der ersten Tage des Jahres der Postwagen durch das Georgenthor der Stadt Dresden vorwärts und fuhr knirschend die Schloßgasse hinab bis zu dem Posthaus. Der steifgefrorene Postillon öffnete mit großer

Anstrengung den Schlag und entließ seinen einzigen Insassen, einen jungen, vornehmen Herrn, der sich durch das wilde Schneetreiben eiligst nach dem gegenüberliegenden Wirtshaus zum blauen Fuchs begab.

Die kleine, niedrige, schwarzgeräucherte Gaststube war leer, nur der Wirt stand mit dem breiten Rücken an dem Kachelofen, der das Zimmer mit einer behaglichen Wärme erfüllte.

„Grüß Gott, Herr Wirt!“ sagte der Fremde im Hereintreten. „Ei, Ihr habt's gut, Ihr sitzet hier wie in Abrahams Schoß. Wer heute nicht nötig hat, auf die Straße zu gehen, kann sich glücklich preisen. Mir sind alle Glieder starr von der langen Reise.“

„Woher des Weges, Herr?“ fragte der Wirt, indem er dem Fremden behiflich war, sich des Mantels zu entledigen.

„Von Leipzig“, war die Antwort. Doch bringet mir zuvor einen heißen Trunk, daß ich mich innerlich erwärme. Mir wird das Reden sauer.“

Der Wirt eilte hinaus und brachte bald die geforderte Labung.

Dem Fremden that der heiße Wein wohl. Es kam wieder Leben in den erstarrten Körper, und aus dem Antlitz verlor sich die entstellende blau-braune Farbe.

Nach Wirtsart suchte der Besitzer des blauen Fuchses seinem Gast die Antwort abzukatechisieren auf die Fragen, mit wem er die Ehre habe und was ihn bei diesem Hundewetter nach Dresden führe.

Der Fremde schien aber für die Wißbegierde des guten Mannes kein Ohr zu haben. Er war ans Fenster getreten und schaute durch den wirbelnden Schnee auf die Straße. Seine Augen gingen prüfend über die Reihe der gegenüberliegenden Häuser und blieben auf einem hohen, dunklen, altersgrauen Gebäude haften, welches, der Schloßkapelle der

verwitweten Kurfürstin Anna Sophie gerade gegenüberliegend, ein geistliches Aussehen hatte.

Mit ausgereckter Hand darauf deutend, fragte der Gast: „Was ist das dort drüben für ein Gebäu?“

Mit gleichgültigem Ton versetzte der Wirt: „Dort wohnet der kurfürstliche Oberhofprediger.“

„Doktor Spener?“ fragte der Fremde, sich rasch umwendend.

„Ja wohl, so heißet er.“

„Das ist die Wohnung des obersten Geistlichen des Landes?“

„Ei, ist sie nicht gut genug für den?“

„Ihr redet recht geringschätzig von dem hohen Herrn, lieber Wirt.“

„Wie er's verdienet! Geringschätzung, das ist noch eine gelinde Strafe für ihn: er verdienet den Zorn und Haß aller vernünftigen Leute.“

„Das ist eine gar seltsame Rede.“

„Seltsam? Ihr kommet von Leipzig, so wird Euch doch der Mann nicht unbekannt sein! Man redet ja im ganzen Sachsenland und in allen umliegenden Ländern von ihm und dem Unfug, den er anreget in der Christenheit.“

„Gewiß kenne ich ihn und die Bewegung, die von ihm ausgegangen, aber ich begreife nicht, wie Ihr dieselbe einen Unfug heißen möget, und wie der Mann den Zorn und Haß aller vernünftigen Leute verdienen soll. Ist es denn so unvernünftig, was er saget?“

„Es ist der pure nackte Unsinn, sage ich Euch. Ist er doch das Haupt einer Sekte, die man Pietisten heißet, und die wie Unkraut um sich her wuchert, daß es zum Erschrecken ist.“

„Wie Unkraut? Ich verstehe Euch nicht.“

„Nun, dann will ich lieber sagen: wie eine Seuche, eine ansteckende Krankheit, wenn Euch dieses besser gefällt. Anstatt daß man mit der Zeit, sich besinnen und nüchtern werden sollte, wird es immer toller und wirrer! Element! Wie wenn er ein Gott wäre oder ein Heiliger, wird der Spener von einer schwärmerischen Menge verehret."

„Ei, so muß doch wohl auch etwas dran sein, Herr Wirt?"

„Was dran? Bah! So lange die Welt stehet, sterben die Narren nicht aus; und es giebt keine noch so große Narrheit, die nicht ihre Anhänger fände."

„Aber sagt mir doch nur, was der Spener eigentlich will!"

„Was er will? Hm! Hm! Eine neue Religion hat er erfunden."

„Ei, das ist ja ein merkwürdiger Mann! Worin bestehet denn seine neue Religion?"

„Die bestehet darin, daß man keine Perücke trägt und keine silbernen Schnallen an den Schuhen und kein Geschmeide und keinen Sammet und Seide, sondern ganz ärmlich und erbärmlich dahergehet und dazu den Kopf hängen lässet wie ein Storch und immer seufzet wie eine Unke und die Welt für ein Jammerthal ansiehet und das Tanzen und Spielen zu einem Verbrechen stempelt, ja sogar das Lachen zur Sünde machet; daß man ferner die Kunst und Wissenschaft verachtet und bloß mit Bibelversen und frommen Redensarten um sich wirft, als wäre das die Weisheit aller Weisheit. Da kommt es gerade so heraus, als wenn in der Bibel stünde: Selig sind die Dummen und die Narren, denn das Himmelreich ist ihr. Ich sage Euch, Herr, nicht zehn Geistliche sind im ganzen Kurfürstentum, die zu dem Spener stehen. Die andern schelten ihn alle als einen Pharisäer und wünschen ihn zum Teufel. Ist auch nimmer zu begreifen, wie der gnädige Kurfürst solchen

Mann aus der Fremde hat mögen kommen lassen, als gäbe es im Lande keinen tüchtigen Mann, zum Oberhofprediger tauglich. Element! Ist wirklich unbegreiflich, wie der Kurfürst sich von dem Spener die Leviten lesen lässet und ganz zahm ihm stille hält, wenn er ihn mit dem Gesetz Mosis andonnert, wie auch die gnädige Frau Kurfürstin samt den durchlauchtigen Prinzen immer in seinen Predigten sitzet und ihm sogar ihre Kapelle eingeräumet hat für seine Katechismusexamina, da der Raum in seinem Haus dazu zu eng geworden."

„Was ist es eigentlich mit diesem Ding, dem Katechismusexamen?" unterbrach der Fremde den Redeschwall des ganz in Hitze geratenen Wirts.

„Ach, das setzt nun erst allem die Krone auf. Element! es ist eine wahre Schande. Der Kurfürst hat sich einen Oberhofprediger verschrieben und einen Schulmeister dafür erhalten. In der That, Herr, der Spener ist nichts weiter, denn ein Schulmeister. Jeden Mittwoch sammelt sich um ihn ein Haufe Volks und lässet sich von ihm unterweisen wie Schulkinder. Da wird ein Frag- und Antwortspiel getrieben und ein langes und breites geredet von Dingen, die man sich längst an den Schuhen abgelaufen. Element! man könnte sich zerreißen über die Thorheit und Albernheit der Leute, daß sie sich zu solchen Possen drängen. Nicht bloß Leute aus dem geringen Volk sitzen da auf den Bänken, sondern auch Hohe und Vornehme; und nicht bloß Jünglinge und Jungfrauen, sondern auch Männer und Weiber und alte Glatzköpfe. Aber ich sage ja: es ist wie eine Krankheit, die das Volk befallen hat. — Und die weitere Folge ist, daß der Spener Unfrieden und Zwiespalt in die Häuser trägt, denn der Sohn ist wider den Vater und die Tochter wider die Mutter. Element! auch in meinem Haus ist der Friede dahin! Sehet, Herr, hier stehe ich allein; wo ist mein Weib und meine Tochter? Im Katechis-

museramen hocken sie — schon seit einer Stunde sind sie hinweg, und alles liegt auf mir!"

„Ei, warum verbietet Ihr es denn ihnen nicht als der Herr im Haus?" unterbrach der Gast den Wirt mit feinem Lächeln.

Der Mann fuhr mit den gespreizten Fingern unwirsch durch das struppige Haar, und sein rotes Gesicht bekam einen bläulichen Schimmer. „Element! es ist zum Närrischwerden! Habe gezetert und gefluchet, aber was frommt's? Sie sind stille oder heulen mir was daher, daß ich aufhören muß. Diese Pietisten sind eine wunderliche Sorte Menschen: man möchte sie zerreißen, aber man vermag nichts wider sie."

„Woher mag das kommen?" fragte der Fremde mit einem leisen Anflug von Spott. Der Wirt schien aber diese Frage nicht gehört zu haben und fuhr in seinem Eifer fort: „Auch in die Häuser kriechet der Spener wie eine Schlange und suchet immer mehrere zu fangen. Ich wünschte nur, er träte einmal über meine Schwelle, Element! der käme nicht zum zweitenmal. Aber warte nur, du Erzschelm und Oberster der Pharisäer, dein Weizen wird bald verblühet sein. Schon rühren sich deine Feinde und werden dir bald auf dem Dach sitzen!"

Der Wirt schlug mit der Faust auf den Tisch, daß die Gläser klirrten, und schnob wie ein wildgewordenes Pferd, daß man sich vor ihm fürchten konnte. Der Fremde schien aber keine Angst zu haben. Er hörte ganz gelassen zu, ja um seinen Mund spielte wieder das leise Lächeln, und er schien mit immer wachsendem Wohlgefallen zuzuhören.

Auf der Diele entstand jetzt ein Geräusch. Man hörte, wie sich draußen zwei den Schnee von den Schuhen abtraten. Nicht lange, so öffnete sich die Thür, und eine ältliche Frau mit einem jungen, blühenden Mädchen trat herein, ein Gesangbuch unter dem Arm.

„Grüß Gott, lieber Vater!“ sagte das Mädchen mit sanfter, weicher Stimme und trat, die Hand ausreckend, auf den Wirt zu.

Dessen Gesicht verfinsterte sich noch mehr, und mit blecherner Stimme schrie er die Tochter an: „Element! hebe dich von dannen, Mädchen, und gehe an deine Arbeit! Draußen in der Küche lieget noch alles wie Kraut und Rüben durcheinander! Und du, Katharina, könntest auch was Besseres vornehmen, als bei den Pietisten zu hocken. Das ist nun das allerletzte Mal!“

Die Jungfrau entfernte sich still, während die Frau demütig stehen blieb und sagte: „Lieber Christoph, Ihr scheltet den hochwürdigen Herrn nur, dieweil Ihr ihn nicht kennet. Wer ihm nur einmal entgegengetreten ist, der höret auf zu lästern und neiget sich vor ihm in Ehrfurcht.“

Der Wirt schlug ein halb höhnisches, halb grimmiges Gelächter auf und wendete sich zu dem Gast. „Da sehet Ihr, wie er die Leute zu berücken und zu bestricken weiß. Ich muß immer an die alte Geschichte denken von dem Rattenfänger von Hameln mit der Zauberpfeife, mit welcher er alle Ratten hinter sich drein zog.“

Damit ging er polternd zu der Thür hinaus, durch welche seine Tochter verschwunden war.

Der Fremde trat freundlich der Wirtin näher, die still ihren Mantel abthat und das Gesangbuch in die vom Sims genommene Schale schob. „Wie möget Ihr, liebe Frau, gegen den Willen und Verbot Eures Ehewirts die Examina des Herrn Oberhofpredigers besuchen? Ist das nicht wider den Gehorsam, den eine Hausfrau ihrem Eheherrn schuldet?“

Die Frau schlug die großen Augen zu dem Fremden auf und sagte mit ruhiger Würde: „Man muß Gott mehr gehorchen, denn den Menschen. Und der Heiland hat gesagt: Ich bin

gekommen, den Menschen zu erregen wider seinen Vater und die Tochter wider ihre Mutter und die Schnur wider ihre Schwieger, und des Menschen Feinde werden seine eigenen Hausgenossen sein. Wer Vater oder Mutter, Sohn oder Tochter, Mann oder Weib mehr liebt denn mich, der ist meiner nicht wert. Matthäi am Zehnten."

„Das weiß ich wohl, gute Frau", fuhr der Gast fort, „aber wisset Ihr auch, ob Ihr dieses Schriftwort auf Euren Fall ziehen dürfet? Ist es wirklich die Stimme Gottes, welche Ihr aus des Oberhofpredigers Worten heraushöret, und bietet er Euch etwas Besseres, denn die andern Diener am Wort?"

Die Frau hob das Haupt mit freudigem Mut. „Ob ich das weiß? Ihr scheint den Herrn Oberhofprediger noch nicht zu kennen. Wisset Ihr, was uns die andern bieten? Steine. Und wisset Ihr, was uns der Doktor Spener reichet? Brot. Und nun soll man nicht schmecken, was Steine sind und was Brot ist?"

„Aber ich höre", fuhr der Fremde fort, „der Herr Oberhofprediger verbiete den Christen alle unschuldigen Freuden und sehe immer sehr finster und sauertöpfisch drein."

„Was wollet Ihr, Herr!" versetzte die Frau mit lächelndem Kopfschütteln. „Wohl eifert der fromme Mann wider das, was die Welt als ihr Vergnügen liebet, aber doch nur, weil dieses Tand ist und die Seele leer lässet, ach wohl gar mit Angst und Schrecken des verklagenden Gewissens erfüllet. Wollet Ihr ihn darum zum Sauertopf machen? O, wenn Ihr einen Menschen sehen wollet, dem der Stempel wahrhaftiger Freude und heiligen Gottesfriedens auf die Stirn gepräget ist, so müsset Ihr den lieben Doktor Spener anschauen. Und wenn man in seine Nähe kommt, da ist es, als ginge eine Kraft von ihm aus, eine Kraft des Friedens und der Freude in dem Herrn. Man möchte nimmer aus seiner Nähe hinweg. Es ist, als

vermöchte er die bösen Geister zu bannen. Seitdem ich seine Predigten und Examina besuche, verspüre ich in meinem Herzen eine Freude, wie nie zuvor, und alles sehe ich in einem andern Licht; es ist mir, als wäre das eine ganz andere Welt geworden um mich her."

Der Fremde trat hastig auf die Frau zu und griff nach ihrer Hand. „Ich danke Euch von ganzem Herzen, daß Ihr mir solche Kunde von dem Herrn Oberhofprediger gegeben, denn Ihr sollet wissen, daß ich aus keinem andern Grund nach Dresden gekommen bin, als um den Herrn Doktor Spener aufzusuchen und bei ihm etliche Zeit zu weilen, so er mich in sein Haus aufnehmen will."

Die Wirtin sah mit großen Augen zu dem Fremden auf, und ihr ganzes Gesicht strahlte ihre innere Freude wider. „Ei, so werdet Ihr selbst schmecken und sehen, daß ich nicht zu viel des Guten von ihm geredet. Wer mag überhaupt den großen Gottesmann ergründen und den Segen ermessen, der täglich von ihm ausströmet!" —

Der Fremde that sich seinen Mantel wieder um und verließ mit herzlichem Gruß die Wirtsstube.

Draußen war das Wetter noch schlimmer geworden. Ein wütender Wind schnob durch die Straßen, peitschte den Schnee im Wirbel vor sich her und holte ihn in dichten Wolken von den Dächern herunter, zerbrach auch allenthalben die armsdicken Eiszapfen an den Traufen, die klappernd auf das Pflaster fielen, und schlug hier und da einen losgerüttelten Fensterladen auf und zu. Die Straßen waren wie ausgestorben, wehklagend flog nur ein Schwarm Dohlen, vom Sturm zerzaust, über die Häuser dahin.

Der Fremde klopfte an dem Haus, das ihm als die Wohnung des Herrn Oberhofpredigers bezeichnet war. Auf dem Flur trat ihm ein junger Mann entgegen, der Famulus

des Doktor Spener, Magister Röthner, und fragte nach seinem Begehr.

„Ist der hochwürdige Herr Oberhofprediger daheim?"

Der Famulus zuckte die Achseln: „Er ist nach dem Katechismusexamen wieder von dannen gegangen, um etlichen Kranken, so nicht in das Gotteshaus kommen konnten, das Wort Gottes in ihr Haus zu bringen."

„Bei diesem Wetter?" fragte der Fremde erstaunt.

„Ei, warum nicht?" erwiderte der Famulus lächelnd. „Der Herr Doktor fraget nach dergleichen Hindernissen nicht. Aber wollet Ihr nicht in das Gemach treten, lieber Herr, und der Rückkehr des Herrn Doktors warten?"

Der Fremde folgte der Ladung gern und trat hinter dem Famulus in ein großes, helles Zimmer. Da sah es zwar nicht aus, wie bei einem kurfürstlichen Oberhofprediger und geistlichen Rat. Das ganze Gerät trug den Charakter der größten Einfachheit und Schlichtheit, und was von Hilfsmitteln der Bequemlichkeit, von überflüssigem Luxus in den Häusern vornehmer Leute zu finden war, das suchte man hier vergebens. Aber es war eine ganz eigene, behagliche Luft, die dem Fremden hier entgegenwehte. In der Mitte des Zimmers stand ein großer Tisch von Eschenholz, den eben eine Magd mit sauberem Linnen deckte. Ringsum standen eine Reihe Stühle mit hohen Lehnen. Die Wände waren mit Bildnissen aus der heiligen Geschichte und Bibelversen in schwarzen Holzrahmen geziert. In der einen Fensternische stand ein kleiner, einfüßiger Tisch mit weiblicher Näharbeit, in der andern grünte und duftete es von sorgfältig gepflegten Blumen, welche eine kundige Hand zum Blühen mitten im Winter gebracht hatte: Hyacinthen und Tulpen und Maiblümchen — eine wahre Augenweide. Unweit des großen glasierten Ofens tickte mit kräftigem Schlag eine Wanduhr in altertümlichem, braun gestrichenem Gehäuse, wie wenn

sie den Takt schlagen wollte zu der Musik des knisternden Feuers.

„Harret ein wenig, lieber Herr“, sagte der Famulus, „bis daß ich die Frau Doktorin herbeigerufen.“

Nach wenigen Minuten trat eine Frau herein von würdevollem Anstand und dem Ausdruck tiefinniger Leutseligkeit in den sanften, weichen Zügen ihres wohlgebildeten Gesichts. Es lag etwas Vornehmes und echt Adeliges in ihrem Auftreten, das sofort zur Ehrfurcht stimmte. Sie trug sich mit der äußersten Einfachheit, die Frau Susanna Spener: ein schlichtes Hauskleid von dunklem Wollenstoff umhüllte züchtig ihren Leib; das volle braune Haar verbarg sich in dem blütweisen, von einem schmalen, hellblauen Band zusammengehaltenen Häubchen.

Der Fremde fühlte sich von dieser edlen Schlichtheit, die so stark von der herrschenden Prunksucht und geschmacklosen Überladung der damaligen Zeit abstach, wohlthuend berührt und näherte sich mit höflicher Verbeugung der Gemahlin des ersten Geistlichen Kursachsens. „Verzeihet, wohledle Frau Doktorin, daß ich zu so ungebührlicher Stunde in Euer Haus gedrungen. Ich bin der Magister Francke, vor einer Stunde von Leipzig angekommen mit dem Wunsch, den Herrn Oberhofprediger zu sehen und zu sprechen.“

Mit der gewinnendsten Freundlichkeit bot ihm Frau Susanna die Hand und wies ihn zu einem Sessel. „Ihr sollt uns herzlich willkommen sein, wertester Herr Magister, zumal Ihr uns kein Fremder seid, denn zu wiederholten Malen habe ich meinen Herrn und Gemahl Euren Namen nennen hören und immer im Guten.“

Der Magister schaute mit verwunderndem Erröten auf: „Meinen Namen?“

„Waret Ihr nicht eine Zeitlang in dem Hause des Superintendenten Sandhagen zu Lüneburg?“

„Ja, dort war ich allerdings.“

„Nun sehet, mit diesem gottseligen Mann pfleget mein Gemahl regen brieflichen Verkehr.“

Jetzt ging die Thür auf, und vier Kinder traten ein, denn die Zeit des Mittagsmahls war da. „Sehet da unsere Kinder, so noch im elterlichen Hause weilen: Philipp, der sich der Arzneikunde gewidmet hat, Maximilian, Schüler hiesiger Kreuzschule, und die beiden Kleinen, Wilhelm und Jakob, welche einmal, so Gott will, des Vaters Beruf ergreifen sollen. — Ihr traget wohl Verlangen nach dem Essen, herzliebe Kinder? Wo nur der Vater heute so lange weilen mag? Es wird ihm doch nichts Übles widerfahren sein bei dem bösen Wetter?“

Der kleine Wilhelm, welcher ans Fenster getreten war und die Augen nach der Straße hinaus hatte, rief jetzt: „Da kommt der Vater!“ und nach etlichen Minuten trat der Hausherr ein, von den Seinen warm begrüßt, als kehrte er nach einer langen Abwesenheit nach Hause zurück.

Ja, das mußte der Herr Oberhofprediger sein — die äußere Erscheinung schon zeigte den großen Gottesmann. Eine heilige Weihe lag über dieser äußerlich unscheinbaren Gestalt im schlichten, schwarzen Rock und zumal auf diesem etwas bleichen, länglichen, nichts weniger als schönen Gesicht mit dem natürlichen, langen Lockenhaar, auf welchem ein kleines schwarzes Sammetkäpplein lag, dem mild blickenden Auge unter der hohen, freien Stirn und dem sprechenden, von einem sanften Lächeln umschwebten Mund. Das war der Stempel der Gotteskindschaft, der diesem Menschenantlitz aufgeprägt war, der Schimmer stillen Gottesfriedens.

„Sehet da einen lieben Gast, den ich Euch zuführe“, sagte Frau Susanna, den Fremden herzunötigend. „Herr Magister Francke begehret Euer Angesicht zu sehen, lieber Herr Gemahl.“

„Francke?“ wiederholte Spener sinnend, und augenblicklich blitzten seine großen tiefschwarzen Augen auf, und beide Hände streckten sich dem Gast entgegen. „O das nehme ich als ein Geschenk Gottes, daß ich Euch in meinem Haus von Angesicht zu Angesicht sehe. Ich weiß Eure ganze Geschichte, ich weiß, daß Ihr den Herrn gefunden und gelobet habt, Euer ferneres Leben seinem Dienst zu weihen. Dazu gebe Euch Gott seine Gnade — — —“

„Und Ihr Euren Segen, ehrwürdiger Herr Doktor“, fiel Francke bewegt ein, „denn dazu bin ich zu Euch gekommen, daß Ihr mir den Weg zeiget, den ich wandeln soll. Als zu einem geistlichen Vater habe ich allezeit zu Euch aufgeschaut, seit ich den Herrn Jesum Christum erkannt, und mein innerstes Sehnen ist nur darauf gegangen, zur Arbeit im Weinberg des Herrn mich in der Schule dessen zu bilden, der von Gott die Weihe zum Prophetenamt bekommen hat in dieser unserer Zeit, wo das Leben aus Gott erstorben ist unter der Stickluft pharisäischer Buchstabentheologie.“

Über Speners Gesicht lief es wie ein jungfräuliches Erröten. „Was machet Ihr aus mir, lieber Herr Magister! Ich bin ein Diener des Herrn und ein recht unwürdiger. Ach, wenn die Welt mich kennte, wie ich mich selber kenne, sie würde flugs das Rühmen einstellen. Aber es stehen ja auch Feinde genug wider mich, welche es mir leicht machen, fein demütig zu bleiben, indem sie meine Schwächen und Gebrechen vor aller Welt aufdecken. — Ihr aber, werter Herr Magister, sollet mir hoch willkommen sein, denn in dem Umgang mit Euch hoffe ich, anstatt zu geben, zu empfangen und bestärket zu werden in der Wahrheit des Evangeliums, welches ich verkündige. Seid Ihr genügsam und wollet fürlieb nehmen, so sollet Ihr mein Gast sein, so lange es Euch gefällt.“

Francke drückte dem ehrwürdigen Mann mit tiefster Inbrunst die Hände. „Ach, Eure Güte ist größer, denn ich zu hoffen gewaget. Nun aber danke ich Gott, daß er mich meine Scheu hat überwinden lassen.“

„Welche Scheu?“ fragte Spener schnell.

„Die Scheu, Euch zur Last zu fallen; denn wenn ich bedachte, was alles auf Euren Schultern lieget, so wollte es mir fast als Sünde erscheinen, Euch von Eurer kostbaren Zeit noch etwas zu rauben.“

Spener wollte etwas erwidern, aber die Hausfrau nötigte zu Tisch, da inzwischen das Essen aufgetragen war.

Der Hausherr nahm sein Käppchen ab und sprach das Tischgebet. Es waren ganz schlichte Worte, aber in Speners Munde bekam alles einen ganz eigenen Klang und eine so zu sagen patriarchalische Weihe. Francke fühlte es wie ein heiliges Erschauern in seiner Seele, und drinnen jubelte es in dem Gefühl, den Ort gefunden zu haben, wo ihn die Kraft des Lebens aus Gott umwehen würde.

Nachdem sich ein jeder einen Teller mit Welschkohl und Hammelfleisch gefüllt, blickte Spener mit väterlicher Herzlichkeit zu dem ihm gegenübersitzenden Francke hinüber. „Mein lieber Herr Magister, wie ich schon gesagt, ich weiß Eure ganze Geschichte und habe dem Herrn für Euch gedankt, daß er Euch für sein Reich gewonnen. Ihr seid mit selten reichen Gaben des Geistes ausgestattet; mein Bruder Sandhagen hat mir geschrieben, er habe noch nie einen solchen begabten Schüler zu seinen Füßen gesehen. Wo Ihr nun mit dem Euch anvertrauten Pfund im Dienste Gottes wuchern wollet, so werdet Ihr ein auserwähltes Rüstzeug werden. Habet Ihr Euch aber auch schon innerlich gerüstet auf das, was dann unfehlbar kommen wird: auf die Feindschaft und Verfolgung der Welt?“

Francke richtete bei diesen letzten Worten das verlegen auf den Teller geneigte Haupt mit dem Ausdruck heiligen Trotzes in die Höhe. „Ehrwürdiger Herr Doktor, die Welt hat mich bis hierher in Ruhe gelassen, ja sie ist mir freundlich gewesen. Aber das ist gerade meine Angst und Qual gewesen, das hat mich aus der Sorglosigkeit und Selbstzufriedenheit aufgescheucht, da ich mir sagte: Ach, wenn mich die Welt lieb hat und ehret, ist das nicht ein Zeichen, daß ich von der Welt bin? So habe ich die Freundschaft der Welt darangegeben und will ihr nun trotzen. Ist sie mir dann gram, so will ich mich freuen und Gott danken, indem mir das eine Bürgschaft sein soll, daß ich los bin von der Eitelkeit der Welt. Ach, ehrwürdiger Herr Doktor, meine Seele ist voll lauter Freude und singet immerdar. Seit ich den Herrn gefunden, weiß ich erst, was Leben ist. Diese meine innerliche Freude wird mir, das hoffe ich, alle Feindschaft der Welt nicht auslöschen. Eines nur ist es, was wie ein dunkler Schatten auf den Sonnenschein meiner Herzwonne fällt: die Trauer über meine verlorenen sechsundzwanzig Jahre. Sechsundzwanzig Jahre hat der Herr vergebens auf Frucht gewartet. Was habe ich ihm gebracht? Dürre Spreu und böses Unkraut! Das ist mein Schmerz, der wie ein Pfahl im Fleisch den Frieden Gottes in mir stört."

Spener sah wehmütig lächelnd seinen jungen Freund an. „Ich kann mich in Eure Seele wohl hineindenken, lieber Herr Magister, doch will ich Euch zu Eurem Trost an den heiligen Apostel Paulus erinnern, welcher auch, obwohl in den Himmel hinaufgerückt, einen Pfahl im Fleisch behielt und selbigen zeitlebens mit sich herumtrug, quälend zwar und peinigend, aber doch zu seinem Heil. „Laß dir an meiner Gnade genügen", sprach der Herr zu ihm. „Ich habe dich erwählet, du bist mein und sollst es alles ererben, aber den Pfahl im Fleisch behalte nur, den ziehe ich dir nicht heraus, denn er ist dir

not, daß er dich in der Demut erhalte und dich stachele zu immer neuer Treue, zu immer brennenderem Eifer der Arbeit in meinem Weinberg."

Francke legte das Messer nieder und reichte über den Tisch hinweg dem Manne die Hand, dessen Worte wie Tauperlen auf sein Herz fielen. „Ich danke Euch für dieses Wort, Herr Doktor — ach, ich fühle es schon, daß ich in Eurer Schule erst die rechte Ausrüstung empfangen werde zu dem Beruf, den mir mein Gott befohlen."

„Welches sind nun Eure Gedanken und Absichten, Lieber?" fragte Spener.

„Es hat mich", fuhr Francke fort, „zurückgetrieben an den Ort, allwo ich, obwohl in Schwachheit und Blindheit, mein Lehramt angehoben habe: nach Leipzig. In meinen Ohren klang mir in der letzten Zeit beständig das Wort, welches der Heiland einstmals dem Petrus zurief: „Wenn du dich dermaleinst bekehrst, so stärke deine Brüder." Solches schien mir am leichtesten in Leipzig zu erreichen, allwo ich bereits bei einer Anzahl junger Theologen Eingang gefunden."

Spener nickte zustimmend. „Ich glaube, Ihr habet recht daran gethan. In Leipzig werdet Ihr offene Thüren finden, denn Euer Collegium der Bibelfreunde stehet allda noch in gutem Gedächtnis. Würde ein trefflicher Anknüpfungspunkt für die Fortsetzung Eures Wirkens sein."

„Solche Hoffnung hege ich auch", versetzte Francke. „Wo sich nur Gott zu mir bekennt, will ich mein Leben in seinem Dienst verzehren. Doch hege ich nicht die Absicht, das Collegium der Bibelfreunde in dem alten Sinn wieder aufzunehmen, wo es in erster Hinsicht auf die gegenseitige Unterweisung der Magister abgesehen war, und die anwesenden Laien nur empfingen, was nebenbei für sie abfiel. Habe dazumal bei den Laien eine große Begierde wahrgenommen, in die Schrift

eingeführt zu werden, und wo solcher Hunger nach Gottes Wort nicht gestillet wird, möchten sich die Lehrer einer Versäumnis des Guten anzuklagen haben. Ihr, Herr Doktor, habet ja damit einen gesegneten Anfang gemacht: Eure Katechismusexamina haben sattsam bewiesen, daß die Unterweisung in der Lehre der heiligen Schrift das vornehmste Bedürfnis unserer Zeit sei und die Rettung des Volks aus dem Schlaf eines in toten Formen erstarrten Gewohnheitschristentums. Noch klingt mir in den Ohren, was mir vorhin die Wirtin zum blauen Fuchs sagte: auf den Kanzeln werden dem Volk Steine geboten, in dem Katechismusexamen aber Brot. Wollte doch Gott Männer erwecken nach Eurem Herzen, ehrwürdiger Herr Doktor, daß allenthalben nach Eurem Vorbild der Same gestreuet würde, welcher auf Eurem Ackerfeld so reiche Früchte trägt! O wie brenne ich, unter Euren Schülern zu sitzen und zu hören, wie Ihr dem Volk die Schrift aus- und einleget.“

„Aber Ihr vergesset ganz, wozu wir hier am Tisch sitzen, Herr Magister“, fuhr Spener hastig auf. „Sehet, Eure Speise habt Ihr fast noch gar nicht berühret, und die erkaltete wird Euch nicht munden.“

Lächelnd nahm Francke etliche Bissen zu sich — er verstand, weshalb Spener dem Gespräch eine andere Wendung gab. —

Als er am Abend dieses Tages sich zur Ruhe legte, konnte er lange den Schlaf nicht finden. Das Herz schlug ihm so stürmisch in der Brust, und in feuchtem Schimmer schwammen ihm die Augen. Er hatte sich in Spener nicht getäuscht, im Gegenteil, die Erwartungen, mit welchen er ihm genahet war, waren weit übertroffen. Er stand vor ihm wie eine Patriarchengestalt, wie ein Prophet des Höchsten, eine Johannesseele, sanft und zart, fast jungfräulich schüchtern, und doch so

groß und stark in der Macht seines himmelanstürmenden Glaubens, seiner um sich herum wärmenden Liebe. Nur noch ein Luther zu diesem Melanchthon, und durch die Christenheit mußte es zucken wie Regung neuen Lebens, auf dem Feld der Totengebeine mußte es rauschen wie von Osterluft. Der klare Geist Franckes hatte den Mann Gottes in seiner Größe, wie in dem ihm anhaftenden Mangel erkannt, und diese Erkenntnis gestaltete sich bei ihm alsbald zu dem Gebet: „Ach Herr, erwecke doch den rechten Mann, dessen dieser dein Knecht bedarf, der ergänzend ihm zubringt, was ihm selber mangelt, einen Mann der unerschrockenen That!“

In tiefste Inbrunst getaucht stieg dieser Gebetsseufzer himmelan. Ob ihn Gott erhöret hat? Ja, er hat ihn erhört: wie einstmals Gott der Herr dem Luther einen Melanchthon zuführte, so sollte jetzt umgekehrt der Melanchthon seinen Luther finden.

Zehntes Kapitel.

Auf der Anklagebank.

„Guten Morgen, Gevatter!“

„Wünsche wohl geruht zu haben, Gevatter!“

„Lange nicht gesehen, Gevatter! Wollte schon einmal zu Euch kommen und Euch fragen, aus was Ursach man Euch nimmer in dem Collegio der Bibelfreunde gewahret, denn daß unser lieber Magister Francke wieder allhier ist, kann Euch doch nicht unbekannt geblieben sein, maßen die ganze Stadt von ihm redet und der Zudrang zu ihm allwöchentlich wächset.“

„Bin gestern erst von einem längeren Besuch bei meiner Schwester in München heimgekehrt und habe derowegen keine

Kunde von dem, was sich inzwischen allhier zu Leipzig begeben. Also ist der Magister Francke wieder zurückgekehrt? Solches höre ich mit großer Freude, denn ich seinen Weggang schmerzlich bedauert habe."

„Seit fünf Wochen haben wir ihn wieder, Gevatter. Aber er ist als ein anderer zurückgekehrt. Es ist etwas mit ihm vorgegangen. Das ist eine andere Rede, die aus seinem Munde gehet, und aus den Augen leuchtet etwas, das ich früher an ihm nicht wahrgenommen. Ich kenne ihn gar nicht wieder — über seinem von Natur so wohlgebildeten, anmutigen Gesicht liegt es wie ein Schein der Verklärung ausgegossen, und er ist noch viel schöner geworden, also daß man den Blick nicht von ihm wenden mag. Er hat es uns erzählet, was mit ihm vorgegangen sei, daß ihn die Hand des Höchsten ergriffen und seinen Sinn gewandelt habe; aber wenn wir dieses auch nicht aus seinem Munde wüßten, wir würden es sehen an seinem ganzen Auftreten und fühlen an der Kraft, die von ihm ausgehet. Das Feuer des Glaubens, welches aus ihm sprühet, wärmet immer weiter um sich, und die er einmal an sich gezogen, die können nimmer wieder von ihm los. Alles redet von ihm: auf der Straße stehen die Leute zusammen, und geht man vorüber, so hört man den Namen Francke. Selbst in den Bierstuben und auf den Kegelbahnen handelt man von ihm, und ist eine große Erregung der Gemüter in der Stadt."

„Ich bin sehr begierig, den Magister wiederzusehen und zu hören, Gevatter, denn daß das kein gewöhnlicher Mensch sei, sondern daß etwas Sonderliches hinter ihm stecke, habe ich gleich beim ersten Anblick wahrgenommen. Und nun saget Ihr, er habe eine innerliche Wandlung durchgemacht? O, wenn dieses wahr ist, so zweifle ich nicht, daß er als ein heller Stern leuchten und sein Wort wie ein Feuer zünden werde. Wo hält er denn seine Collegia?"

„Er hatte sich in dem Paulinum zuerst ein kleines Zimmer neben seiner Wohnstube gemietet; das war aber bald zu eng, so mußte er sich einen großen Hörsaal von dem Rektor der Universität erbitten, die sogenannte Lampe, einen der weitläufigsten Räume des ganzen Gebäudes. Aber siehe, auch dieser ist anjetzo zu klein, denn zu Hunderten drängen sich die Hörer herzu und ein großer Teil muß vor der Thür oder unter den Fenstern stehen."

„Was sagen aber die Herren Professores dazu, Gevatter? Kann mir denken, daß sie nicht ohne Neid und Abgunst solchem wachsenden Ansehen des jungen Magisters zuschauen."

„Leider habet Ihr recht! Zwar ist der Rektor der Universität, Doktor Olearius, Franckes warmer Freund und Gönner. Man erzählet sich, er sei dem Magister Francke, da ihm dieser um den größeren Hörsaal anging, mit Thränen um den Hals gefallen und habe ihm gedankt für die Rettung seines Sohnes. Ihr kennet ihn wohl, den tollen Gottfried, der aller Teufeleien voll und niedriger Begierden Knecht war. Vergebens hatte seines Vaters etwas schwächliche Stimme nach ihm gerufen — da gehet ihm Francke nach, und der Sünder wird gerettet von dem Irrtum seines Weges. Die andern Professoren sahen die Freude des beglückten Vaters und vernahmen aus seinem Munde Franckes Preis, aber der Neid hält ihre Herzen gefangen, daß sie an dem jungen Magister mit hochmütiger Verachtung vorübergehen, ja mit allerlei verdächtigenden Reden über ihn herfallen. Selbst auf den Kanzeln schonen sie seiner nicht und reden, wenn auch ohne Namennennung, von jungen, milchbärtigen Lehrern, welche klüger sein wollten, als die im Dienste strenger Wissenschaft ergrauten und erprobten Professoren, sich dünkend, einen neuen Weg des Heils gefunden zu haben, welcher allein mit Sicherheit zum Ziel führe. Sie warnen ihre Schäflein vor den falschen Propheten, die in geistlichem

Hochmut lächerlich sich überhebend, eine neue Religion zu bringen vorgeben und die Bethörten aus den Armen der Mutter Kirche reißen, um sie in den Winkel einer Sekte zu locken. Der Chorführer und eifrigste Schreier dieser Feinde Franckes ist der Professor Carpzov, welcher auf diese Weise zugleich an dem Dresdener Oberhofprediger Rache nehmen will."

„Wie meinet Ihr das, Gevatter? Was hat der Doktor Spener mit dem Handel zu thun?"

„Spener? O, Magister Francke hat es ja kein Hehl, daß er mit diesem auf einem Grund der Überzeugung stehe, daß er in Speners Sinn und Geist wirken wolle. Ihr werdet aber wissen, daß Carpzov dem Spener darum besonders gram ist, weil er selber gern die Oberhofpredigerstelle gehabt hätte. Seinen Groll suchet er nun an Speners Schülern und Freunden auszulassen."

„Es ist unwürdig — man sollte solche niedrige Gesinnung von einem Gottesgelahrten nimmer erwarten."

Die letzten Worte des Redenden wurden von einem Lärm übertäubt, welcher sich in unmittelbarer Nähe der beiden Gevattern erhob. Eine Anzahl Studenten kam eben vorüber, welche, die Arme in einander schlingend, eine lange Linie bildeten und beinahe die ganze Breite der Straße einnahmen. Sie trugen die damals übliche, auffallende Studententracht: ein kurzes, samtenes Röcklein mit breitem Spitzenkragen und geschlitzten Ärmeln, weite, bauschige Beinkleider bis zu den Knieen, schwarzseidene Strümpfe und Schuhe mit silbernen Schnallen, auf dem Haupt thronte stolz ein Sammetbarett mit wehender Straußenfeder, an der Hüfte klirrte ein zierlicher Stoßdegen.

Diese Rotte folgte in scharfem Schritt etlichen andern Studenten, welche sich in ihrer Kleidung von den Bürgern nicht unterschieden und ganz ruhig bescheiden ihres Weges

gingen. Hinter ihnen drein flog wie Hagelkörner eine Flut von Schmähnamen, die von jenen Bramarbassen in wirrem Durcheinander gerufen wurden: „Pietisten, Separatisten, Pharisäer, Schleicher, Jesuiten, Feiglinge“ und was man sonst noch für Ehrenbezeichnungen erfand. Da die Verfolgten keine Miene machten, sich zu verteidigen, suchte man sie durch Stoßen und Drängen zum Zorn zu reizen, und kaum wagte einer seine Entrüstung über solch brutales Betragen auszusprechen, als unter rohem Geschrei die Rotte über ihre Opfer herfiel und sie jämmerlich zerzauste.

Von allen Seiten stürmten Bürger herzu und nahmen Partei für die Gemißhandelten. Ein junger Mensch von ungeheurer Körperlänge arbeitete sich mit nervigten Armen durch das Gedränge und packte den Hauptschreier mit raschem Griff an der Brust. „Sehe Er, Hans Urian, ich bin auch ein Pietist! So wie Er das lose Maul noch ein einzig mal aufthut, drücke ich Ihm ein Siegel drauf, daß Er zeitlebens still ist!“

Damit machte er mit der geballten Faust eine Bewegung, als sollte die Aufdrückung des Siegels auf der Stelle vor sich gehen.

Der Ergriffene, ein Hauptraufbold und eine gefürchtete Persönlichkeit, fühlte sich durch diesen nach seiner Meinung pöbelhaften Angriff in seiner akademischen Ehre verletzt und winkte seinen Gesellen mit den Augen, ihm zu Hilfe zu kommen; indessen die drohenden Gesichter der Bürger jagten den Helden eine solche Furcht ein, daß sie nur mit unverständlichem Gemurmel einen Angriff wagten. Jener mutige Kempe, ein Klempnergesell, beutete nun seinen Sieg nach Kräften aus, indem er seinem Unmut gegen die rauflustigen Musensöhne in derben Worten Luft machte: „Ihr Straßenräuber, ihr Wegelagerer, schon lange hat es mir in den Fingern gejuckt, euch

das Handwerk zu verleiden! Wo ihr es noch ein einzig Mal waget, die ordentlichen, fleißigen Studenten mit eurer Roheit zu belästigen, so sollt ihr es mit mir zu thun bekommen und andern, die auch einen guten Zuschlag haben. Ihr gottloses Gelichter, meinet ihr, die rechtschaffenen, frommen Leute, welche ihr Pietisten schimpfet, wären nur dazu da, um sich von euch drangsalieren zu lassen? Ihr heidnisches Volk, nehmt euch in acht, daß nicht aus Zion ein Zorn über euch komme und ein Tag der Rache euch ereile, denn eurer Schandthaten — — —"

Er konnte seine Rede nicht vollenden, denn in diesem Augenblick reckte sich ein Arm nach ihm und eine ernste Stimme sprach: „Was beginnest du, Gesell? Gehe an deine Arbeit und schweige deine Zunge. Wenn jetzt der Magister Francke hier stünde!"

Der Gesell wandte sich betroffen um, denn er vernahm die Stimme seines Meisters, des ehrenfesten Klempnermeisters Jakob Grindelshausen. Im Ton der Selbstrechtfertigung stammelte er: „Soll man den Unterdrückten und Gemißhandelten nicht beistehen, Meister? Mir ist die Galle übergelaufen beim Anschauen solcher Unbill."

„Du hast ein heißes Blut", erwiderte der Meister. „Des Menschen Zorn thut nicht, was vor Gott recht ist. Entheilige nicht mit fleischlichem Eifer die Sache des Herrn und gieb nicht den Widersachern, die uns bis anhero ohne Ursach verfolgten, gegründeten Anlaß zur Lästerung!"

Der Gesell folgte schweigend dem Meister, sah sich aber wiederholt verstohlen nach dem Haufen um, wie einst Lots Weib nach ihrem lieben Sodom, und machte ein Gesicht dazu, welches sehr gemischte Empfindungen verriet: daß er auf der einen Seite seinem Meister recht gab, andererseits aber dem Hans Urian gar zu gern eins ausgewischt hätte. —

Der Gesell war einer von denen, welche, nur erst mit dem halben Herzen gewonnen, der guten Sache Franckes nicht gerade zur Förderung gereichten und den Widersachern Blößen darboten, die den Widerspruch als einen berechtigten erscheinen ließen. Schlimmer aber noch als diese Klasse von Anhängern war eine andere Gattung, welche in kleinlicher Engherzigkeit die von Francke geforderte Selbst- und Weltverleugnung überspannten und in weinerlicher Kopfhängerei auch die unschuldigsten Freuden des Lebens zur Sünde machten, dabei aber auch in einen geistlichen Hochmut hineingerieten und in der Einbildung, das auserwählte Geschlecht zu sein, die Kirche als Babel verachteten und die öffentlichen Gottesdienste der andern Geistlichen verschmähten, um nur aus Franckes Munde das Wort Gottes zu hören und außerdem in Privatversammlungen sich durch eigene Schriftauslegung zu erbauen. So reizten sie die Gegner zu den gehässigsten Nachreden, welche sich in Übertreibungen und Entstellungen der Wahrheit gefielen, die krankhaften Auswüchse mit der Sache selbst verwechselten und alles aufboten, um Francken nebst seinen Freunden Paul Anton und Johann Kaspar Schade den Boden unter den Füßen zu untergraben.

Die Aufregung steigerte sich von Monat zu Monat. Mit einer Leidenschaft ohne gleichen begann in Leipzig ein Kampf, der bald nicht mehr auf seinen ursprünglichen Herd beschränkt blieb, sondern seine Wellenschläge über ganz Sachsen hinwarf und in seinem weitern Verlauf das ganze evangelische Deutschland in Gärung bringen sollte.

Obwohl sich Francke von vorn herein auf einen harten Widerspruch der kirchlichen Orthodoxie gerüstet hatte, so erschrak er doch über den Sturm, den sein erstes Auftreten heraufbeschwor. Er befahl sich in heißem Gebet dem Herrn, er suchte sich an der Gemeinschaft seiner Gesinnungsgenossen zu stärken,

doch der Aufruhr in seinem Gemüt wollte sich nicht legen. Wie sehnte er sich da nach seinem geistlichen Vater in Dresden zurück! Wohl hatte er ihm brieflich bereits mehrmals sein Herz ausgeschüttet und des großen Gottesmannes freudigste Zustimmung als Antwort bekommen; aber das genügte ihm noch nicht: er mußte ihn selber sehen und sich an seinen Augen, an dem Ton seiner Stimme stärken. So machte er sich eines Tages in Gesellschaft dreier Freunde auf und klopfte an des Oberhofpredigers gastliche Thür.

Das war ein bewegtes Wiedersehen, eine Freude mit Zittern gemengt. Auch Spener, welcher inzwischen durch den Ernst seiner seelsorgerischen Treue die Gnade seines fürstlichen Beichtkindes verloren hatte und ein unheimliches Murmeln seiner Feinde vernahm, trug sich nach seiner fast mädchenhaft schüchternen Art mit ängstlichen Gedanken und sah mit heimlichem Zagen auf den heraufbeschworenen Sturm. Aber das Beisammensein der beiden Gottesstreiter wirkte gegenseitig stärkend und ermutigend, und als Francke nach einigen Tagen in der Dresdener Kreuzkirche vor einer dichtgedrängten Menge eine Predigt hielt, da schwand nicht bloß ihm selbst das letzte Bangen, sondern auch Spener drückte ihm danach in der Sakristei beide Hände, ihm dankend für den empfangenen erhebenden Zuspruch.

Seiner Sache innerlich aufs neue bewußt geworden, kehrte Francke mit den Freunden nach Leipzig zurück und wollte mit gesteigerter Freudigkeit seinen Mund zum Zeugnis aufthun. Er hatte bereits das Katheder wieder bestiegen, und eine zu Hunderten zählende Zuhörerschar war versammelt, als in feierlicher Amtstracht der Pedell der Universität eintrat und im Namen Sr. Magnificenz des Rektors die Versammlung aufhob.

Ein allgemeiner Schrecken fiel auf die Gemüter, daß in dem Saal eine augenblickliche Stille ward; bald aber erhob

sich ein dumpfes Gemurmel, welches von Minute zu Minute anschwoll.

Mit ruhiger Würde erhob sich Francke, hob beschwichtigend den Arm auf und sprach: „Es ist die Obrigkeit, von welcher dieser Befehl ausgegangen. Ein jedermann aber sei unterthan der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat. Haltet euch stille, meine lieben Freunde, und begebet euch in Ordnung von dannen! Der Herr wird's versehen, er, der alle Dinge zum besten lenket!"

Da erhoben sich die Massen und verließen schweigend den Saal. —

Francke hatte, während er sich an dem Umgang mit seinem väterlichen Freund erquickte, nicht geahnt, daß inzwischen ein Schreiben der Universität Leipzig an die kurfürstliche Regierung nach Dresden abgegangen war, eine weitläufige, schwerwiegende Anklageschrift der Leipziger Professoren „gegen den Unfug der Pietisten", worin es unter anderem hieß: „Weil aber nunmehro ein Rumor sich hin und wieder ausbreitet, als ob Francke viel andere irrige Lehrsätze der Jugend beibringen sollte, so haben wir uns vorgenommen, eine genauere Inquisition wider ihn anzustellen und ihm unterdessen, sobald er von Dresden wiederkommen wird, die Collegia zu untersagen." Nachdem nun eine lange Reihe von Verdachtsgründen wider die Pietisten in aller Umständlichkeit aufgeführt, wird schließlich der Antrag gestellt: kurfürstliches Oberkonsistorium wolle zu der beabsichtigten Untersuchung eine Kommission bestellen und zur Beseitigung des Ärgernisses das Gewicht seines Ansehens in die Wagschale werfen.

Kaum war Francke von Dresden zurück, so wurden die Vorbereitungen zur Untersuchung getroffen. Professor Carpzov, der erbittertste Gegner Franckes, war die Seele des ganzen Handels, und seine Leidenschaftlichkeit machte ihn in der Auswahl der Mittel nicht gerade wählerisch. —

Es war am Morgen eines Augusttages des Jahres 1689, als sich in dem Gerichtszimmer der Leipziger Universität der gesamte Senat versammelte. In feierlicher Würde saßen die Professoren, in ihre weiten, faltigen Sammetmäntel gehüllt, um einen großen, länglich runden Tisch, vor welchem zur Rechten und zur Linken die beiden Pedelle mit vergoldeten Zeptern unbeweglich wie Bildsäulen standen. Vor den Schranken des Universitätsgerichts sollte heute ein Sünder erscheinen, nicht aus den Reihen der Studierenden, sondern aus dem Kollegium der Universitätslehrer selbst.

Als die Glocken von St. Thomas und St. Nikolaus die neunte Morgenstunde verkündigten, ging die Thür auf, und ein junger, blühend schöner Mann trat ein, mit edlem Anstand vor den Richtern sich verneigend. Sein Gesicht ist etwas bleich, um die Augen her ist ein trüber Schatten, wie bei einem, der eine schlaflose Nacht verbracht hat; aber aus dem Schatten heraus leuchten hell und klar die blauen Augensterne und strahlen die ganze Freudigkeit eines guten Gewissens, den Heldenmut des Bewußtseins einer gerechten Sache wider. Auch die fest geschlossenen Lippen verkündigen den Richtern, daß er bereit ist, Red und Antwort zu stehen. Er weiß, um was es sich handelt, er weiß, daß er sich verantworten soll als ein Irrlehrer, als ein Sektierer, als ein Störer des kirchlichen Friedens. Mit ungestümem Herzpochen hat er dem Tag entgegengesehen und seinem Gott gedankt, daß er endlich einmal Gelegenheit habe, alle die Angriffe böswilliger Verleumdung und feindseliger Bosheit zurückzuschlagen. Daher das tapfer aufgereckte Haupt, daher der Glanz auf seinem Angesicht.

Mit steifer Würde erhob sich der Rektor der Universität, setzte das Barett auf und gab damit den übrigen Richtern das Zeichen, gleichfalls das Haupt zu bedecken. Danach sprach er, zu dem Angeklagten gewendet: „Im Namen Sr. Durchlaucht,

des Kurfürsten Johann Georg von Sachsen! Gegenwärtiger Senat hochlöblicher Universität Leipzig ist am heutigen Tag versammelt, um nach Abhörung unterschiedlicher Zeugen mit Euch selbst, wohledler Herr Magister August Hermann Francke, ein Verhör anzustellen über etzliche Klagepunkte, so wider Euch erhoben worden. So peinigend und bedrückend es auch für uns sein muß, einen der Unsern vor uns auf der Anklagebank zu sehen, so folgen wir doch dem gemessenen Befehl unseres allergnädigsten Landesherrn und dem Erfordern Eines hochpreislichen Oberconsistorii zu Dresden, sind aber zugleich der guten Hoffnung, daß durch Eure Vernehmung die angeregte Unruhe in hiesiger Stadt gestillet und weiterem Unwesen vorgebeuget werde. Dahero fordere ich Euch, hochwürdiger Herr Professor Carpzov, auf, als Kläger wider Herrn Magister Francke aufzutreten und ihm die Stücke vorzuhalten, deren er durch vieler Zeugen Mund angeschuldiget worden."

Der Rektor ließ sich wieder auf seinem erhöhten Sessel nieder, und geräuschvoll erhob sich der Aufgerufene, ein langer, hagerer Mann, dessen von einer umfangreichen Nase beschattetes Gesicht einem frischgepflügten Acker glich, indem sich da eine Furche an die andere reihte. Er nahm eine Papierrolle vom Tisch auf, während er den Angeklagten mit einem stechenden Blick seiner aschgrauen, von buschigen Brauen verdeckten Augen musterte.

Francke hätte erschrecken müssen vor diesem Blick, wenn er überhaupt ein erschrockenes Herz mitgebracht hätte. Er hielt ihn ruhig aus und bemerkte, wie sein Gegner die Augen senkte und sich auf die Unterlippe biß. Es erfolgte eine kurze Stille, dann begann der Ankläger mit der ganzen Macht seiner schnarrenden Stimme:

„Es ist uns zum großen Betrübnis und Ärgernis, daß Ihr, Herr Magister, der Urheber einer Verwirrung in unserer lieben

Stadt Leipzig geworden seid, welche dem Reiche Gottes zum allergrößten Schaden gereichen muß. Und da nun trotz alles Vermahnens selbiges Unwesen nicht abläßet, sondern nur ärger wird, so ist es Pflicht derer, so über der Kirche Wohlfahrt zu wachen haben, demselben mit allen Kräften zu steuern. Verantwortet Euch nun, Herr Magister, auf die Klagepunkte, welche Euch jetzo vorgehalten werden. — Von den Mißbräuchen anhebend und danach zu den eigentlichen Irrlehren übergehend sagen wir zum ersten: Es ist ein bedenklich und gemeingefährlich Ding, daß diejenigen, so man Pietisten heißet, in heimlichen Zusammenkünften bei einander sitzen und über diesen Privatversammlungen den öffentlichen Gottesdienst hintansetzen, ja verachten und lästern, sicherlich zu keinem andern Ende, denn daß sie da ihre irrigen Meinungen desto sicherer und ungestörter verbreiten können; wie solches schon daraus herfürleuchtet, daß sie bei ihren Winkelzusammenkünften verdächtige und von der Kirche verdammte Bücher anempfehlen. Das Ärgernis wird aber noch gemehret dadurch, daß bei solchen Konventikeln, wie berichtet wird, Manns- und Weibspersonen vertrauter mit einander umgehen, als ihnen wohl anstehet, daß sie ferner einem Jeglichen, auch dem Unbekannten, ja sogar den Weibern zu reden verstatten — wie sie sagen, zur gegenseitigen Erbauung; daß sie ferner in etzlichen äußerlichen Dingen eine sonderliche Heiligkeit suchen, als zum Exempel in einer gewissen Art Kleidung, in Fasten und Enthaltung von unschuldigen zeitlichen Ergötzungen, welches alles doch zur Gottseligkeit von keinem Nutzen, sondern nur eine Anleitung zur Heuchelei; woraus das Weitere folget, daß sie sich in geistlichem Hochmut heiliger dünken, denn andere Leute, und sonderlich das öffentliche Predigtamt gering achten, ja dasselbe schnöde verlästern und seine Arbeit stören. — Auf diese ersten Klagepunkte wollen wir jetzo Eure Antwort vernehmen."

Francke trat einen Schritt vor und nahm ohne langes Bedenken das Wort:

„Hoch- und wohlehrwürdige, feste, hoch- und wohlgelahrte, hoch- und wohlweise, insonders hochgeehrte Herren des Senats! Als Angeklagter stehe ich vor den Schranken des akademischen Gerichts und bin darob nicht erschrocken noch betrübet, freue mich vielmehr von Herzen und danke meinem Gott, daß durch meine Aussprache vor einem ordentlichen, gerechten und urteilsfähigen Gerichtshof all das arglistige, böswillige Gerede über mich und meine Freunde zum Schweigen kommen werde. So man mir zum ersten vorwirft, daß ich die Leute zu heimlichen Zusammenkünften solle angestiftet haben, als welche vor dem Gesetz unstatthaft erscheinen möchten, so frage ich Einen hochedlen Senat, ob das heiße heimlich zusammenkommen, wenn ich am hellen Tag in einem öffentlichen Hörsaal die Schrift auslege? Wo aber die Studiosi, vom Geist getrieben, unter sich zusammengekommen sind, oder wo ihrer einer in ein Bürgerhaus gegangen ist und über dem Essen von Gottes Wort geredet hat, will man dieses heimliche Zusammenkünfte heißen und dieselben als strafbar ausgeben? Es hocken so viele bei einander zum Spielen, Zechen und andern Üppigkeiten. Hier wäre es not, daß mit dem Gesetz dreingefahren würde. Wo man aber zur Ehre Gottes und zu seiner selbst Erbauung und Förderung in der Frömmigkeit sich zusammenthut, ist solches nicht mit Freuden zu begrüßen als ein Zeichen, daß neues Leben in der Kirche Christi sich reget? O ihr armen Apostel Jesu Christi, wehe euch, wenn ihr zu unseren Zeiten gelebet hättet! Ihr wäret nicht allein von den Heiden, sondern auch von euren christlichen Brüdern verfolget worden, daß ihr euch unterstandet, hin und her in die Häuser zu gehen und die Heilsbegierigen um euch zu sammeln! — Wer aber den sogenannten Pietisten nachsaget, daß sie die öffentlichen Gottesdienste

verachten und meiden, der redet solches nur als Verleumdung, und statt daß er als Ankläger wider uns auftritt, wollen wir ihn vor Gottes Angesicht verklagen. — Was die verdächtigen und anrüchigen Bücher anlanget, davon in der Anklage die Rede, mit welchen sicherlich die mystischen und theosophischen Schriften gemeinet sind, so bezeuge ich hiermit der Wahrheit gemäß, daß ich derer keines empfohlen, vielmehr ausdrücklich davor gewarnet habe, wiewohl ich für mich überzeugt bin, daß auch aus ihnen manches Gute zu lernen sei, wie denn auch Luther derselben etliche gar hoch gehalten in Anerkennung der darin zerstreut liegenden Wahrheitskörner."

„Wenn ich nun dessen gedenke, was die Anklage von dem unschicklichen Zusammensein von Manns- und Weibspersonen redet, so bebet mir das Herz im Leibe, daß ich schier möchte bitter werden. Wo ich frei öffentlich im großen Hörsaal des Paulinum die heilige Schrift traktiret, habe ich nie und nimmer ein Weibsbild vor Augen gesehen. Wo aber die Leute in den Häusern zusammengekommen sind, sich gegenseitig zu erbauen, sollte da dem Weib der Zutritt verleget sein? Will man dem Weib die Menschenrechte wieder nehmen, so ihm Christus verliehen? Wenn im Gotteshaus beide Geschlechter das Wort hören, wer will dasselbe außerhalb des Gotteshauses wehren? Daß aber bei den Versammlungen Weiber das Lehramt sollten geübet haben, ist abermals eine Afterrede der Widersacher. Jedennoch, wo ein Weib von Gott begnadet ist, daß sie sowohl den Ihrigen, als auch andern bei guter Gelegenheit, nicht in Gestalt des Lehrers, sondern durch ein christlich freundliches Gespräch ein gutes Wort sagen mag, wer will ihr solches verdenken?"

„Weiterhin hat man auch dieses mit in die Anklage gezogen, daß wir uns der à la Mode-Kleider und sonstiger Üppigkeiten enthalten und darin eine sonderliche Heiligkeit suchen. Hier

leugne ich nicht, daß ich bei aller Gelegenheit zur Mäßigkeit und Nüchternheit geraten, welches aber schon die heiligen Apostel mir zuvorgethan und mit ihrem eigenen Beispiel bekräftiget haben, also daß es nicht not, mich derohalben zu rechtfertigen, zumal dem heutigen sündhaften Luxus und Übermaß gegenüber. Was aber einem Christen wohl anstehet und gebühret, wer will es ihm zur Heuchelei machen, wo er sich desselbigen befleißiget? So müßte ja letztlich alles ernste Christentum, welches das eitle Wesen der Welt verleugnet, Heuchelei sein? — Was endlich den Hochmut angehet, dessen sich die sogenannten Pietisten sollen schuldig machen, so erwidere ich: Die Einbildung und Hoffart ist den allermeisten Menschen angeboren, hänget aber zu allervörderst den Gelehrten an nach dem Ausspruch des Apostels: „Das Wissen blähet auf.“ Daß aber diejenigen, welche Pietisten gescholten werden, vor andern diesem Laster ergeben sein sollten, wird schwer zu erweisen sein; giebt man ihnen doch schuld, daß sie sich einer allzugroßen Demut befleißigen, auch die Wissenschaft gering achten. Dabei sind sie aber Menschen, wie die andern und bedürfen täglich der Bitte: Führe uns nicht in Versuchung.“

„Wenn aber viele Bürger dieser Stadt an gewissen Predigern vorübergehen, um andere zu hören, so ist das nicht eine Verachtung des Predigtamts überhaupt, sondern eine Mahnung an die Prediger, sich selbst zu prüfen und zu untersuchen, woran es liege, daß man ihre Rede nicht hören mag.“

„Solches ist meine Verteidigung auf die Anklage der Mißbräuche, als deren Urheber ich gescholten werde. Gott ist mein Zeuge, daß ich der Wahrheit die Ehre gegeben. Wo aber etliche unverständige und unbedachte Gemüter in Mißverstand und Übertreibung meine Lehre verkehret und verzerret haben, so ist das ihre eigene Schuld und nicht die meine; und wer ist, der mich dafür verantwortlich machen könnte, da ich doch

dergleichen Ausschreitungen nie gebilliget und denselben allezeit widerstanden?“

Mit großem Freimut und wachsender Freudigkeit hatte Francke geredet, mit der gespanntesten Aufmerksamkeit hatten die Richter zugehört, besonders Carpzov hing mit gierigen Blicken an des Magisters Munde, und seine Augen schossen Blitze zu ihm herüber, als wollte er ihn durchbohren, während der Rektor durch wiederholtes leises Kopfnicken seine Zustimmung zu der Verteidigungsrede des Angeklagten gegeben hatte.

Es entstand eine ziemlich lange Pause. Carpzov sah den Rektor an, als erwarte er von diesem die Aufforderung zur Weiterführung der Verhandlung. Als derselbe aber beharrlich schwieg, reckte er sich aus seiner geduckten Stellung zu seiner ganzen Größe empor und fuhr mit noch schneidigerer Stimme in der Vorlesung der Anklage fort:

„Nachdem wir Eure Entgegung auf die vorgehaltenen Mißbräuche vernommen, schreiten wir fort zur Vorhaltung der Irrtümer, so Euch schuld gegeben werden, und sind begierig, ob Ihr diesen schweren Vorwürfen auch mit so glatter, leichter Zunge werdet begegnen können. Ihr werdet angeschuldigt, daß Ihr anstatt des wahren Glaubens nur einen Schatten desselben suchet, dahero viele sich träumen lassen, eine solche Vollkommenheit erlangen zu können, durch welche sie das Gesetz vollkommen zu halten im Stande seien; item daß ihr die Wissenschaft verachtet und saget, das Studieren sei für den Christen, sonderlich den Theologen, nicht von nöten; item, daß Ihr Euch neuer Offenbarung rühmet, als durch welche die heilige Schrift entbehrlich werde; item daß Ihr Eure plötzlichen Einfälle und Träume für Eingebungen des heiligen Geistes ausgebet, gleich den Quäkern; item daß Ihr den alten Traum vom tausendjährigen Reich wieder auf die Bahn bringet, wiewohl etwas subtiler, als es vor Zeiten geschehen, und vermeinet, bei

der für nahe gehaltenen Zukunft Christi werdet ihr als das auserwählte Volk voranstehen. — Solches alles klaget wider Euch. So gebet uns nun runde, unumwundene Red' und Antwort."

Auf Franckes Stirn hatte sich eine Wolke gelagert, und der schmerzverzogene Mund verriet seine tiefste sittliche Entrüstung, während zugleich aus den Augen ein heiliger Bekennermut blitzte. Er sah die Richter alle der Reihe nach an, als wollte er aus ihren Mienen lesen, ob die verlesene Anklage auch ihre Meinung sei. Unbeweglich aber saßen die in ihre Mäntel gehüllten Gestalten, nichts verriet ihres Herzens Gedanken. Und so raffte sich denn der Angeklagte zu neuer Verteidigung zusammen.

„Verzeihet, hochedle, wohlweise Herren, wenn ich meine Rechtfertigung mit dem Ausdruck höchsten Befremdens anhebe. Daß mir und meinen Freunden von dem Pöbel allerlei lästerliche Dinge nachgeredet werden, solches beweget mich wenig, daß aber Ein hochedler Senat der Universität Leipzig es nicht unter seiner Würde achtet, solchen Gassenleumund nachzusprechen, hätte ich nimmer erwartet und thut mir bitter weh."

Professor Carpzov sprang in vollem Grimm von seinem Sessel auf. „Was unterfanget Ihr Euch, Herr Magister? Wollet Ihr die Rollen tauschen und Eure Richter zu Verklagten machen?"

Der Rektor winkte beschwichtigend dem Professor mit der Hand und sagte, zu Francke gewendet: „Unterlasset die Vorrede und abschweifende Bemerkungen, Herr Magister, kommet vielmehr alsogleich auf die Sache!"

Francke dankte dem Rektor mit den Augen und fuhr fort: „Habe ich übel geredet, so möchte es mir bewiesen werden. Doch will ich sogleich auf die Sache kommen. Es wird mir zum Vorwurf gemacht, daß ich lehre, der Christ könne eine solche Vollkommenheit erlangen, daß er das Gesetz Gottes völlig

zu halten im Stande sei. Hierauf antworte nicht ich, sondern der heilige Apostel: ‚Wer aus Gott geboren ist, der thut nicht Sünde, denn der Same bleibet bei ihm, und er kann nicht sündigen, denn er ist von Gott geboren.“ Und abermals: „Lasset uns ihn lieben und seine Gebote halten, und seine Gebote sind nicht schwer.‘ St. Paulus aber spricht: ‚Dem Gerechten ist kein Gesetz gegeben.‘ Welcher Meinung auch Luther beipflichtet, indem er sich zum öftern vernehmen läßet, daß, wer den rechten lebendigen Glauben habe, auch in der Liebe brenne und von der Liebe getrieben sich in der Erfüllung der Gebote Gottes übe, daß er sich nimmer genug thun könne. Was man gern thut, das ist einem keine Last, sondern eine Lust. Die Liebe machet auch das Schwerste leicht, auch das Unmögliche möglich. Die Liebe überwindet alles. Der rechte Glaube aber ist der, der in der Liebe thätig ist. Wo der Glaube solch träges, faules, lebloses Ding ist, wie er heutzutage gemeiniglich beschrieben wird, da man nur die Kirchenlehre auswendig weiß und derselbigen mit dem Verstande zustimmet, da ist freilich keine Lust noch Kraft vorhanden, das Gesetz Gottes zu erfüllen, welches einem allzuschwer dünket, und man getröstet sich in aller Bequemlichkeit damit, daß Christus es für uns vollbracht habe. Wie, hat uns denn Gott sein Gesetz zum Scherz gegeben? Adam, ehe er fiel, hat es gehalten, ganz gehalten! Darnach kam die Sünde und brach den menschlichen Willen entzwei. Als aber die Zeit erfüllet war, sandte Gott seinen Sohn, der sollte die Sünde brechen und den menschlichen Willen frei machen, daß er wieder thun könne, was Adam vor dem Fall gethan. Darum es auch heißet: ‚Ohne Heiligung kann niemand Gott schauen.‘ Dieses ist es, hochedle Herren, was ich gelehret und worauf ich mit allem Ernst gedrungen. Es ist die Lehre und Forderung der Schrift.“

„Wenn ich weiter angeschuldigt werde, daß ich die weltliche Wissenschaft verachte und meine, ein christlicher Theologus brauche nichts zu wissen, denn die heilige Schrift, so muß ich abermals trauern über die ungerechte und übertreibende Verdrehung meiner Worte. Weiß ich doch den Wert weltlichen Wissens wohl zu schätzen. Ich meine aber, daß solches für einen christlichen Theologus nicht der Zweck sein dürfe, sondern nur das Mittel zum Zweck; es gilt, all sein Wissen in den Dienst Gottes zu stellen. Da es nun heutzutage leider also stehet, daß die Studiosi ihre beste Zeit mit Erlernung solcher weltlichen Gelehrsamkeit hinbringen, darüber sie die wahre Gottesgelahrtheit versäumen, so habe ich mit allem Ernst dahin gewirket, daß die Hauptsache Hauptsache bleibe und das Beiwerk Beiwerk. Das Studium der heiligen Schrift sollte als das allervornehmste geachtet werden. Es ist tief zu beklagen, daß es gegenwärtig so gering geschätzet oder doch nur ganz äußerlich betrieben wird. Aus diesem Mangel rührt zum guten Teil das in der Kirche erstorbene Leben."

„Wenn ich aber die heilige Schrift also hoch halte und zu ihrem gründlichen Studium reize, wie mag man mir dann nachreden, ich rühme mich sonderlicher Offenbarungen, als durch welche die heilige Schrift überflüssig werde? Will dahero auf diese Anklage nichts weiter vorbringen, auf daß ich alsogleich auf das letzte antworte, so mir schuld gegeben wird, als hätte ich die alte Lehre vom tausendjährigen Reich wieder in Gang gebracht. Wo ich solches gethan hätte, würde ich doch viele angesehene Kirchenlehrer zu Genossen haben, welche man doch derowegen nicht zu Ketzern gemacht hat. Ich habe aber in der Wirklichkeit jene Meinung niemalen als eine sicher erwiesene und unantastbare Lehre vorgetragen, sondern einem jeglichen frei gestellet, wie er darüber urteilen wolle. Auch habe ich meine kostbare Zeit nie mit müßigen Ausrechnungen der Wieder-

kunft Christi verschwendet, als der ich das Wort Jesu kenne, der da spricht: ‚Zeit und Stunde des jüngsten Tags weiß nicht einmal des Menschen Sohn, die hat der Vater seiner Macht vorbehalten.‘

„Hochedle Herren des Senats! Ich habe meine Verteidigung mit allem Freimut angebracht und bezeuge am Schluß auf meinen Amtseid, daß ich in allem die Wahrheit gesagt, hoffe dahero auch, daß die Wahrheit den Sieg behalten werde.“

Mit ehrerbietiger Verbeugung trat Francke einige Schritte zurück und wartete ruhig, was der Senat ihm weiteres sagen werde.

Es entstand wieder eine lange Stille. Die Senatoren hatten die Augen teils zur Erde gesenkt, teils sahen sie sich gegenseitig an, und Carpzov nagte grimmig an der Unterlippe, indem seine Augen erwartungsvoll nach dem Rektor hingingen. Dieser schien aber um Worte verlegen zu sein. Mehrmals räusperte er sich, bis er endlich in ruhig geschäftsmäßigem Ton sagte: „Herr Magister Francke, wir haben Eure Verantwortung vernommen — Ihr seid entlassen!“

Wie einst die Apostel des Herrn, so ging August Hermann Francke freudig von des Rates Angesicht und dankte Gott, daß er um seines Namens willen habe Schmach leiden müssen, denn diese Schmach war seine Ehre. —

Der Senat vermochte nicht einen der aufgestellten Klagepunkte aufrecht zu erhalten; aber was war die Folge? Eine ehrliche Rechtfertigung und öffentliche Freisprechung des ungerecht Beschuldigten? Nein! Die theologischen Vorlesungen blieben ihm nach wie vor untersagt, nur die philosophischen wurden ihm verstattet. Einer der Professoren, der Jurist Christian Thomasius, ein Mann des strengsten Gerechtigkeitsgefühls, trat für ihn in die Schranken mit einer Schutzschrift, in welcher er die Inquisition gegen die Pietisten für widerrechtlich erklärte

und seinen Widerwillen gegen solche Ketzerriecherei in den schneidendsten Worten aussprach. Aber was half's? Der treue Zeuge der Wahrheit blieb nach wie vor im Bann.

Sollte er aber schweigen? Das duldete sein ungestümer Glaube nicht. Er konnte es ja nicht lassen, er mußte zeugen von dem, was er selbst im Herzen erfahren, und wenn ihm nun in Leipzig der Mund verboten wurde — Leipzig war ja nicht die Welt!

Mitten im Winter wandert er von Ort zu Ort und predigt mit neuen Zungen: in Meuselwitz bei dem edlen Herrn von Seckendorf, dem kurfürstlichen Kanzler, in Ammendorf bei Halle, in Gotha vor dem Herzog Friedrich und dann fünfmal in Erfurt, der Stadt, welcher er seine erste Universitätsbildung dankte, in welcher er auch eine alte Kieler Universitätsbekanntschaft erneute mit dem Doktor Breithaupt, der in Erfurt Superintendent geworden war, der Mann, welcher mit ihm auf gleichem Grund des Glaubens stand und gleichfalls für praktisch thätiges Christentum eiferte. Überall erfuhr er zu seiner trostreichen Freude, daß viele Seelen auf die Erlösung Zions warteten, und überall troffen seine Fußstapfen von Segen.

Elftes Kapitel.

Das erste Predigtamt.

Es war eine stürmische Februarnacht des Jahres 1690. Totenstille herrschte in der Stadt Lübeck, nachdem zuvor trotz Wind und Schnee bis spät in die Nacht ein ungewöhnliches Getreibe der Menschen auf den Straßen und Gassen hin und her gewogt hatte. Man hatte den hoch angesehenen Syndikus Doktor Gloxin zur Erde bestattet, und zwar zu dessen sonder-

lichen Ehren des Abends bei Fackelschein. Gegen zehn Uhr war nach vollbrachter Beisetzung der Leichengottesdienst erst zu Ende, welcher nahe an drei Stunden gewährt hatte, denn die Sitte der damaligen Zeit forderte bei den Leichenfeiern die größte Umständlichkeit. Nun schlug von den Türmen der Stadt die Mitternachtsstunde, und auf den Straßen regte sich weiter nichts mehr als die Wächter, deren eintöniger Gesang in dem Sturm verhallte.

In dem Trauerhaus schimmerte aus einem Fenster des nach der Straße herausgehenden spitzigen Giebels noch Licht. Schauen wir durch die runden Bleischeiben, so finden wir da unsern Freund gesenkten Hauptes im Nachtkleid am Tisch sitzen unweit des Bettes, das er eben verlassen hat. Er war zu seines Oheims Begräbnis herzugeeilt und hatte an seinem Grab etliche Worte gesprochen. Aus dem ersten Schlaf war er durch einen Traum gescheucht worden, der zweimal über ihn gekommen war und ihn lebhaft erregt hatte, so daß er in dem Bett nicht bleiben konnte. Es hatte ihm geträumt, er stünde in Leipzig an dem schwarzen Brett, an welchem mit großer, grober Schrift das Verbot seiner Vorlesungen angeschlagen war; während er aber traurig die Verordnung las, traten zu ihm drei unbekannte Männer aus Erfurt, welche ihm eine Urkunde überreichten, in welcher ihm ein Pfarramt in Erfurt übertragen wurde.

Nachdem er eine Weile still sinnend da gesessen, ging er wieder zu Bett und that einen guten Schlaf bis an den Morgen.

Als er andern Tags im Kreise seiner Anverwandten beim Frühstück saß, meldete ein Diener zur Thür herein: „Es sind drei Männer draußen, welche den Herrn Magister Francke zu sprechen begehren."

Francke stutzte und ließ die Männer eintreten.

Mit der größten Ehrerbietung nahten sich diese und entledigten sich ohne Umschweif ihres Auftrags: sie seien von der Augustinergemeinde zu Erfurt abgesendet, den Herrn Magister Francke zu einer Gastpredigt aufzufordern, da man seiner zum Diakonus begehre.

Aufs tiefste bewegt saß Francke regungslos am Tisch. Einer der Verwandten wendete sich an ihn mit der Frage, wie ihn dieser Vorfall so angreifen könne. Er erzählte nun seinen Traum und fragte: „Ist das nicht Gottes Fügung? Ihr Männer von Erfurt, gehet heim und saget der Gemeinde, daß ich kommen und die geforderte Predigt thun werde. Wohl weiß ich aus meiner letzten Anwesenheit in Erfurt, daß das Diakonat mit seinen 70 Gülden Gehalt nicht wohl auskömmlich, einen Mann zu nähren, doch frage ich nach solchem Mangel nichts, da ich in euren Worten den Ruf Gottes vernommen, welchem zu folgen ich freudig bereit bin.“ —

* * *

An demselben Morgen saßen zu Erfurt in dem Pfarrhaus der St. Michaeliskirche zwei Männer bei einander in eifrigem Gespräch: es war der Senior der Erfurter Geistlichkeit Doktor Breithaupt und der Pfarrer der Augustinergemeinde Namens Heß.

„Üble Kunde bringe ich Euch“, sagte der letztere. „Die Widersacher sind rührig und bieten alles auf, unserm lieben Francke den Weg zu verlegen. Sömmeringk, der Ratsmeister, der seinen Vorsitz im geistlichen Ministerio über Gebühr ausbeutet, hat von der Leipziger Fakultät ein Gutachten über den Magister erheischet, welches gestern eingelaufen ist und nicht günstig über unsern Freund urteilet, da in selbigem gesagt sein soll: er habe sich mit noch etlichen andern Magistern und Studiosen gewisse Collegia zu halten unterfangen, darinnen sie

Studenten sowohl als auch gemeine Bürgersleute zu einem heiligen und gottseligen Wandel mit affektierten Gebärden und Gebeten sonderlich ermahnet. In der Lehre zwar selbst haben sich bis anhero keine sonderlichen Irrtümer hervorgethan, doch sei Francke auf einem gefährlichen Wege, welcher zu strafbarer Sektiererei führen müsse. — Dieses ist es aber noch nicht allein, Herr Senior. Auch der Diakonus der Kaufmannskirche hat sich in Sachen Franckes an den kampfbegierigsten Ketzerfeind unserer Tage, Doktor Johann Friedrich Mayer in Hamburg gewendet, und von diesem ist die Antwort eingelaufen: Francke sei einer der gefährlichsten Menschen, welche die Kirche in Verwirrung bringen, und wer sich zu ihm halte, sei ein Verräter der Kirche."

Der Senior war während dieser Mitteilungen unruhig in dem Zimmer auf und ab geschritten und hatte wiederholt durch das Fenster auf die Straße hinabgeschaut. Jetzt rasselte schwerfällig ein Wagen über das Pflaster, und Breithaupt fuhr freudig auf: „Da kommt die Post! O, ich habe auf sie geharret, gleichwie das Kind auf den heiligen Christ! Sie soll mir Wichtiges bringen. Mein liebster Herr Bruder! Während die Feinde Franckes thätig waren, haben seine Freunde auch nicht gefeiert: die Post wird mir ein Schreiben des Herrn Carpzov aus Leipzig bringen, aber nicht des Professors, sondern seines Anverwandten, des Ratsmeisters, welchen ich gleichfalls um ein Gutachten über Francke angegangen. Versehe mich von ihm eines Urteils, welches das der Leipziger Universität zu Schanden machen soll."

Das Gespräch der beiden Männer ging noch eine gute Weile fort, da brachte der Postdiener ein großes Schreiben und händigte es dem Senior ein. Hastig riß dieser es auf und flog mit den Augen darüber hin. Sein Gesicht klärte sich während des Lesens immer mehr auf und seine Hände falteten

sich wie zu einem Dankgebet. „Höret zu, Herr Bruder“, rief er, die Augen zu seinem Gast aufschlagend. „Also stehet es hier: ‚Ich habe von seiner Bildung als auch von seinem eingezogenen, stillen und frommen Leben und seiner Befleißigung, auch andere dazu anzuführen, viel Gutes gehört. Und ob von Verleumdern ihm einige Pietisterei will angeheftet werden, so muß dieser gute Magister Francke nur zum Vorwand dienen, damit die Lästerer jemand haben, an dem sie ihre Bosheit auslassen können. Alle Studiosi, so ihn gehöret, geben ihm das Zeugnis, daß er eine außerordentliche Geschicklichkeit habe, die Schrift auszulegen, und zur wahren Gottesfurcht eine überaus stattliche Anleitung gebe.‘“ — „Gott sei gelobt“, fuhr Breithaupt tief aufatmend fort, „damit wollen wir die Widersacher schlagen!“ — —

Und er hat sie geschlagen: am zweiten Osterfeiertag faßte die Augustinerkirche kaum die herzugeströmte Menge der Andächtigen, denn der vielberufene Magister Francke sollte da seine Gastpredigt thun. Die Thüren mußten offen bleiben, damit das draußen stehende Volk auch etwas von der Predigt vernähme; waren auch einige auf den Kirchboden gestiegen und lauschten durch die aufgehobene Fallthür.

Als nach beendetem Gottesdienst die Massen sich von dannen wälzten, war da ein lebhaftes Reden unter dem Volk, und auf den Gesichtern malte sich der Eindruck, den die Predigt gemacht hatte. Das mußte eine gewaltige Predigt gewesen sein — alles war aufs tiefste ergriffen. Hier und da fiel laut die Bemerkung, so etwas hätte man noch nicht gehört, selbst der Senior, der's doch so herzbeweglich verstände, träte hinter dem jungen Magister in den Schatten. Das wäre ja, wie wenn ein Engel Gottes auf der Kanzel stünde.

Das Volk hatte Francke gewählt, dem Volk war es selbstverständlich, daß der Rat seiner Berufung nichts mehr in den

Weg legen werde. Droben aber auf dem Saal des Rathauses saßen die hochweisen Herren bei einander und erwogen ernstlich die Frage, ob es nicht besser sei, von einem Manne abzusehen, der sich von dem ihm anhaftenden Verdacht irriger Lehre noch nicht gereinigt habe. Zwar hatte er in dem mit ihm abgehaltenen Examen alle Fragen gründlich beantwortet und sich mit Herz und Mund zu der Lehre der heiligen Schrift, sowie der symbolischen Bücher der lutherischen Kirche bekannt, aber — konnte das nicht Heuchelei und Klugheit gewesen sein? Ein großer Teil der Geistlichkeit half den Argwohn schüren, aber das Volk blieb auf seiner Meinung und drängte den Rat zur Nachgiebigkeit.

Am ersten Pfingsttag stand Francke zum andernmal auf der Kanzel und hielt seine Antrittspredigt über 2. Kor. 4, 1. 2 vor einer noch zahlreicheren und noch gespannter lauschenden Menge. Wieder hieß es, so hätte noch kein Mensch in Erfurt gepredigt, und von dem Platz vor der Kirche wollte das Volk nicht weichen: man wollte erst einmal den Mann in der Nähe sehen, der so gewaltig predigen könne.

Ja, das war aber auch was Wunderbares, wie der Mann das Herz anfassen konnte! Da konnte man nicht bequem im Kirchenstuhl sitzen und gar ein Nippchen machen, das war kein Schlummerlied für den alten Adam, was da erschallte, das war gerade, wie wenn man vor Gericht säße auf der Anklagebank, und der Mann schaute einem mit seinen großen hellen Augen durch Mark und Bein hindurch bis in die Seele hinein und las darin als wie in einem offenen Buch, und das Herz wurde einem unruhig, fing an zu klopfen und zu zittern, als wäre das alles nichts gewesen, wie man bisher das Christentum betrieben hätte, es wäre gar nicht leicht, ein rechter Christ zu sein, sondern sehr schwer, es gälte einen heißen Kampf mit Fleisch und Blut, und der äußere, ehrbare Wandel, der mache

es noch nicht, das sonntägliche Kirchengehen und vierteljährliche Beichten auch nicht, sondern man müsse erst von neuem geboren werden und gleichsam innerlich sich häuten, ehe man das Reich Gottes sehen könne, man müsse erst den rechten Glauben haben, und der sei kein bloßes träges, totes Fürwahrhalten und Katechismus-Auswendigkönnen, sondern ein lebendiges, rühriges und geschäftiges Ding, welches in der Seele arbeite, der Sünde die Wurzeln ausreiße und die Liebe entzünde, daß man immer an den Himmel denke, nach oben trachte und sich frage: Was muß ich thun, daß ich selig werde? — Des neuen Predigers Stimme hatte wie Posaunenton das Volk aus seinem bequemen Schlummer aufgescheucht und ihm angst gemacht. War man nicht ungehalten auf den Störenfried? Nein! Man lief immer wieder zu ihm, man konnte nicht genug hören. Die andern Kirchen wurden immer leerer, und es wäre not gewesen, die Augustinerkirche wäre noch zweimal so groß gewesen, oder der neue Diakonus hätte alle Tage gepredigt. Und von den Dörfern kam's gezogen, ganze Scharen von Bauern drängten sich in die Augustinerkirche. Schon vor Tage machten sie sich auf den Weg und umlagerten die Eingänge des Gotteshauses, um einen Stand zu bekommen.

War die Predigt zu Ende, so drängten sich die Leute zu dem Diakonus ins Haus; sie hatten noch so viel zu fragen und Aufschluß zu erbitten über Dinge, die sie erst ganz kalt gelassen hatten und ihnen nun wie Feuer auf der Seele brannten. Und von allen Seiten lud man ihn zu sich ins Haus: das war alles so erwecklich, was aus seinem Munde ging, man konnte nimmer genug hören. Und wie lind, wie sanft konnte der Mann sein, der auf der Kanzel so gewaltig redete und die Gewissen rüttelte! Das war ja eitel Liebe, was aus seinem Munde sprach und aus seinen Augen blickte — man hätte ihm immer die Hände drücken und um den Hals

fallen mögen. Und wie er mit den Kleinen umzugehen verstand! Sie hängten sich an seine Rockschöße, wenn er sich auf der Straße blicken ließ, und hatten gar keine Furcht vor dem Herrn Magister.

Und dieser Mann sollte ein Ketzer sein? Von diesem Mann hatte der Rat nichts wissen wollen? —

Er hatte einmal gepredigt, es sei schmerzlich zu beklagen, daß in der evangelischen Christenheit die heilige Schrift so unbekannt sei; das christliche Leben müsse versiechen, wo es sich nicht immer wieder aus diesem Quell satt trinke. Da kam's zu ihm gelaufen: sie möchten wohl die Schrift lesen und darin forschen, aber sie hätten keine. Nach acht Tagen kam von Lüneburg eine große Kiste mit der Post und wurde bei dem Diakonus Francke abgegeben. Er hatte sich 200 Exemplare des neuen Testaments kommen lassen. Wie im Umsehen waren diese vergriffen, und weitere 300 Exemplare mußten kommen. Als diese das Bedürfnis noch nicht befriedigten, ließ er sich noch 500 Stück schicken, und auch diese waren in kurzer Zeit für ein billiges Geld verkauft. Wiederholt mußte er wehmütig lächelnd den Kopf schütteln, wenn Leute zu ihm kamen, die ganz einfältig treuherzig ihm sagten, sie möchten auch so ein Buch haben, wo die Lehren des Herrn Magister Francke drin ständen. Sie hatten ihr Lebtag keine Bibel in der Hand gehabt!

Die katholischen Geistlichen der Stadt zeterten von den Kanzeln gegen solchen Bibelhandel und entblödeten sich nicht, Francke einen „Teufelsmakler“ zu schelten. Was war die Folge? Man sah bald auch Katholiken unter Franckes Kanzel sitzen: die Neugierde, den Teufelsmakler zu sehen und zu hören, hatte sie herzugetrieben. Und was war die weitere Folge? Sie waren gefangen, sie konnten nicht wieder los — wenn das ein Teufelsmakler sein sollte, so konnte der Teufel nicht der

Feind Gottes sein, denn von der Kanzel fielen Worte, welche ihnen das ganze Herz umwendeten, und drinnen sprach eine Stimme zu ihnen: Das ist die Wahrheit, das muß die Wahrheit sein! — Hier und da kam einer und meldete sich zum heiligen Abendmahl, die andern hörten wenigstens auf zu lästern und zogen den Hut bis zu der Erde, wenn ihnen der Diakonus auf der Straße begegnete.

Ein Monat ungefähr war seit seinem Amtsantritt verstrichen, als eines Sonntags nach der Predigt einige acht- und neunjährige Kinder zu ihm auf die Stube kamen und ihn baten, sie über die gehaltene Predigt zu examinieren. Da er gerade Besuch von erwachsenen Leuten hatte, versagte er es ihnen, erlaubte ihnen aber, in dem Nebenzimmer sich selbst unter einander zu befragen.

Am folgenden Sonntag kamen sie wieder und in größerer Zahl. Der Inbrunst ihres kindlichen Flehens konnte Francke nicht widerstehen, und es war ihm eine reiche Herzerquickung, was ihm aus der Unterredung mit diesen Kleinen floß. Hatte er doch überhaupt die Kleinen so gern, hoffte er doch von dem heranwachsenden Geschlecht mehr, als von den in dem alten Schlendrian einer toten Orthodoxie verknöcherten Alten. — Den ganzen Sommer gingen diese Predigtwiederholungen in aller Stille fort, und Francke fragte nichts nach der körperlichen Ermüdung, welche er von der Kanzel mit heimbrachte: er gab sich diesem Dienst an den Kleinen mit dem ganzen Ernst seiner selbstverleugnenden Treue hin.

Um Michaelis bemerkte er plötzlich unter den Kindern auch erwachsene Leute, und sein Zimmer wurde zu eng. Auf sein verwundertes Fragen erfuhr er, wie das gekommen sei. Es stellte sich heraus, daß sich das Gerücht verbreitet habe, Francke solle an eine andere Stelle hinwegberufen werden. Da haben die Kinder ihre Eltern mit Thränen gebeten, solchen großen

Verlust abzuwenden. Durch solche Anhänglichkeit der Kinder wurde dann die Aufmerksamkeit der Eltern auf die Predigtwiederholungen gelenkt, daß sie selbst mitkommen und sich die Sache ansehen wollten. Die nun einmal gekommen waren, die kamen immer wieder, brachten auch noch andere mit, und die Stunden mußten in die Schule verlegt werden. — —

An der Erfurter Universität gab es keine eigentliche theologische Fakultät. Nur der Senior war zugleich Professor der Theologie und hielt öffentliche Vorlesungen, während die übrigen Geistlichen die Erlaubnis besaßen, Privatcollegia zu halten. Obgleich Francke durch sein Pfarramt bis zur Erschöpfung aufgerieben wurde, konnte er sich doch nicht versagen, diesen wichtigen Teil seines Amtes mit Aufgebot aller Kraft zu pflegen. Auch hier dauerte es nicht lange, so hatte sein Name bei den Studenten einen hellen Klang. Sie entliefen den anderen Lehrern, um bei Francke zu hören, was zu einer würdigen Amtsführung von nöten sei. Und auch hier durfte er bald Früchte seiner Aussaat reifen sehen; man konnte die Studenten, welche bei Francke hörten, sofort herausfinden; der heilige Ernst christlich frommen Wandels, welchen Francke ihnen vorlehrte und vorlebte, teilte sich ihnen mit, und die Bürger nahmen zu Lehrern ihrer Kinder am liebsten Franckes Schüler. Die Ausstudierten trugen den Namen ihres Meisters weiter, und bald kam's von Leipzig und Jena her gezogen — die Universität Erfurt, welche seit längerer Zeit nur ein kümmerliches Dasein gefristet hatte, blühte fröhlich auf.

In Jena hauste ein altes bemoostes Haupt, den man Methusalem zu rufen pflegte, weil seit seinem Eintritt in das akademische Leben bereits eine ziemliche Reihe von Jahren verstrichen war. Er hatte sich eben weniger des Studiums halber einschreiben lassen, als um zu raufen, zu saufen, zu spielen und andere Narretei zu betreiben. Er war eine gefürchtete

Persönlichkeit, namentlich für die jungen Füchse, die ihm wie dem Gottseibeiuns aus dem Weg wichen.

An einem Märztag des Jahres 1691 saß dieser wohllöbliche Studentengroßvater mit mehreren Genossen auf dem Burgkeller und zechte. Da traten etliche fremde Studiosen ein, die sich als Erfurter auswiesen.

„Haltet zu uns“, rief ihnen der Methusalem mit seiner abgeschrieenen Stimme zu, „ihr seid für heute unsere Gäste!“

Die Fremden dankten höflich und setzten sich an eine andere Tafel. Das war dem Methusalem über den Spaß. Sein breites, gedunsenes Gesicht nahm eine dunkelrote Farbe an, und seine nervige Faust fiel dröhnend auf den Tisch nieder. „Ihr Lumpen, was unterstehet ihr euch? Ist das eine Art? Seid ihr Studenten oder Philister?“

Einer der Erfurter erhob sich: „Ereifere dich nicht, Brüderchen, wir taugen nicht zu euch. Wir trinken nur, wenn uns der Durst ankommt, wie wir denn auch an dem Raufen und Spielen keinen Geschmack mehr haben, seit wir zu August Hermann Franckes Füßen sitzen.“

Jetzt verlor der Methusalem vollends die Besinnung. Er stampfte mit dem Fuß auf den Boden, daß der Kalk von der Wand fiel, und brüllte: „Sapperment, geht denn die Welt aus den Fugen? In Erfurt muß der Teufel sein und Collegia lesen! Na warte, Teufel, ich werde über dich kommen und dir die Hörner herunterreißen!“ Damit stürmte er zum Saal hinaus, als sollte es stracks gen Erfurt gehen.

Andern Tages hieß es: „Der Methusalem ist richtig fort, er will dem Teufel an die Hörner.“ —

Als bald darauf, am grünen Donnerstag, der Diakonus Francke aus der Predigt heimkam, wartete vor seiner Stube ein bejahrter Student auf ihn und begehrte ihn unter vier Augen zu sprechen. Francke sah den Burschen zweifelhaft an,

denn sein wüstes, zerhauenes Gesicht sprach nicht gerade für eine gute Absicht seines Kommens. Doch lud er ihn freundlich ein, näher zu treten.

„Was ist Euer Begehr?“ fragte er, nachdem er ihm einen Stuhl angeboten.

Der Studiosus verriet in seinem Mienenspiel eine lebhafte innere Bewegung und konnte lange kein Wort finden. Endlich stieß er heraus: „Herr Magister, ich habe dem Teufel zu Leibe gewollt, und nun sehe ich, daß ich selbst ein Teufel bin.“

„Was redet Ihr?“ fragte Francke mit wachsendem Befremden.

„Ja, es ist also“, fuhr der Student mit Nachdruck fort. „Ich vermeinte, Ihr seiet der leibhaftige Teufel, und nun merke ich, daß Ihr ein Engel Gottes seid; ich aber — o — o — o — ich bin nicht wert, daß ich ein Studiosus der Theologie heiße, als der ich den Namen Gottes gelästert habe. Ich habe in Eurer Predigt gesessen, da sind mir die Augen aufgegangen und das Herz hat sich mir im Leib zusammengezogen, daß ich hätte weinen und heulen mögen. Herr Magister, lasset mich nicht ohne einen Trost von dannen, denn meine Lästerworte nagen mir am Herzen, als hätte ich die Gnade Gottes mit Füßen getreten.“

Mit gewinnender Leutseligkeit ließ sich Francke mit dem seltsamen Menschen in eine Unterredung ein, welche eine ganze Stunde währte. Danach ist der Studiosus von dannen gegangen, aber nicht nach Jena zurück, sondern ist in Erfurt geblieben und zu Franckes Füßen gesessen, ein neuer Mensch und eifriger Jünger der Wissenschaft, hat auch nach Jena geschrieben, man solle nicht mehr auf ihn warten, sondern selbst nach Erfurt kommen; zu fürchten brauchten sie sich nicht, denn von einem Teufel wäre keine Rede, im Gegenteil.

Zwölftes Kapitel.

Ein neues Martyrium.

Es klopften zwei Männer an Franckes Thür, der eine in geistlicher Kleidung, der andere aus dem gemeinen Volk, mit einem leeren Säcklein auf der Schulter. Sie mußten eine geraume Zeit verziehen, da Francke gerade zu einem Kranken gegangen war. Als der Zurückkehrende der Angekommenen ansichtig wurde, ging er dem Pfarrer mit ausgestreckten Händen entgegen: „Ach, seid Ihr es, lieber Bruder Weidenhayn? Wie freue ich mich Eures Anblicks! Wie geht es draußen in Vippach?"

Der Angeredete, ein ältlicher Mann mit etwas gebeugter Haltung erwiderte: „Ich danke Euch, daß Ihr Euch so teilnehmend nach unserem Gehaben erkundiget. Mein Haus erfreuet sich der besten Gesundheit. Wie aber stehet es um Euch?"

„Ihr sehet mich so ängstig und beklommen an", sagte Francke. „Was besorget Ihr für mich?"

Pfarrer Weidenhayn gab dem Mann, der mit ihm gekommen war, einen Wink, sich zu entfernen. Als beide allein waren, trat Weidenhayn seinem Freund näher und sagte ihm halblaut ins Ohr, wie wenn es niemand hören sollte: „Es laufen böse Gerüchte in der Stadt umher, als schürten Eure Feinde das Feuer wider Euch und sännen auf Eure Verdrängung. Nicht die Katholischen allein verfolgen Euch mit ihrem Haß, auch die meisten der evangelischen Geistlichen lassen sich durch Neid und Abgunst zu bedenklichen Äußerungen hinreißen und haben den Rat der Stadt wider Euch aufgestiftet. Was derselbe jüngst wider den Senior Breithaupt in dessen Streit mit dem Rektor des Gymnasiums Magister Hogel entschieden, das sei eigentlich auf Euch gemünzt gewesen. Rate Euch dahero brüderlich, Ihr wollet auf Eurer Hut sein, damit Euch nicht ein Uebel widerfahre."

Um Franckes Mund spielte ein leises Lächeln. „Seid ohne Sorge, liebster Freund. Ich stehe in der Hut des Höchsten, denn es ist die Wahrheit Gottes, der ich diene. Hat aber der Herr Trübsal über mich beschlossen, wohlan, ich will sie geduldig hinnehmen aus seiner Hand. — Aber wozu habet Ihr den Mann bei Euch, der draußen wartet? Wollet Ihr etwa die Bibeln holen, die ich für Eure Bauern verschrieben?"

„Gewiß", versetzte der Pfarrer. „Es ist in meiner Gemeinde ein groß Fragen danach."

Francke zuckte die Achseln. „Ach, dann ist es mir leid, daß Ihr Euch umsonst bemühet habt. Schon seit gestern harre ich auf die Sendung aus Lüneburg, doch ist dieselbe noch nicht eingelaufen."

Pfarrer Weidenhayn stutzte und wurde nachdenklich.

„Was sinnet Ihr?" fragte Francke nach einer Pause.

„Sollte das wahr sein, was ich als ein Gerücht vernommen", antwortete Weidenhayn, „daß der Rat Euch den Verkauf der Bibeln untersaget hat?"

Francke verzog schmerzlich den Mund. „Dieses gerade nicht, doch ist Eines edlen Rates Warnung an mich ergangen, „ketzerische Bücher" unter das Volk zu streuen. Sicherlich ist dieses ein Fündlein meiner Widersacher, daß sie mich zum Ketzereienschmuggler machen. Ich habe dem Rat geantwortet, daß solche Warnungen an den Unrechten gekommen, maßen ich von ketzerischen Büchern nichts wisse.

Auf der Diele wurden Tritte laut, und ein harter Finger pochte an die Thür. Ohne den Hereinruf abzuwarten, trat der Ratsdiener herein und überreichte schweigend dem Magister ein Schreiben, in welchem, wie es sich ergab, derselbe ohne Verzug auf das Rathaus gefordert wurde.

Beide Geistliche sahen einander betroffen an und sprachen in Gegenwart des Schergen ihre Vermutungen nur mit den

Augen aus. Nachdem dieser sich entfernt, machte Weidenhayn seiner Herzbeklemmung durch einen lauten Stoßseufzer Luft. „Gerechter Gott, mir ist sehr bange um Euch, Herr Bruder, als stünde Euch ein groß Unglück bevor.“

„Wir werden ja sehen“, erwiderte Francke, der sich schnell wieder beruhigt hatte. —

In der Ratsstube fand er den größten Teil der Ratsherren anwesend. Auf des Eintretenden Gruß erhob sich Franckes bitterster Gegner, Sömmeringk: „Herr Magister Francke, wir haben die uns sehr unliebsame Pflicht, Euch anzuklagen, daß Ihr trotz Eines ehrbaren Rats Verbot nach wie vor ketzerische Bücher von auswärts kommen lasset und selbige in der Stadt verbreitet. Was habet Ihr auf solche Anklage zu erwidern?“

Francke antwortete mit der größten Ruhe: „Was mir von Einem ehrbaren Rat angesonnen wird, habe ich weder jemals gethan, noch werde ich es in Zukunft thun. Auch dieses, wie so manches andere, ist eine Afterrede meiner Widersacher.“

Die Ratsherren verzogen das Gesicht zu einem höhnischen Grinsen, und dem Sprecher zuckte es um den Mund wie Triumph, da er mit harter Stimme den Magister anließ: „Ihr werdet in der Stadt als Heuchler und Lügner ausgeschrieen — jetzt können wir Euch beweisen, daß Ihr es auch wirklich s e i d !“

Er schellte, und ein Ratsdiener trat ein.

„Kaspar, bringe das Packet herzu! — Wir wollen Euch nämlich, Herr Magister, nicht bergen, daß wir, um Eure Wahrhaftigkeit zu prüfen, auf der Post sowohl, als auch an den Thoren alles anzuhalten befohlen, was an Euch einläuft.“

Der Ratsdiener brachte ein großes Packet und mußte es öffnen. Mit gespannten Blicken hafteten die Augen der Rats-

herren teils auf dem Packet, teils auf dem Angeklagten, dessen unbewegliche, fast heitere Ruhe sie einigermaßen in Verlegenheit setzte. Die letzte Hülle fiel, und der Inhalt lag bloß vor aller Augen: lauter Bibeln und etliche Exemplare von Arnds wahrem Christentum!

Die Ratsherren wußten vor Scham nicht, wo sie mit den Augen bleiben und was sie zu ihrer Entschuldigung sagen sollten. Mit seinem großen Zartgefühl ersparte ihnen Francke eine peinliche Scene, indem er fragte, ob er sich entfernen dürfe. Natürlich wurde ihm das gern gestattet.

Nachdenklich das Haupt zur Erde neigend kehrte er heim. „Dieser Schlag ging fehl", sagte er sich, „aber es werden andere kommen. Die Niederlage, welche meine Widersacher so eben erlitten, wird sie zu neuen Anläufen reizen." — Er ahnte, daß sich ein schweres Gewitter über seinem Haupt zusammenziehe, und daß er sich auf ein anderes Märtyrertum werde gefaßt machen müssen. —

Am folgenden Sonntag hatte sich nach beendetem Gottesdienst eben eine zahlreiche Gemeinde in der Schule zur Predigtwiederholung um ihn gesammelt, als dieselbe unheimliche Gestalt des Achtknechts wieder eintrat und dem Diakonus ein Schreiben einhändigte. Francke las es für sich von Anfang bis zu Ende durch, dann wendete er sich zu der Gemeinde mit leise erzitternder Stimme: „Ihr Lieben, Ein edler Rat untersaget uns von heute ab diese unsere Zusammenkünfte. Als gehorsame Bürger werdet ihr euch diesem Befehl fügen und in gebührender Ruhe euch nach Hause begeben. Was Einen edlen Rat zu solchem Verbot bewogen habe, kommt uns zu untersuchen nicht zu, doch hege ich die Hoffnung, daß dasselbe nur als eine einstweilige Einstellung der Versammlungen gemeint sei."

Es entstand ein unwilliges Gemurmel in der Gemeinde, aus welchem etliche laute Töne der Entrüstung aufstiegen.

Nachdem aber Francke noch einmal zur Stille gemahnt, verließ die Menge lautlos das Zimmer. —

Anstatt nach Hause zurückzukehren, begab sich Francke zu dem Senior Breithaupt, seinem vertrauten Freund und Gesinnungsgenossen, um diesem von dem Vorfall Meldung zu thun. Des edlen Mannes Gesicht verdunkelte sich in Schmerz und Trauer. „Habe es wohl geahnet, daß etwas kommen werde“, sagte er. „Doch will ich meine Stimme dagegen erheben, und wo diese nicht gehört wird, sollen die Steine schreien.“

Seine Stimme verhallte, seine Beschwerdeschrift fand gar keine Beantwortung, aber nun that das Volk seinen Mund auf und forderte die Predigtwiederholungen zurück. Der ganzen Stadt bemächtigte sich eine fieberhafte Aufregung, welche Schlimmes befürchten ließ. Die Feinde Franckes beuteten diese gefährliche Haltung des Volkes zu ihren Gunsten aus und wurden mit einer schriftlichen Eingabe beim Rat vorstellig, dem Magister Francke nicht bloß die Predigtwiederholungen, sondern auch die Collegia zu untersagen, welche in noch höherem Grade verdächtig seien, da es stadtkundig, daß die von ihm den Bürgern empfohlenen Studenten unter dem Schein der Gottseligkeit die Kinder mit gefährlichen Redensarten und fälschlich angezogenen Bibelsprüchen verführten.

Voll heiligen Zornes legte der Senior in Gemeinschaft mit den übrigen Francken zugethanen Geistlichen Protest ein gegen dieses schamlose Schriftstück. Die Antwort des Rats war der Achtknecht, welcher dem Magister Francke mündlich den Befehl überbrachte, seine Vorlesungen bis zum Austrag der Sache einzustellen.

Die Spannung stieg immer höher, denn nun griffen auch die Studenten ein und baten den Rektor der Universität um Schutz gegen solche Vergewaltigung. Auch die Verteidigungsschrift des Pietismus, welche der Jenenser Professor Kaspar

Sagittarius ausgehen ließ, war nur ein neuer Funke in das Pulverfaß, denn unmittelbar darauf erschien eine scharfkantige Gegenschrift, an deren Schluß vierunddreißig Studenten mit Namen genannt wurden, welche „von ihrem verführerischen Lehrmeister Magister Francke das pietistische Gift neben grobem, träumerischem Hochmut einzusaugen suchten und deswegen von den evangelischen Kanzeln ausgeschlossen werden sollten.“

Auf dem Marktplatz wurde ein Galgen errichtet und an denselben die Liste dieser Geächteten geschlagen.

Die Unglücklichen schrieen bei der kurfürstlichen Regierung um Hilfe, die Antwort war aber ein Wehe über die Pietisten, deren Verfolgung mit aller Strenge anbefohlen wurde.

Jetzt konnte Francke nicht länger mehr schweigen. Das Herz wollte ihm brechen, er mußte sich aussprechen und für Gottes Ehre streiten, indem er seine Sache verteidigte. Unter dem 25. August sandte er an den Senior Breithaupt ein Schreiben gegen die Anklagen der ihm feindlich gesinnten Geistlichen, die gleichfalls schriftlich eingereicht worden waren. Dieses Schreiben lautete also:

„Ich habe es immer beklagt, daß meine Brüder im Amt, anstatt mir Gelegenheit zu geben, mich offen vor ihnen zu verteidigen, mich hinter meinem Rücken so gewaltig verunglimpft haben. Da sie mir aber durch ihr Schreiben vom 28. Juli nun bestimmte Anhalspunkte zu meiner Verteidigung geben, so will ich dieselbe hiermit führen. Zum ersten wird gemeldet, ‚daß aus beigelegter Antwort der Leipziger theologischen Fakultät und dem Schreiben aus Hamburg zu ersehen sei, daß ich wegen einer unthunlichen Methode des Predigens von allen Orten beschuldigt gewesen.‘ Jedoch wie darf man sagen ‚von allen Orten‘, da man doch nur zwei anzuführen weiß, Leipzig und Hamburg? Man thut es, um die Sache groß zu machen. — Zum andern: Beschuldigt zu sein, ist nicht genug. Wenn es

hinreichet, jemanden zu beschuldigen, wo wird dann ein Unschuldiger zu finden sein? Auf diese Art könnte man von allen treuen Dienern Christi sagen, daß sie beschuldigt seien, dieweil sie alle durch gute und böse Gerüchte gehen müssen. Christus aber spricht: Freuet euch, wo die Leute allerlei Übels wider euch reden, so sie daran lügen. — Zum dritten: Das Schreiben aus Hamburg ist von einem Mann, dessen untheologischer Wandel allen kund und offenbar. — Zum vierten: Aus Leipzig sind noch andere Schreiben in betreff meiner eingegangen, aus denen meine Unschuld klar herfürleuchtet; warum hat man diese nicht auch angezogen? Zum fünften: Auch in dem angezogenen Schreiben der Leipziger Fakultät waget man nicht, mir bestimmte Irrlehren beizulegen und beschwert sich nur über meine Unhöflichkeit, weil ich in meiner Verteidigung vor dem Leipziger Senat die reine Wahrheit gesagt. — Zum sechsten: Daß ich eine nagelneue Methode, das Christentum zu lehren, gebraucht, ist unwahr. Man zeige und beweise mir, wo ich in irgend einem Punkt von der evangelischen Lehre oder Kirchenordnung abgewichen. — Zum siebenten: Unwahr ist, daß ich mich in die Häuser geschlichen. Ich bin öffentlich und ungescheut hineingegangen, wo ich zu thun gehabt und gefordert worden. Unwahr ist, daß ich des Nachts in die Häuser gegangen. Das ist nicht ein einzig Mal geschehen, man müßte denn rechnen, daß ich von Amts wegen nächtlicherweile zu einem kranken Beichtkind gefordert worden, oder man müßte es im Winter ‚des Nachts‘ heißen, wenn es Nachmittag vier oder fünf Uhr schon dunkel wird; und auf solche Weise wird keiner von allen Predigern gefunden werden, von dem man das nicht sagen könnte, was mir gegenüber als Beschuldigung ausgesprochen wird. — Zum achten: Man bemühet sich sehr, zu beweisen, daß ich kein getreuer Mitknecht sei. Ich danke meinem Gott, daß ich seithero nicht das Meinige, sondern das

was Christi ist, treulich gesuchet, und den will ich auch lieber zum Richter darüber nehmen, als die Menschen. Daß ich den lieben Herren Amtsbrüdern so viel Sorge, Unruhe und Bekümmernis mitgebracht, mag mich wohl jammern, denn ich habe ohne Sorge, Unruhe und Bekümmernis mein Amt verrichtet. Gott wird's versehen und an jenem Tag den Rat der Herzen offenbaren. — Zum neunten: Daß mir viele Studiosi nachgezogen, ist ja nichts Böses, sondern wird von Unparteiischen mit Freuden angenommen worden sein, dieweil dadurch der Universität ein Zuwachs geschehen und die Bürger mit Lehrern versehen worden. Daß ich sollte allerlei Leute an mich gehänget haben, wird unerweislich gesaget, so ich aber die Leute von mir abgestoßen hätte, wäre ich ein Mietling gewesen. — Zum zehnten: Ich soll gesagt haben, das wäre noch kein rechter Wiedergeborener, bei welchem sich der Streit des Fleisches mit dem Geist fände. Ich habe gesagt, man solle nicht daraus schließen, daß man ein rechter, wiedergeborener Christ sei, wenn man zwar vermeinte, den Streit zwischen Fleisch und Geist in sich zu haben, aber das Fleisch immer über sich herrschen ließe. Denn alles, was von Gott geboren ist, überwindet die Welt. — Zum elften: Daß meine Zuhörer bald ‚die Meinigen', bald ‚mein Anhang' genannt werden, geschiehet darum, daß ich mit Gewalt eine Sekte machen wolle, da doch keine Sekte ist. — — Ich beklage nicht mich selbst, denn ich bin gewiß, daß Gott mir meine Beilage bewahren wird bis an jenen Tag, ich beklage aber diejenigen, welche meinen, daß sie Gott einen Dienst daran thun, wenn sie mich verklagen. Gott gebe es ihnen zu erkennen und bringe die Wahrheit an das Licht!"

Der Senior reichte dieses Schriftstück, von dessen ruhigem und sachgemäßem Ton er sich das Beste versprach, bei dem Rat ein und wartete mit Francke gespannt auf Antwort. Die

Antwort kam und zwar aus Mainz von der kurfürstlichen Regierung, der man zu beweisen versucht hatte, daß Francke mit hochverräterischen Gedanken umgehe und die Stadt an den Kurfürsten von Sachsen verraten wolle.

Am 10. September schlug der Achtknecht an das schwarze Brett des Rathauses eine obrigkeitliche Verfügung: „Alle Bürger, welche des Pietismus verdächtige Studenten in ihrem Hause haben, werden hiermit bei schwerer Geldbuße aufgefordert, dieselbigen zu entlassen."

Die Wogen der Aufregung über diesen Gewaltakt hatten sich noch nicht gelegt, als zwei Tage darauf eine zweite Verordnung zu lesen war: „Bei tausend Thaler Strafe sind hiermit alle sogenannten Konventikel als staatsgefährliche Zusammenrottungen verboten."

Zum Diakonus Francke aber trug zu gleicher Zeit der Achtknecht ein Reskript der kurfürstlichen Regierung, in welchem ihm mit klaren, dürren Worten seine Amtsentsetzung gemeldet wurde.

Francke erschrak, sein ganzer Körper zitterte, sein Gesicht verfärbte sich, und in die Augen traten ihm die Thränen. Das hatte er nicht erwartet, nicht für möglich gehalten. Er nahm das Papier, welches seiner Hand entfallen war, vom Boden auf — es konnte nicht wahr sein, er mußte falsch gelesen haben! Aber nein, da stand es mit unmißverständlicher Deutlichkeit, daß er, der sein Leben im Dienst des Herrn verzehrt hatte, zum gemeingefährlichen Rebellen gemacht wurde!

Er sank wie gebrochen in einen Stuhl und stützte das Haupt in die Hände.

Plötzlich springt er auf, nimmt seinen Hut und eilt die Treppe hinunter auf die Straße, schnurstracks auf das Rathaus zu. Er muß protestieren gegen diese unerhörte Ungerechtigkeit! Sie werden ihn anhören müssen, sie werden selbst beim

Kurfürsten vorstellig werden müssen, daß das Dekret zurückgenommen werde, welches sie erst zu Stande gebracht!

Die Ratsherren, welche gerade zu einer Sitzung versammelt saßen, waren bestürzt, als Francke plötzlich vor sie hintrat und mit fester Stimme ihnen zurief: „Edle Herren, es kann nicht wahr sein, was in diesem Schreiben stehet! Man muß mich bei dem gnädigen Kurfürsten verleumdet haben!"

Es entstand eine Unruhe unter den Ratsherren, die ihren Schrecken und Gewissensbedrückung unter der Maske des Zorns und der Entrüstung über eine solche kecke Sprache zu verbergen suchten, und mit unsicherer Stimme erwiderte der Hauptredemeister des Ratskollegiums, Sömmeringk: „Wohl hätten auch wir nicht einen so schnellen Beschluß kurfürstlicher Regierung erwartet, doch ist von demselben, nachdem er einmal ausgegangen, nichts mehr abzubrechen; und so gebe ich Euch, Herr Magister, den guten Rat, daß Ihr, um der Sache einen glimpflicheren Verlauf zu geben, selbst um Eure Entlassung nachsuchet."

Francke starrte den Ratsherrn, seinen wütendsten Gegner, einen Augenblick mit gläsernen Augen an, dann rief er, daß es durch den Saal dröhnte und die Ratsherren sämtlich zusammenfuhren: „Der Gottlose fliehet und niemand jaget ihn, der Gerechte aber ist getrost wie ein junger Löwe.*) Ich weiß wohl, wem ich alles erfahrene Unrecht zu danken habe, und wer mich mit dem tödlichsten Haß verfolget, ob ich ihm gleich nie etwas zuleide gethan: Ihr seid es, Herr Sömmeringk! Schlägt Euch nicht das Gewissen in der Brust? O, Ihr habet viel Ursach, Buße zu thun!"

Der Angeredete verfärbte sich, sein Gesicht bekam einen grünlichen Schein, um seinen Mund zuckte es, und mit bitterm

*) Sprüche Sal. 28, 1.

Hohngelächter kreischte er den Magister an: „Ja, ich will Buße thun, aber nicht wegen Euch, Herr Francke! Ich befehle Euch, auf der Stelle diesen Saal zu verlassen, in welchen Ihr unberufen eingedrungen. Weichet von hinnen, oder — —“

„Ereifert Euch nicht“, fiel Francke mit überlegener Ruhe ein; „ich war schon im Begriff, einen Ort zu verlassen, wo das Recht gesprochen werden soll und die Ungerechtigkeit ihren Thron aufschlägt. Es giebt aber noch ein Gericht, Herr Sömmeringk, vor diesem werdet Ihr mir einmal Rechenschaft geben müssen!“

Mit dem Zeigefinger nach oben weisend verließ Francke den Saal, nicht wie ein Überwundener, sondern als ein Sieger. —

Aber dieser moralische Sieg sollte ihm teuer zu stehen kommen. Wer die Macht hat, hat das Recht.

Auf seinem Zimmer angekommen, setzte er sich an seinen Tisch und schrieb und schrieb. Es war eine Eingabe an den Rat, in welcher er demütigst bat, vor seiner Verurteilung ihm nach altem, göttlichem, weltlichem und natürlichem Recht eine Verteidigung zu gestatten, welche man ja Dieben, Mördern und Ehebrechern nicht versagen dürfe. Er sei bereit zu beweisen, daß die Unruhe, welche er solle angestiftet haben, nicht von ihm, sondern von seinen Feinden angerichtet sei.

Nachdem er dieses Schreiben abgeschickt, fühlte er sich so matt, daß er sich auf sein Bett legen mußte und des Mittags keinen Bissen zu sich zu nehmen vermochte. Der Rat sorgte aber dafür, daß er die ersehnte Seelenruhe sobald nicht finden sollte, denn am Nachmittag erschien wieder die unheimliche Gestalt des Achtknechts mit einem Brief. Francke ahnte schon, was derselbe enthalten werde, und doch überstieg der Inhalt noch seine schlimmste Befürchtung. Da stand es mit schrecklich deutlichen Worten: „Um den stets wachsenden Unruhen und

Mißhelligkeiten, so durch Euer Auftreten in hiesiger Stadt verursacht worden, ein schnelles Ende zu machen, befehlen wir Euch, die Stadt binnen zweimal vierundzwanzig Stunden zu verlassen."

Ohne einen Laut von sich zu geben, ließ Francke die Hand mit dem Papier auf das Knie fallen und saß auf seinem Bettrand wie ein Bild von Stein.

Draußen aber auf den Straßen, was ist das für ein Lärmen und Tosen? Ist das ein Sturmwind, der durch die Gassen weht? Nein, es ist Windstille, und heiter lächelt die Sonne an dem wolkenlosen Himmel. Das Volk ist es, das draußen lärmt und wogt. Es rottet sich zusammen, zum Rathaus stürmt es, der Rat muß sein Dekret zurücknehmen! — Aber die Thür zum Rathaus ist verriegelt, und da der Lärm immer größer wird, fahren die Steckenknechte unter das Volk, greifen drei der Vordersten heraus und schleppen sie in die Achtknechtsstube.

Ein allgemeiner Schrei der Entrüstung bricht in dem Volk aus, und der Haufe wendet um — zum Statthalter! Es wird doch noch eine Gerechtigkeit auf Erden sein?!

Horch, was ist das? Was für ein sanfter, frommer Gesang klingt in das wirre Durcheinander der Stimmen? Sind das nicht Kinderstimmen, die da singen? Und ist das nicht ein Psalm, was da erschallt? Die Menge wird still und geht lauschend dem Gesange nach. Deutlich vernimmt man jetzt die Worte: es ist der zwanzigste Psalm, dessen Hilfeseufzer zum Himmel schreien. Man kommt endlich herzu — da, in dem Hof der Statthalterei liegt eine Schar Kinder auf den Knieen und schreit zu Gott um den geliebten Hirten. Das muß der Statthalter doch hören, das muß ihn doch erbarmen?

Atemlos steht das Volk und wartet der Dinge, die da kommen sollen. Fünf Diener des Statthalters erscheinen mit

Stecken vor dem Palast und treiben fluchend die Kleinen von dannen! —

Immer noch sitzt brütend August Hermann Francke auf dem Bettrand. Von Zeit zu Zeit ringt sich ein Seufzer aus der gepreßten Brust, in welchem seine Seele zum Himmel hinaufschreit. Da dringt Geräusch an sein Ohr, leise erst, dann stärker und stärker. Jetzt geht die Hausthür auf, auf der Treppe poltert es, die Stubenthür öffnet sich, und herein drängt das Volk, weinend und wehklagend.

Da richtet sich Francke auf, das Verzagen ist hinweg, es kommt über ihn wie Kraft aus der Höhe. Jetzt kann er reden, jetzt kann er trösten, er, dem um Trost erst so bange war.

Alles zerfließt in Thränen, da man zum letztenmal die liebe Stimme hört, und drängt sich hinzu, um diese lieben Hände noch einmal auf dem Haupt zu fühlen. „Segnet uns, segnet uns!“ weint es von allen Seiten, und alles sinkt vor seinem geistlichen Vater in die Kniee. —

Nach einer Stunde herrschte Grabesstille in der Stadt, die Straßen waren wie ausgestorben. Alles saß daheim und trauerte und klagte. Jetzt erst kam es recht zum Vorschein, wie viel Freunde sich der Mann Gottes in einem Zeitraum von noch nicht zwei Jahren erworben.

Die Nacht brach herein, und die vom Weinen müden Augen fielen zu. Im Schutz der Finsternis schleicht eine Gestalt an den Häusern entlang auf das Pfarrhaus der Augustinerkirche zu. Da macht sie Halt, zieht ein Papier aus der Tasche und heftet es eilfertig an die Thür. Es ist die letzte Rache der Bosheit an dem Unschuldigen, denn als am Morgen die Sonne kommt, fällt ihr Strahl auf ein Spottgedicht, welches man an Franckes Hausthür geheftet:

„Nun, Franck, marschiere fort! Da alle Teufel wohnen,
Da wirst du zweifelsohn' gar wohl willkommen sein;
Man wird mit großer Freud daselbst dich lassen ein,
Auch wohl nach Billigkeit dich herrlich gleich belohnen.
Ob du gleich lehretest, man könnt's Gesetz erfüllen,
Hast du doch nur gelebt nach deinem eignen Willen,
Die Obern nicht geehrt, die Ehe ganz veracht't,
Dadurch manch ehrlich Mensch um Zucht und Seel' gebracht.
Drum spricht Gott: Packe dich, du ungetreuer Knecht,
Du hast mir viel entführt, lohnt ihm nun eben recht!"

Während jener Bube diese Verse an die Thür des Geächteten heftete, saß der treue Knecht Gottes in seinem Stüblein und schrieb auch Verse aufs Papier:

„Gott Lob, ein Schritt zur Ewigkeit
Ist abermals vollendet!
Zu dir im Fortgang dieser Zeit
Mein Herz sich sehnlich wendet,
O Quell, daraus mein Leben fleußt
Und alle Gnade sich ergeußt
In meine Seel' zum Leben."

Strophe reihte sich an Strophe, das volle Herz strömte aus im anbetenden Lied. Als er fertig war, packte er seine wenigen Habseligkeiten zusammen, und ehe noch der Morgen graute, fuhr auf einem Mietwägelein ein junger Mann aus dem Thor, still in sich gekehrt, die Hände auf dem Schoß gefaltet, die Lippen flüsternd im Gebet, im Gebet für seine Freunde und — für seine Feinde.

O Erfurt, Erfurt, was hast du gethan?! Du hast die Zeit deiner Heimsuchung nicht erkannt, du hast den Segen Gottes von dir gestoßen, und ein anderer wird ihn empfangen!

Zweites Buch.

Mittag.

Dreizehntes Kapitel.

Offene Thüren.

„Mein Sohn, was hat man dir gethan?!“

„Nichts, liebe Mutter, als was man allen gethan, die von der Wahrheit in der Welt gezeugt haben.“

„Mein Sohn, mein lieber Sohn, womit hast du das verdient? Siehe, deine Fußstapfen trieften von Segen.“

„Fraget doch nicht also, liebste Mutter — von Anbeginn der Welt hat die Finsternis das Licht gehasset.“

„Du hast recht, mein Sohn, es ist also der Lauf der Welt; aber wen's betrifft, dem bebet doch das Herz. Nun aber ruhe aus, mein Sohn, ruhe aus bei deiner Mutter! O, es ist in jeglicher Trübsal ein Segen verborgen: siehe, da Erfurt dich ausgestoßen, hat deine Mutter dich wieder!“

„Habet Dank, herzliebe Mutter, für Eure Liebe und für den kühlen Schatten, den ich in der Trübsalshitze unter Eurem Dach gefunden. Siehe, mir ist es wie dem Schiffer, der nach schlimmem Sturm auf dem hohen Meer sich in den Hafen geflüchtet. Lasset mich bei Euch bleiben, bis Gottes neuer Ruf an mich kommt: Auf und lichte abermals die Anker!“ —

Es waren schöne Tage des Friedens und der Stille, die der Sohn im Hause und am Herzen seiner Mutter verleben durfte. Er hatte das Bedürfnis des Ausruhens, er fühlte sich so matt, so müde, es war ihm, als wäre die ganze Welt

feindselig auf ihn drein, und die Einsamkeit, die Verborgenheit that ihm wohl.

Doch lange sollte dieses Ausruhen nicht dauern. Auch in der Stille fand man ihn und begehrte seiner. Von Erfurt kamen die Getreuen zum Besuch, und indem er ihnen gab, empfing er von ihnen: seine Seele erquickte sich und weitete sich zu neuer Freudigkeit des Wirkens. Der alte Mut war wieder da, er konnte nicht mehr schweigen, und nicht lange, so saß wieder eine dichte Schar zu seinen Füßen, wenn er von der Kanzel herab das Evangelium verkündigte, oder daheim die Schrift auslegte. —

An die Thür der Witwe Francke klopfte es: „Guten Morgen, vielwerte Frau!"

„Grüß Gott, Herr Geheimrat! Was führet Euch so früh schon zu mir?"

„Die Teilnahme für Euch und Euren Sohn. Darf eigentlich nicht plaudern, jedoch mein Herz mag es nimmer in sich verschließen. Seine Durchlaucht unser gnädigster Herzog hat zu seinem höchsten Unwillen vernommen, was zu Erfurt wider Euren Sohn gesündigt worden, hat darum den Geheimrat Hiob Ludolf dorthin entsendet, um sich von dem wahren Stand der Sachen zu überzeugen, und danach bei dem kurmainzischen Statthalter eine nachdrückliche Vorstellung gegen das ungerechte und empörende Verfahren wider den Herrn Magister gemacht. Als diese Vorstellung fruchtlos blieb, hat er sich an den kurmainzischen Hof selbst gewendet und hart geklagt wider die erfurtischen Greuel, auf daß der verfolgten Unschuld ihr Recht widerfahre."

Mit ängstlich verlegenem Lächeln unterbrach Frau Anna Francke die Erzählung des Geheimrats. „Mein Herz ist ergriffen von der Güte des gnädigen Herrn und muß ihm Dank sagen; doch möchte ich nicht, daß er sich bemühe, meinen

Sohn nach Erfurt zurückzubringen, denn ich würde ihn nicht wieder in eine Stadt entlassen,! welche also schnöde an ihm gehandelt."

Der Geheimrat klopfte mit geheimnisvollem Blinzeln der Frau Anna auf die Schulter. „Fürchtet nichts, werteste Frau! Der Herzog ist bei dem Handel nicht uneigennützig: er will den Herrn Magister für sich selbst behalten oder erwerben."

Frau Anna schreckte freudig zusammen, und ihre Hände falteten sich auf der Brust. Ach, dann wäre mein sehnlichstes Wünschen erfüllt! Könnte doch mein lieber Hermann allhier zu Gotha bleiben, daß seine Mutter selbst in dem Sonnenschein seines Segens sich wärmen möchte! Indessen diesem Wunsch muß ich entsagen."

„Aus was Ursach?" fragte der Geheimrat befremdet. „Fürchtet etwa der Herr Magister, daß der Prophet in seinem Vaterland nichts gilt?"

„Nicht dieses, Excellenz. Es ist Euch wohl nicht bekannt, daß auch schon von andern Seiten an meinen Sohn ein Ruf ergangen? Koburg möchte ihn als Professor am Gymnasium haben, und der Herzog von Weimar begehret ihn zu seinem Hofprediger und Erzieher des kleinen Prinzen."

Der Geheimrat reckte sich und strich sich gewichtig den Vollbart. „Hm! Da wird unser Herr doch wohl den Vorzug behalten, zumal wenn sich mit dem Wunsch des Landesherrn die Bitte der Mutter vereinet! Ich kann Euch verraten, liebwerte Frau, daß Durchlaucht sehr viel daran gelegen ist, Euren trefflichen Sohn in Gotha zu halten."

Frau Anna schüttelte abwehrend den Kopf. „Lasset mich ausreden, Excellenz! Im Vertrauen will ich Euch mitteilen, was ich von meinem Sohne weiß. An jenem unglückseligen Tage, wo er wie ein Verbrecher von Erfurt ausgespieen ward, ist ein Schreiben an ihn gekommen von dem Propst Spener,

seinem väterlichen Freund, der nach dem Verlust der Gnade des sächsischen Kurfürsten nach Berlin berufen worden. In dem Schreiben hat gestanden: wenn es ihm nicht ferner möglich sei, in Erfurt Frucht zu schaffen, so sollen ihm die kurbrandenburgischen Lande offen stehen, ja Berlin selbst solle ihm seine Thore öffnen. Wenn Ihr nun wüßtet, Excellenz, mit welch inniger Liebe und Vertrauen mein Sohn an dem großen Gottesmann Spener hängt, so würdet Ihr auch begreifen, daß seines Herzens Sehnen nach Berlin gehet."

Der Geheimrat schritt unmutig in dem Zimmer auf und nieder. Nach einer Weile blieb er vor Frau Anna stehen und sagte: „Es wird Seine Durchlaucht auf das tiefste betrüben, wenn ich ihm solches hinterbringe. Doch denket er zu groß, als daß er Eures Sohnes Pläne durchkreuzen sollte. Ist er denn schon fest entschlossen?"

„Nein", antwortete Frau Anna. „Hat er doch noch keinen bestimmten Ruf erhalten. Er hat überhaupt die Sache dem Herrn befohlen. Er wird nicht selber suchen, sondern dahin gehen, wohin ihn Gottes Stimme deutlich ruft."

Der Geheimrat schöpfte neue Hoffnung: vielleicht vergißt Kurbrandenburg seine Verheißung, oder es kommt zu spät.

* * *

An einem trübseligen Oktobertag trat August Hermann Francke in das kleine Zimmer. „Grüß Gott, herzliebste Frau Mutter! Ich komme, Euch zu sagen, daß mein Geschick entschieden. Soeben hat mir der Postdiener draußen auf der Straße ein Schreiben der kurbrandenburgischen Regierung überreicht, in welchem ich zum ordentlichen Professor der griechischen und hebräischen Sprache an der neu gegründeten Universität Halle und zum Pastor von Glaucha ernannt worden. Ach, es

hüpfet mir das Herz im Leibe, daß ich da wirken soll, wohin mir mein väterlicher Freund, der Senior Breithaupt, von Erfurt vorausgegangen."

Frau Anna sah mit einem Gemisch von Wehmut und Freude zu dem Sohne auf, dessen blaue Augen wie in neuem Glanze strahlten.

„Habet Ihr keine Antwort für mich, herzliebste Mutter?" fragte Francke weich. „Doch ich lese es schon auf Eurem Antlitz, was drinnen das Herz meinet. O, haltet mich nicht auf, denn der Herr hat Gnade zu meiner Reise gegeben. Lasset mich in Frieden ziehen und versaget mir Euren Segen nicht!"

Tiefbewegt schloß die Mutter den geliebten Sohn an ihre Brust, und ihre Thränen fielen heiß auf seine Hände. „Sei mir nicht gram, mein guter Sohn, wenn das schwache Mutterherz hinter den Gedanken Gottes nicht flugs dreinzukommen vermag. Ich sehe jetzo nur das Scheiden, und das nagt mir am Gemüt. Gott aber wird mir Kraft geben, dich mit freudigem Herzen ziehen zu sehen."

* * *

Der Propst von St. Nikolai in Berlin saß an einem nebligen Novembertag des Jahres 1691 in seinem Stüblein und studierte auf seine Predigt, als der Famulus ihm einen Fremden meldete. Wenige Minuten später lagen sich zwei Männer in den Armen, die in schweigender Wonne des Sichwiederhabens sich fest umschlungen hielten.' „Mein Vater" — „mein Sohn", so klang es herüber und hinüber, bis sich endlich die vollen Herzen aufthaten und der Mund Worte fand zum ruhigen Erzählen. Spener und Francke, da saßen sie, die lange getrennten Freunde, und hatten sich viel, viel zu erzählen! —

Mit dem Segen seiner Mutter hatte Francke Gotha verlassen, mit dem Segen seines geistlichen Vaters reiste er in den ersten Tagen des neuen Jahres von Berlin ab — ein zwiefach Gesegneter kam er am 7. Januar an seinem neuen Bestimmungsorte an.

Vierzehntes Kapitel.

Unkraut unter dem Weizen.

Fastnacht des Jahres 1692 war ein prächtiger Wintertag: Funkelnd lag der Sonnenschein auf dem frisch gefallenen Schnee und durchwärmte die ruhige, klare Luft. Das war so etwas für die Hallenser! Fastnacht war ihnen ein Festtag. Obwohl sie sich nicht gerade bewogen fühlten, in der Fastenzeit zu fasten, so glaubten sie doch für die mit dieser Zeit eintretende größere Stille des öffentlichen Lebens sich durch wüste Ausgelassenheit am Fastnachtstag schadlos halten zu müssen. In dichten Massen strömte es aus den Thoren, durch das Geistthor nach Trotha hinaus und besonders durch das rannische Thor nach Glaucha, der nur zwei Minuten entfernten Amtsstadt.

Hier war für die Lebeleute und Vergnügungsritter gut sein, hier reihte sich Wirtshaus an Wirtshaus, hier bewies auch die Polizei in anerkennenswerter Menschenfreundlichkeit eine größere Nachsicht als drinnen in Halle, und die Nachtwächter drückten für einen guten Trunk ein Auge zu.

Bereits um zwei Uhr des Nachmittags war es auf den Straßen lebendig. Junges Volk, in Narrenkleider gehüllt, lief singend und johlend hin und her, die Vorübergehenden mit ungesalzenen Scherzreden und Schabernack verfolgend. Heute durfte man nichts übel nehmen, heute mußte man sich alles gefallen lassen. Auch die Schulkinder trieben sich in Rudeln

auf den Straßen herum und verübten allerlei Unfug: die Lehrer warteten heute vergebens, wie so manchmal, wenn's der lieben Jugend im Freien besser gefiel als in der dumpfen Schulstube. An den Straßenecken hielten Weiber neben einem Karren, mit Fäßlein beladen und kredenzten für schweres Geld Bier, Branntwein und sonstige Mittel gegen den Frost. — Von Stunde zu Stunde wurde es lauter auf den Straßen. Die Narrenspäße arteten in Grobheiten aus, und die Narren wandelten sich in Kempen, welche in hitzigen Raufereien ihre ritterliche Kraft erprobten. Aus den Wirtshäusern schallte toller Lärm. Gläsergeklirr mischte sich mit dem wüsten Durcheinander menschlicher Stimmen und mit den schrillen Tönen der Klarinetten und Trompeten, welche den Tanzlustigen aufspielten. Die Hausthüren standen weit offen, denn alle Augenblicke taumelten Trunkene heraus, denen es drinnen zu schwül wurde, und die das Bedürfnis fühlten, sich in der frischen Luft zu verkühlen. Unter den erleuchteten Fenstern stand gaffend eine Kinderschar, die zu wiederholten Malen bereits aus dem Tanzsaal herausgejagt worden war und nun von außen mit gierigen Augen zusah, wie man drinnen herrlich und in Freuden lebte. Auch ein Haufe Bettler hatte sich gesammelt, welche mit kläglichen Gebärden die Hände aufhielten, wo ihnen jemand zu nahe kam.

Durch das Moritzthor der Stadt Halle schritt bei Einbruch der Dämmerung ein geistlicher Herr in der Richtung nach Glaucha. Als er eben um die Ecke der Mittelwache bog, geriet er in einen Haufen Angetrunkener, die ihn ohne weiteres in ihre Mitte nahmen und mit sich fortrissen. „Komm, Brüderlein", rief ihm ein Bursch mit rohem Lachen zu, „du mußt mit uns lustig sein. Droben im Adler gehet es sauber her."

Damit packte er den Herrn am Arm und stimmte ein Schelmenlied an.

Der Herr riß sich von dem Unfläter los und starrte ihn mit drohendem Blick an. „Was unterfanget ihr euch, Gesellen? Wisset ihr nicht, wer ich bin?“

„Freilich wissen wir es“, lachte es aus dem Haufen. „Ihr seid der neue Pfarrer.“

„Und mit dem waget ihr also zu reden?“ fuhr dieser auf die Unholde drein.

„Ei, warum nicht? Heute ist Fastnacht, wenn Ihr's nicht wisset. Da ist allen alles erlaubt, und der alte Pfarrer ist da auch mit in den Adler gekommen. War ein gar lustiger Herr, der Magister Richter — könnet ihn Euch zum Vorbild nehmen, Herr! Leben und leben lassen, das war sein Grundsatz, und so muß es sein.“

Der Pfarrer reckte sich hoch auf und trat dem Haufen ganz nahe. „Seid ihr von Sinnen, Gesellen! Ist das ein christlich Volk, das hier in Glaucha wohnet?“

Etliche in dem Hintergrund versuchten ein Hohngelächter, doch wollte es ihnen nicht gelingen — die erhabene Würde, mit welcher ihnen der Pfarrer entgegentrat, der heilige Ernst, der aus seinen Augen blitzte, entmannte ihre Frechheit, daß sie sich scheu zurückzogen und den geistlichen Herrn seinen Weg ziehen ließen. Er kehrte wieder um und ging nach Halle zurück. —

„Was ist Euch widerfahren, liebster Francke? Ihr schauet so trüb und niedergeschlagen drein!“ Mit diesen Worten empfing der Professor Breithaupt seinen Freund, dem er, so lange der abgesetzte Pfarrer Richter von Glaucha noch trotzig in dem Pfarrhaus saß, unter seinem Dach ein gastliches Unterkommen geboten hatte.

Seufzend legte Francke den Hut auf den Tisch und sank in einen Lehnstuhl. „Bin ich denn nach Glaucha berufen, oder nach Babel? Was muß ich alles sehen und hören in meiner

Gemeinde! Täglich zeigen sich mir neue Bilder sittlicher und religiöser Verwahrlosung. Das Volk ist meist bettelarm und träg dazu; aber Fleischeslust, Völlerei und Üppigkeit stehen in vollster Blüte. Die Kapellen des Teufels sind voll und der Tempel Gottes stehet leer. Sonsten klopfte mir in freudiger Erhebung das Herz, wenn ich mich zu einer Predigt rüstete — jetzund gehe ich mit Zagen und Trauern daran, und manche Thräne fällt mir auf das Papier. Was frommet es, daß ich außer den Sonntagen auch in der Woche zweimal läuten lasse, um die verwahrloste Gemeinde wieder an Gottes Wort zu gewöhnen? Die Glocken rufen, aber niemand höret, ja man spottet gar meiner, als wollte ich das Himmelreich bei den Haaren herbeiziehen. Die große Masse ist der Kirche entfremdet und dienet dem Fleisch; die aber noch Lust haben zu Gottes Wort, halten sich scheu zurück, denn ich muß ihnen eine verdächtige Person sein. Feindseliges Mißtrauen hat mich allhier empfangen, es ist, als wollte sich mein Erfurter Schicksal in Glaucha wiederholen. Zu meinen Ohren ist gekommen, daß von den hallischen Geistlichen etliche allerlei Übles über mich ausgesprenget und ihre Gemeinden schon zum voraus vor mir gewarnet haben als vor einem falschen Propheten, den bereits zwei Städte mit Schimpf und Schande ausgestoßen. Auch hat mich der Stadtsenior Doktor Olearius steif und frostig empfangen, auch geradezu gefragt, wie ich von dem leidigen Pietismus dächte; hat auch meine Probepredigt drei Wochen hingezögert und mich mit eitlen Reden genarret. Was aber die Sachlage noch verschlimmert, ist dieses, daß der seines Amts schon längst entsetzte Pfarrer von Glaucha, den so viele Gebrechen und Laster verklagen, immer noch in seinem Nest fitzet, und daß man so lässig ist, ihn daraus zu treiben, also daß der rechtmäßig berufene Pfarrer wie ein Fremdling vor den Thoren der Stadt stehet und vergebens auf Einlaß harret.

Bin derohalben bei dem Kanzler gewesen und habe ihm meine Sache an das Herz gelegt, doch ohne etlichen Erfolg, obwohl unterschiedliche Bürger von Glaucha mein Gesuch unterstützet. — Solches alles liegt mir gleich einem Mühlstein auf dem Herzen und will mir den Mut abdämpfen, indem mir ohne Unterlaß mein Erfurter Schicksal vor Augen stehet. Gebet acht, hochwerter Herr Bruder, ich arbeite allhier vergeblich und bringe meine Kraft unnützlich zu."

Breithaupt, der den Redenden mehrmals hatte unterbrechen wollen, legte ihm jetzt die Hand auf die Schulter und sagte mit der ganzen Wärme seiner tiefen, weichen Stimme: „Mein liebster Bruder! Wie habt Ihr Euch doch so jäh gewandelt! Von dieser Seite kenne ich Euch noch nicht. Seit wann ist Euer Herz so voll Zagens geworden? Wie ein Held habt Ihr zu Erfurt auf dem Plan gestanden und für die Wahrheit gestritten; warum erschrecket Ihr jetzo, da Euch etliche Steine im Weg liegen? Wohl ist es ein wildes, wüstes Ackerfeld, das Ihr bearbeiten sollt, aber kommet Ihr nicht im Namen des Herrn? Müsset nur nicht gleich Früchte erwarten, wo Ihr eben erst begonnen, den Samen zu streuen! — Und vergesset Ihr denn ganz, daß Euch Gott der Herr noch ein ander Arbeitsfeld überwiesen, wo der gestreute Same allbereits zu keimen anhebet? Sitzen nicht die Studenten zu Euren Füßen in einer Anzahl, die den Neid der andern Professoren erreget? Wenn das jetzo schon geschiehet, wo Ihr erst privatim und gleichsam probeweis docieret, was für Zulauf werdet Ihr erst haben, wenn Ihr nach Ostern die öffentlichen Vorlesungen anhebet! Habe es wohl vernommen, wie gar gern die studierende Jugend Eurer Rede lauschet. Solches sei Euch eine Weissagung für Eure Wirksamkeit in der Gemeinde. Wartet nur in Geduld, die Gemeinde wird es bald merken, daß ein treuer Hirt die Herde weidet. — Was endlich die hallischen Geistlichen anlangt,

die wider Euch stehen, so lasset Euch doch davor nicht grauen. Ihr wisset ja, daß denselbigen bereits der Mund gestopft worden, also daß sie es nicht wagen werden, Euch öffentlich anzufeinden. Ist doch bereits im Oktober vorigen Jahres ein



Kirche zu Glaucha.

Befehl der kurfürstlichen Regierung ergangen, wonach sämtlichen Predigern des Herzogtums Magdeburg das Streiten auf den Kanzeln verboten ist; und da hier in Halle solcher Befehl wenig Nachachtung gefunden, ist im Januar dieses Jahres ein verschärftes Reskript gekommen, welches die Widerspenstigen mit Geldstrafen bedroht. So habet Ihr wider solche Gegner neben dem Schirm des Allmächtigen auch noch den Schutz einer irdischen Obrigkeit über Eurem Haupt und könnet getrost sein."

Francke drückte dem Freunde herzinnig die Hand. „Ich danke Euch für Euer gutes Wort. Ich wußte es, daß ich nicht vergebens einen Trost bei Euch suchen würde."

Er sah sich nach der Wanduhr um und griff hastig nach seinem Hut. „Es ist hohe Zeit, daß ich in meine Kirche komme, es muß bald läuten zur Vesper!"

Er verabschiedete sich kurz und schritt eilfertig den alten Markt hinab durch das Moritzthor. Da begann es in Glaucha eben zu läuten.

Es war, wie wenn heute die Glocken heiser wären: ihr Ton drang nicht durch den tollen Lärm, der um das Gotteshaus her schwirrte.

Francke begab sich über den Kirchhof nach der Sakristei, die von dem innern Kirchenraum abgeschlossen lag, und lauschte, als die Orgel den Choral anhob. Der Mut wollte ihm wieder fallen, denn es war ihm, als spielte die Orgel ganz allein; und als er vor den Altar trat, gähnten ihn leere Bänke an. Nur sechs alte Frauen und zwei kleine Mädchen hatten sich eingefunden, das Wort Gottes zu hören. Bei diesem Anblick that der Pfarrer schnell den Text, über welchen er hatte predigen wollen, beiseite und wählte das Wort: „Wo zwei oder drei versammelt sind in meinem Namen, da bin ich mitten unter ihnen."

Die Zuhörer haben augenscheinlich nicht viel von der Predigt mit nach Hause genommen, denn sie waren während der Predigt sanft entschlafen. Das war so Sitte geworden in der guten Stadt Glaucha; wer die Kirche noch besuchte, dem diente sie als Schlafkammer: die Predigten des vorigen Pfarrers gaben in der Eintönigkeit und Langweiligkeit den Wiegenliedern nichts nach. Francke selbst aber ging ermutigt nach Hause — er hatte für sich selbst gepredigt, und unter der Rede war eine Freudigkeit über ihn gekommen, die nicht aus seinem Fleisch

und Blut gequollen sein konnte, die ihm von oben herab gegeben sein mußte, und auf dem Heimweg war es ihm, als hörte er über sich eine Stimme: „Fürchte dich nicht, ich bin mit dir und will dir eine große Menge zur Beute geben.“ —

Noch bis tief in die Nacht hinein schimmerte aus dem Zimmer Franckes Licht. In seine Bücher vergraben saß der Gelehrte und rüstete sich auf die morgende Vorlesung. Er war als Professor der griechischen und orientalischen Sprachen angestellt — lieber hätte er eine theologische Professur bekleidet; aber er wußte beides geschickt zu vereinigen: das alte und neue Testament, dessen Grundtext er zu erklären hatte, mußte ihm dienen, seine Hörer zugleich Theologie zu lehren. An dem Buchstaben hängen zu bleiben und rein sprachliche Vorlesungen zu halten, war ihm nicht möglich. Unwillkürlich geriet er über der Spracherklärung in das Innere der heiligen Schrift, und von da heraus redend nahmen seine Vorlesungen nicht bloß den Kopf der Hörer in Anspruch, sondern zielten geradeswegs auf das Herz. Den Studenten war das neu, aber die sich täglich mehrende Zahl der Hörer sagte dem Lehrer, daß das Neue gefiel, und ermutigte ihn zu immer tieferem Forschen.

Es schlug zwei Uhr in der Nacht, als der Herr Magister das Licht löschte und sich zur Ruhe begab, nachdem er in brünstigem Gebet sich selbst und seine Arbeit dem Herrgott zu Gnaden befohlen.

Fünfzehntes Kapitel.

Es fängt an zu keimen.

Der Frühling schickte seine ersten Boten: an den Weiden lugten verstohlen die goldgelben Kätzchen ins Freie, ob's bald Zeit wäre, die Augen aufzuschlagen, die Veilchen räusperten

sich auch schon in ihrem Versteck, und hier und da versuchte eine Lerche hoch in der Luft einen Triller; auf den Feldern wurde es lebendig, der Pflug riß das aufgeweichte Erdreich um, und lebenslustig wieherten die Rosse in die frische, freie Luft hinein.

Der Pfarrer Francke stand an dem offenen Fenster seines Pfarrhauses, in welches er, nach endlicher Beseitigung des abgesetzten Pfarrers am Sonnabend vor Palmarum, den 19. März, eingezogen war, und ließ sich die Märzluft um die Schläfe wehen. Seine Hände lagen gefaltet auf der Brust, seine Augen waren zu den Wolken hinaufgerichtet, und über die Wangen rollten zwei große Thränen. Das kann aber kein Schmerz sein, was in diesen Zähren sichtbar wird, und keine Trauer, was sein Herz so hoch klopfen macht. Der Pfarrer ist eben aus der Kirche heimgekommen und hat die dritte Osterpredigt gethan. Da kann er noch nicht gleich zu Tisch gehen, er muß erst ins Kämmerlein und seinem Gott danken: „Herr Gott, gnädig und barmherzig, wer bin ich, daß du meiner also gedenkest! Meine Seele ist voll Jubel und Lobgesang: siehe, du hast das Ackerfeld bereitet, das Ackerfeld, von welchem mein verzagtes Herz meinte, es wäre eitel steiniges Land. Es reget sich auf dem Feld der Totengebeine! du hast mein armes Wort gesegnet und mir die Gnade geschenkt, daß ich es jetzt schon grünen sehe zu hoffnungsvoller Frucht. Herr, dein Name ist groß, und deine Herrlichkeit wird kund der Welt. O fahre fort zu segnen und bleibe bei uns mit deinem Wort, daß diese Gemeinde eine Stadt auf dem Berge werde, deren Licht in die Dunkelheit leuchtet zum Zeugnis der Wahrheit! Amen."

Es war in der That wie ein Wunder. Gleichwie draußen in der Natur der Lenz mit siegender Gewalt den Winter bezwang, so ging es auch über die Gemeinde Glaucha wie Frühlingswehen. Plötzlich, wie mit einem Schlag, wachte das

Leben auf. Die Kirche, welche erst zu weit gewesen war, wurde nun zu eng. Es war ein armseliges Gebäu, die St. Georgenkirche, von den prachtvollen Kirchen der Stadt Halle stolz überragt, wie eine Hütte von Palästen; aber in der Hütte war es gut sein, in der Hütte redete ein Mann, der wie kein anderer das Wort des Lebens zu predigen verstand. Und wieder war es wie in Erfurt: die großen Stadtkirchen wurden leer, die hallischen Bürger, vornehme und geringe, kauften sich in der Georgenkirche Plätze, und von den Dörfern ringsum kam's gezogen, auch zu den Bauern war der Ruf des neuen Predigers gedrungen, der, wie es hieß, mit dem Menschen machen könne, was er wolle, dem man still halten müsse, wenn er mit dem Schwert des Gotteswortes dreinschlage, der einem das Herz schwer mache, wie keiner der andern Geistlichen, aber es einem auch wieder leicht mache, daß es einem ganz wundersam und himmlisch zu Mut werde. —

Als Francke nach jenem Gebet am dritten Ostertag aus seinem Kämmerlein in das Speisezimmer trat, erschienen durch die entgegengesetzte Thür zwei Männer aus der Gemeinde mit ehrerbietigem Gruß. „Verzeihet, hochwürdiger Herr Pfarrer", fing der eine an, „daß wir zu so ungelegener Zeit Euch stören, doch drängt uns unser Herz, Euch Dank zu sagen für das, was Ihr an uns gethan."

Francke sah verwundert von dem einen zu dem andern hinüber. „Wer seid Ihr? Ich kenne Euch nicht und soll Euch Gutes gethan haben?"

Der eine der Männer trat dem Magister näher und griff nach seiner Hand. „Wir sind beide aus Eurer Gemeinde, Herr Pfarrer. Ich heiße Krüger und dieser ist der Glasermeister Tobias Wagner. Unser beider Häuser auf dem Steinweg stoßen aneinander, und die darinnen wohnen, hätten auch getreue, friedliche Nachbarn sein sollen. Doch ist seit etlichen zwanzig

Jahren der Friede von dannen gewichen. Unsere Väter haben schon in hartem Streit miteinander gelebt und die Feindschaft auf die Kinder vererbt, daß wir einander nur zum Tort und Verdruß lebten. Das ist nun vorbei, der Friede ist wieder bei uns eingekehrt, und Euch haben wir das hohe Glück zu danken. Von der Kanzel herunter habt Ihr uns gerade auf das Herz geschlagen, da ist die alte festgewurzelte Feindschaft locker geworden und endlich herausgefallen. Das wolle Euch Gott in alle Ewigkeit vergelten!".

Dem Manne liefen bei diesem Bericht die hellen Thränen über die runzligen Backen, und dem Pfarrer wurde es auch weich ums Herz herum. „Was wollet ihr bei mir, ihr Lieben?" sagte er. „Ihr seid an die falsche Thür geraten. Was kann ich geben, das ich nicht erst empfangen hätte? Der durch meinen Mund zu euch geredet, dem gebt die Ehre, dem bringt den Dank!"

„Das haben wir auch schon gethan", versetzte Krüger, der Bäckermeister, „aber — — —"

„Bleibet bei mir, ihr Lieben", fiel Francke ablenkend ein, „und seid heute zu Mittag meine Gäste."

Die beiden Männer sprachen ihr herzliches Bedauern aus, von dieser Güte keinen Gebrauch machen zu können, denn daheim werde schon die Tafel gedeckt zur Friedensmahlzeit, welche heute von den Mitgliedern beider Familien eingenommen werden solle. So verabschiedeten sie sich von ihrem Pfarrer, dessen Magd heute ein sonderliches Lob bekam wegen des Essens, das sie heute so über alle Maßen wohlschmeckend zubereitet habe. — —.

Ja, die Thür zu einem gesegneten Wirken war ihm nun aufgethan. Aber er merkte, daß er nur erst mit einem Fuß über die Schwelle getreten sei. Neben dem herzlichen Verlangen nach Gottes Wort, welches seine Predigten entzündet, bemerkte

er in seiner Gemeinde eine bodenlose Unwissenheit in göttlichen Dingen, bei den Alten wie bei den Jungen. Der Beichtstuhl lieferte ihm die traurigsten Erfahrungen. Was Beichten und Buße thun sei, wie wenige mußten das! Wohin der Pfarrer mit dem Wort Gottes leuchtete, überall Finsternis und Blindheit. Sein Gewissen gab es nicht zu, solche Leute, die ohne alle innerliche Vorbereitung kamen, zum heiligen Abendmahl zu lassen; er mußte sie zurückweisen, so weh es ihm auch that.

Er klagte eines Tages seinem Freunde Breithaupt diese Not und erzählte ihm, daß er eben von dem Superintendenten Olearius komme, von welchem er die Genehmigung zur Einführung von Katechismusgottesdiensten eingeholt habe. „Es ist wohl ein gut Teil da, denen ich mit der Predigt beikommen mag und die die feste Speise vertragen, aber die andern, was soll's mit denen werden? Ich muß mit ihnen vom ABC anfangen und ihnen erst Milchspeise reichen. Zwar habe ich zunächst die Jugend im Auge, die wegen des säumigen Schulbesuchs in schrecklicher religiöser Verwilderung, ohne alle Zucht und Sitte heraufwächset, hoffe jedoch, es werden sich auch die Alten herzufinden. Der Herr Superintendent hat mir verstattet, die Sonntags-Nachmittagsgottesdienste zu solchem Zweck zu verwenden. Um aber die Kinder zu besserem Schulbesuch anzuhalten, habe ich durch mein Bitten erlangt, daß den Armen das Schulgeld aus dem Kingelbeutel dargereichet werde. Gott wolle seine Gnade und Segen dazu geben!" —

Francke hatte eine glückliche Hand: alles, was er angriff, geriet ihm wohl. Die Nachmittagsgottesdienste, welche am Sonntag Misericordias zu Katechismusgottesdiensten wurden, waren bald ebenso besucht, wie die Predigten am Vormittag. Zu Anfang mußte sich neben dem Altar ein Student aufstellen, um unter den Schulkindern die Ordnung aufrecht zu erhalten, denn die zuchtlose Jugend vergaß es nur zu oft, daß sie sich

im Gotteshaus befand, und erlaubte sich allerhand Schelmereien. Kam es doch vor, daß die Knaben sich gegenseitig mit Stecknadeln stachen, oder sich mit Pflaumenkernen und andern Gegenständen warfen, oder den Mägdlein heimlich die Schurzbänder löſten, auch wohl mittelst eingenommenen Schnupftabaks sich im Niesen ergingen. Was aber Francke gehofft, traf ein: es fanden sich zu den Kleinen auch bald Erwachsene und schämten sich nicht, wie Schulkinder auf die gestellten Fragen zu antworten. —

An einem Sonntag-Nachmittag im Hochsommer gingen zwei Männer selbander durch das Hamsterthor nach der Rabeninsel. Sie waren eben aus dem Katechismusexamen gekommen und wollten sich nun ein wenig im Freien ergehen.

„Das ist doch ein sonderlich Ding!" sagte der eine. „Was der ganze Rat der Stadt mit allen Amtsdienern und Scharwächtern und das ganze Schulregiment mit allem Lehren und Strafen in Jahren nicht hat ausrichten können, das bringet dieser eine Mann in Monden zu stande. Wenn man jetzund über die Straße gehet, ist es, wie wenn das eine ganz andere Stadt geworden wäre! Sonsten war man seines Lebens nicht sicher vor den Buben, die keinen ehrsamen Bürger ungeneckt konnten seines Weges ziehen lassen, die um die Schule herumschlichen, um auf der Gasse allen Unfug zu treiben oder draußen auf dem Feld lange Finger zu machen. Und jetzo? Na, ich sage ja, der Pfarrer Francke ist ein Wundermann. Man sieht es ihm gar nicht an, daß er so tapfer in die Dornen und Disteln zu greifen vermag. Wenn wir ihn nur lange haben werden!"

„Wie so, Meister Linke?" fragte der andere.

„Hm, man hört so allerlei munkeln. Die Pfarrherren drinnen in Halle mögen ihn nicht leiden."

„Ei, was kümmern uns die? Die mögen uns in Glaucha nichts befehlen."

„Wer weiß! Francke ist, wie man hört, schon aus zweien Ämtern verjagt worden, dieweil er allenthalben Rumor anstifte."

„Ei, da muß doch der Teufel drin sitzen! Ist denn das ein Rumor, daß jetzt wieder ein Fragen nach Gottes Wort ist, wo alles in ruhigem Schlaf lag?" —

„Heda, ihr Männer, nehmet mich mit!" rief plötzlich eine Stimme hinter den beiden Wanderern.

Hastigen Schrittes und mit hochrotem Gesicht kam ein Mann dahergekeucht, der den Hut abgethan hatte, um sich den Schweiß von dem kahlen Scheitel zu wischen.

„Seid Ihr's, Herr Kantor? Was habet Ihr? Ihr sehet aus, als wolltet Ihr uns bei lebendigem Leib verschlingen."

„Ja, da möchte man auch nicht in Harnisch kommen! Dieser elende Pfaff!"

„Um Gotteswillen, Mann, was ist Euch? Redet Ihr also von Eurem Pfarrherrn?"

„Ah, ihr seid wohl auch Schäflein seiner Herde?! Ja, er verstehet an die Leute heranzuschleichen. Aber nehmet euch in acht, er ist ein Wolf in Schafskleidern. — Reißet nur die Augen auf, ich will es euch gleich verdolmetschen. Wollte heute Morgen mit zur Kommunion gehen, bin aber nicht gegangen. Warum? Weil mich der Pfaff hinweggewiesen! Da ich mich gestern zur Beichte gemeldet, hebt der Pfaff von allen möglichen Sachen an zu waschen und malt mir ein langes Register der Sünden daher, als wäre ich der allergreulichste Schächer, wirft mir — denket euch nur — einen liederlichen Lebenswandel vor, insonderheit daß ich am Karfreitag einer Zechgesellschaft beigewohnet, auch der Karten stark beflissen sei und ohne Unterlaß nach Tobak stinke. So soll ich erst ernsthafte Buße thun und dem Satan abschwören, eher könne er mich nicht zur Beichte lassen. Da bin ich ihm denn quer über

den Mund gefahren und habe gedrohet, ich wolle die Leute, welche ihm solchen bösen Leumund in die Ohren geblasen, beim Consistorio verklagen. Was thut der Pfaff? Er redet zwar sehr süß und sänftiglich auf mich drein, aber zur Beichte läßt er mich nicht. Ist solches nicht ein Schimpf, der gerächet werden muß?"

Der Kantor sah die beiden Männer herausfordernd an, als sollten sie ihm sogleich zufallen. Da diese aber schwiegen und verlegen die Augen zu Boden senkten, machte der Kantor mit einer schnellen Wendung kehrt und stürmte unter unverständlichem Fluchen auf einem Seitenweg ins Feld hinein. —

„Was dünket Euch um diesen Handel, Meister?" fragte der eine der Bürgersleute.

„Der Grobian und Lasterknecht hat endlich seinen Mann gefunden. Es ist hohe Zeit, daß dem Ärgernis, so er seit Jahren gegeben, gesteuert wird, und der Pfarrer Francke ist ein ganzer Mann, er fürchtet sich vor keinem Menschen. Bin sehr begierig, wie die Sache weiter laufen wird." —

Es gab die folgenden Tage eine nicht geringe Aufregung unter dem Volk, als sich das Gerücht verbreitete, der Pfarrer Francke habe den Kantor Bude um des Tabakrauchens willen von dem Nachtmahl zurückgewiesen. (So hatte der Zurückgewiesene selbst die Sache unter die Leute getragen.) Es wurde viel für und wider geredet. Die Verständigen nahmen für den Pfarrer Partei und bewiesen ihre ungeheuchelte Hochachtung vor seinem sittlichen Ernst und seinem mannhaften Mut, indem sie zugleich überzeugt waren, daß das Tabakrauchen wohl nicht die alleinige Ursach der Abweisung sei — war doch das Lasterleben des Kantors ein öffentliches Geheimnis. Die andern nahmen es dem neuen Pfarrer sehr übel und sorgten dafür, daß die Sache, um ein Bedeutendes verschlimmert, zu den Ohren der Stadtgeistlichen kam, die nach dergleichen Verdächtigungsstoff

begierig angelten. Von den Kanzeln fielen am folgenden Sonntag anzügliche Reden von Leuten, die unter dem Deckmantel der Demut den allerschlimmsten Hochmut versteckten und, statt Diener der Gemeinde zu sein, sich zu Herrschern hinaufschraubten. Diese Reden litten an so großer Deutlichkeit, daß es niemandem zweifelhaft sein konnte, auf wen sie gemünzt seien.

Francken kam das Gerede zu Ohren, aber er war still. Er wußte, daß er recht gehandelt hatte, und der Stadtsuperintendent hatte auch nicht umhingekonnt, ihm recht zu geben. —

Vierzehn Tage ungefähr waren hingegangen, da trat der Kantor Bude in Franckes Studierzimmer, de- und wehmütig sich verneigend und mit dem Ausdruck tiefster Zerknirschung die Augen niederschlagend. — Francke trat ihm leutselig entgegen und fragte nach seinem Begehr.

Der Kantor räusperte sich zu wiederholten Malen und nestelte an seinem Halstuch, als hätte er es sich zu fest umgebunden. Endlich brachte er stoßweis heraus: „Ehrwürdiger Herr Pfarrer, ich schäme mich, vor Euch zu erscheinen, denn ich bin nicht wert, unter Euer Dach zu gehen. Ich habe schwer an Euch gesündigt mit übler Nachrede, solches erkenne ich jetzt mit Schmerzen. Ich habe Euch geflucht, und Ihr habt mich gesegnet, Ihr habt mir Böses mit Gutem vergolten, Ihr habt feurige Kohlen auf mein Haupt gesammlet! Daß ich heute noch in meinem Amt bin, Eurer Fürsprache danke ich es, denn der Gemeinderat hatte meine Absetzung beschlossen. Und daß ich mein sündlich Leben nun erkenne, Euch danke ich es auch. Wollet Ihr mir helfen, daß ich von dem alten Wesen loskomme und ein neuer Mensch werde?"

Es lag so viel Wahrheitsernst in diesen Worten, daß Francke mit innerlicher Freude dem Mann die Hand bot und mit väterlicher Herzlichkeit ihm zusprach. Es entspann sich eine

längere Unterredung zwischen den beiden, und als Francke nachher allein war, konnte er seinem Gott danken für einen neuen Sieg.

Sechzehntes Kapitel.

Wetterwolken.

Das Vorzimmer des kurfürstlichen Arbeitskabinets in Berlin füllte sich zur Audienzstunde mit Herren aus den höchsten Ständen, welche, zu Gruppen zusammentretend, in leisem Flüsterton sich unterhielten, bis in der sich öffnenden Flügelthür der Lakai erschien und mit den Augen unter den Anwesenden suchte. Endlich winkte er einem Herrn, den der Stern auf der Brust als eine hervorragende Persönlichkeit kennzeichnete. „Kurfürstliche Durchlaucht erwarten Ew. Excellenz zuerst."

Der Angerufene, Staatsminister von Danckelmann, schritt hastig durch die zurückweichende Menge und trat in das Kabinet des Landesherrn.

Der Kurfürst winkte ihm leutselig zu einem Sessel. „Lasset Euch nieder, lieber Danckelmann, wir haben etwas Ausführliches mit Euch zu bereden. Es handelt sich um unsere neue Universität, deren Gedeihen uns so sehr am Herzen lieget. Ist es wahr, was zu unsern Ohren gekommen, daß der Wittenberger Professor Samuel Stryk unsern Ruf nach Halle abgelehnet? Freuten uns schon, diesen hellen Stern an unserer jungen Hochschule leuchten zu sehen, denn Stryk ist einer der besten Juristen."

Danckelmann rückte unruhig auf seinem Stuhl. Die Frage des Kurfürsten schien ihn aufs peinlichste zu berühren. „Leider

redet das Gerücht Wahrheit, und ich bin unglücklich, daß ich mich selbst als den unschuldigen Urheber dieser Weigerung des Wittenbergers ansehen muß."

„Wie meinet Ihr das, Danckelmann?" fragte der Kurfürst schnell.

„Kurfürstlicher Gnaden wird es wohl noch in Erinnerung sein, daß ich die Berufung des Magisters Francke als Professor der orientalischen Sprachen betrieben?"

Der Kurfürst nickte. „Das war ein guter, glücklicher Griff. Man redet viel Gutes von dem Professor Francke, welcher zusammen mit dem Professor Breithaupt bereits eine ansehnliche Zahl Studiosi nach Halle gezogen."

„Gewiß ist Francke ein hochbegabter, seltener Geist", fuhr Danckelmann mit gedrückter Stimme fort, „jedoch sein Auftreten in Halle hat einen großen Rumor hervorgerufen und ihm viel Widersacher erwecket. Ist er doch einer der eifrigsten Pietisten, der Herzensfreund unseres Spener."

Der Kurfürst beugte den Oberkörper vor und sah den Minister zweifelhaft an. „Wollet Ihr ihm dieses zum Vorwurf machen? Seit wir unsern lieben Propst Spener des nähern kennen gelernt, hat sich unser Vorurteil gegen die Pietisten gewandelt. Freuen uns, zwei Vertreter dieser Richtung in Halle zu haben; werden bald Leben wecken und Frucht schaffen. Wittenberg und Leipzig wird bald in den Schatten gestellet sein."

Der Minister wurde immer unruhiger und betretener. „Ich bin erfreut, daß Kurfürstliche Durchlaucht durch solche Worte die von mir betriebene Wahl Franckes als eine geeignete und glückliche bestätigen; jedennoch soll dieser Mann gerade das Hindernis sein, welches sich der Berufung Stryks in den Weg leget."

„Aus was Ursach?" fragte der Kurfürst mit aufsteigendem Unmut.

„Der Doktor Stryk hat erklärt, daß er nicht nach Halle gehen werde, so lange Francke daselbst sein Wesen treibe. Die Pietisterei sei ihm ein Greuel. Wolle man ihn für Halle haben, so müsse man zuvor die Pietisten entfernen."

Der Kurfürst rieb sich die Stirn und erhob geräuschvoll seine riesenhafte Gestalt. „Das ist ein ärgerlicher Handel! Danckelmann, in Eure Hände legen wir die Sache. Den Stryk müssen wir auf alle Fälle haben — sorget Ihr dafür, daß wir den Francke auch behalten!"

Er winkte dem Minister, der sich mit möglichster Unterdrückung seiner innerlichen Empfindung zurückzog und nachdenklich zu dem Wagen ging, der ihn nach seiner Wohnung bringen sollte. Daheim angekommen, setzte er sich an seinen Schreibtisch und schrieb einen langen Brief, der mit der Eilpost nach Wittenberg ging.

Mit Ungeduld wartete er auf die Antwort des Professors Stryk, dem er die kurfürstliche Meinung mitgeteilt und den Rat gegeben hatte, es doch mit Francke zu versuchen, von welchem er, wenn er ihn näher kennen gelernt, eine andere Vorstellung gewinnen werde.

Der Bescheid des Wittenbergers lief endlich ein, aber er lautete ablehnend.

Danckelmann wußte seinem Leibe keinen Rat. Er wollte zum Kurfürsten, aber er wurde abgewiesen: Durchlaucht seien unpäßlich und für niemand zu sprechen. Da entschloß er sich kurz: „Der Knoten ist nicht zu lösen, so will ich ihn zerhauen! Den Stryk müssen wir auf alle Fälle haben, so muß Francke weichen. Er hat in Breithaupt einen Ersatz, den Stryk aber ersetzet niemand!"

Nach drei Tagen wurde in dem Pfarrhaus von Glaucha ein großes Schreiben mit dem kurfürstlichen Insiegel abgegeben, als sich eben in dem großen Zimmer des Erdgeschosses das

Volk zu der abendlichen Betstunde sammelte, welche Francke seit etlichen Wochen eingerichtet hatte. —

„Was mag dem Pfarrer sein?" fragte nach Beendigung der Andacht ein Handwerksmeister seinen Nachbar. „Seine zitternde Stimme verriet eine große inwendige Bewegung. Ob der Brief, welcher vorhin kam, die Ursache sein mag?"

Diese Vermutung traf das Richtige. Mit schmerzlicher Erregung hatte Francke das Schreiben aus der Hand gelegt, in welchem ihm der Minister Danckelmann mehrere Superintendenturen zur Auswahl präsentierte. Warum betrübte er sich darüber? War das nicht eine neue Ehre? Hatte nicht der Minister eigenhändig den Brief geschrieben? Und war nicht derselbe in den verbindlichsten Worten abgefaßt? Allerdings, aber was konnte hinter dieser Freundlichkeit stecken? Warum ihn wieder hinwegrufen von einem Arbeitsfeld, auf welchem es eben zu sprossen begann? Hier mußte ein Hintergedanke verborgen sein!

Nachdem sich Francke mit seinem Gott besprochen, setzte er sich sogleich hin und verfaßte ein Antwortschreiben an den Minister. Mit ebenso großer Ehrerbietung als Bestimmtheit wies er die gestellten Anträge ab und erklärte, daß es wider sein Gewissen ginge, einen Ort zu verlassen, wo ihn die Zukunft mit der Hoffnung einer reichen Ernte grüße. — — —

Wieder stand der Minister Danckelmann vor dem Kurfürsten. Mit dem Aufgebot aller seiner Beredsamkeit hatte er denselben überzeugt, daß die Beseitigung Franckes eine Notwendigkeit sei, und der Kurfürst hatte sich endlich drein ergeben. „So reißet denn den Baum aus seinem Boden, aber das sagen wir Euch: setzet ihn in ein Land, wo er Wurzel schlagen und Frucht bringen kann!"

Danckelmann sah bedrückt zu Boden und versuchte vergebens eine Antwort.

„Was ist nun noch?“ fragte der Kurfürst unmutig.

Danckelmann seufzte tief auf: „Ich befinde mich in übler Lage! Der Professor Francke hat rundweg erklärt, daß er von Halle nicht weichen werde.“

Auf des Kurfürsten Stirn zog sich eine dunkle Wolke zusammen, und seine Linke umfaßte krampfhaft den Degengriff. „Wie waget der Mann also zu antworten, wo ihn seine Obrigkeit bittet? Er scheinet seinem Vorbild, dem Doktor Spener, sehr unähnlich.“

Danckelmann bestätigte des Kurfürsten Meinung durch lebhaftes Kopfnicken und fuhr fort: „Die Sache verwickelt sich noch mehr, denn gestern hat mir der Professor Stryk geschrieben, daß inzwischen von Sr. Majestät dem König von Dänemark ein ehrenvoller und vorteilhafter Ruf nach Kopenhagen an ihn ergangen sei.“

Der Kurfürst stampfte mit dem Fuß dröhnend den Boden und stieß einen unverständlichen Ruf aus. Dann reckte er mit einer schnellen Bewegung gebieterisch die Hand nach dem Minister und rief barsch: „Danckelmann, Ihr sehet unser Angesicht nicht eher wieder, als bis Ihr uns die Kunde bringet, daß Ihr den Handel zu unserer Zufriedenheit entwirret. Wir lassen Euch ganz freie Hand.“

Stürmischen Schrittes eilte der Minister durch die Straßen nach seiner Wohnung, seinen Empfindungen dann und wann durch einen halblauten Ausruf Luft machend: „Harter Kopf, dieser Francke — verwünschte Sache — Höflichkeit zu Ende — Maske fallen lassen — Stryk muß nach Halle — was liegt an Francke?“

Das Schreiben, welches noch an demselben Tag nach Halle abging, unterschied sich von dem ersten sowohl durch seine lakonische Kürze, als auch durch seinen drakonischen Ton. Mit kurzen Worten wurde dem glauchaischen Pfarrer seine Amts-

insonders

Minister!

habe ich He

ersehen, d

Halle mit

meine Entſ

irdischen

vermag ich

Beschwerun

dahin mich

mir völlig

Menschen mi

Gewißheit

er meinem

Gewißheit

an einen andern Ort nehmen, dahin mich menschlicher Wille und Berechnung senden will. Treu also dem an mich ergangenen göttlichen Ruf werde ich an diesem Ort ausharren und meinem himmlischen König nicht fahnenflüchtig werden. Habe ich etwas Strafwürdiges begangen, so bitte ich unterthänigst, man wolle mir davon Anzeige thun und es nach Befinden ahnden; ich bin auch darauf gefaßt, mich unschuldig absetzen zu lassen und in Halle dasselbe zu erdulden, was mir in Erfurt bereitet.

Der ich in der tiefsten Ehrerbietung verharre

Ew. Excellenz

zu Gebet und Dienst gehorsamster

A. H. Francke."

Wenige Tage darauf befand sich dieser Brief in der Hand des Kurfürsten von Brandenburg, der ihn von Danckelmann erhalten hatte. Hoch aufgerichtet stand die gewaltige Gestalt des Herrschers mitten in dem Zimmer, die Augen wurden während des Lesens immer größer, die Stirn zog sich immer düsterer in Falten, die Lippen preßten sich immer fester aufeinander. Als er zu Ende gekommen war, starrte er eine Weile nachdenklich vor sich hin, und Danckelmann glaubte in diesen starren Zügen schon die Strafe zu sehen, welche den Widerspenstigen treffen solle. Da hob der Kurfürst den Brief nochmals auf und las ihn mit größerem Bedacht zum zweitenmal; und siehe, in seinen Gesichtszügen ging eine Wandlung vor: die Wolke auf der Stirn zerrann, die geschlossenen Lippen thaten sich voneinander. Plötzlich wandte er sich zu Danckelmann herum und herrschte diesen an: „Der Francke bleibt! Allen Respekt vor diesem Mann! Das ist ein Ritter ohne Furcht und Tadel. Solche Leute sind ganz nach unserm Sinn! Hätten wir nur mehr dergleichen im Lande. Man soll dem Professor Francke kein Haar krümmen — höret Ihr's, Danckel-

mann? Aber — den Stryk müssen wir auch haben! Aus was Ursach sträubet er sich wider den Francke? Weil selbiger ein Pietist sei? O, ich wollte, ich hätte eitel solche Pietisten zu meinen Unterthanen. Stryk kennt ihn nicht, er weiß nur durch Hörensagen und Afterrede von ihm. Schreibet ihm, er solle sich vor dem Francke nicht scheuen, der Francke wäre ein tapferer Mann, vor dem man den Hut ziehen müsse. Schreibet ihm, ich hätte das gesagt, der Kurfürst von Brandenburg, dem könne er aufs Wort glauben." —

Es stellte sich nachher heraus, daß ein gewisser Kammerrat Kraut es gewesen war, der hinter Danckelmann gestanden und ihn gegen den ihm mißliebigen Francke aufgereizt hatte.

Siebzehntes Kapitel.

Neue Not.

Der Konsistorialrat und Domprediger Doktor Schrader ging eines Morgens lustwandelnd in seinem Gärtlein hart an der Saale auf und nieder. Der September brachte nach langem, rauhem Regenwetter noch etliche schöne warme Tage und lockte die Menschen ins Freie. Den geistlichen Herrn schien indes der Sonnenschein nicht gerade zu erfreuen, denn mit mürrischen Falten auf der Stirn und auf dem Rücken gekreuzten Händen schritt er hastig durch das raschelnde Laub, blieb zu wiederholten Malen plötzlich stehen und murmelte etwas vor sich hin, was ihn lebhaft zu beschäftigen schien.

In seine Betrachtungen versunken hatte er nicht gehört, daß knarrend die Pforte aufgegangen war und ein etwas jüngerer geistlicher Herr, der Archidiakonus von St. Ulrich, Magister Christian Roth, den Weinlaubengang herunter auf

ihn zu kam, bei dessen grüßendem Zuruf er erschreckt zusammenfuhr.

„Ah, Ihr seid es, Magister“, sagte er, ihm die Hand zum Willkommen reichend. „Eben gedachte ich Euer. Seid mir gegrüßet! Was aber führet Euch schon so früh am Tag zu mir?“

„Schlimme Botschaft habe ich zu melden, Herr Konsistorialrat! Soeben habe ich aus glaubwürdigem Mund vernommen, daß Francke bleibt und Stryk dennoch nach Halle kommt!“

„Was saget Ihr?“ fuhr der Konsistorialrat auf, indem er mit der Hand nach dem Kopf griff. „Wehe, so sind wir um eine Hoffnung ärmer! — Aber es wird ein leeres Gerede sein — Stryk hat doch auf das entschiedenste erklärt, nicht nach Halle zu kommen, so lange der Oberste der Pietisten da hause.“

Roth schüttelte mit bitterm Ausdruck das Haupt. „Es ist dennoch wahr. Es geschiehet eben manches Wunderliche in der Welt.“

Der Konsistorialrat machte die kläglichste Miene und rang sich ratlos die Hände. „Was sollen wir nun thun? So Francke noch länger allhier bleibet und wirket, werden wir bald ganz auf dem Trocknen sitzen.“

Magister Roth machte mit der Hand eine drohende Bewegung. „Wehe dem Schleicher, dem Träumer, dem Schwärmer, dem Phantasten! Obwohl ich Hoffnung habe, in Leipzig eine Pfründe zu bekommen, so will ich doch nicht eher weichen, als bis ich ihm hier ein zweites Erfurt bereitet! Der erste Schlag, den ich wider ihn geführet, ist festgeschlagen: mein Büchlein „Ebenbild der Pietisterei“ hat seinen Zweck bei dem Volk leider nicht erreichet, sonderlich seit der Herr von Seckendorf mit seiner Beantwortung darüber hergefallen. Auch meine zweite Schrift, welche die Irrlehren aufzeiget, so in der von

Francke am sechsten Trinitatissonntag gehaltenen Predigt „von der Pharisäer Gerechtigkeit“ enthalten, hat ihre Wirkung verfehlet. So will ich es auf anderm Weg versuchen, dem Wolf das Schafskleid abzureißen.“

„Meinet Ihr es mit dem Predigen zu zwingen?“ warf Schrader achselzuckend ein. „Solch Mittel, welches wir allzumal bereits vielfältig angewendet, will auch nichts fruchten, denn diejenigen, zu deren Warnung unsere Worte dienen sollen, hören uns ja nicht: wir predigen vor leeren Bänken, und unsere Beichtkinder sitzen in der Georgenkirche.“

„Nicht dieses meine ich“, erwiderte der Diakonus, dem Domprediger mit bedeutungsvoller Gebärde näher tretend. „Durch Vermittelung eines Helfershelfers ist es mir gelungen, ungesehen einer Winkelzusammenkunft der Pietisten im güldenen Schlößlein auf der Schmeerstraße beizuwohnen. Im Nebengemach verborgen habe ich alles vernommen, was daselbst gehandelt worden.“

„Nun?“ fragte der Konsistorialrat gespannt.

Ein triumphierendes Lächeln ging über des Magisters Gesicht. „Es war“, berichtete er, „eine ansehnliche Zahl vorhanden, wohl an die fünfzig, Männer und Weiber dicht bei einander. Ein Studiosus Namens Hornemann sprach zum Eingang mit süßen, salbungsvollen Worten und affektierten Gebärden ein Gebet und verlas darauf jenen Abschnitt aus der Offenbarung St. Johannis, daraus man die Lehre vom tausendjährigen Reich gezogen, redete von dieser Materie in schwärmerischen, dunklen Worten und geriet von hier aus auf unterschiedliche andere Dinge, indem er die Kirche als Babel schmähete, die Geistlichen als Mietlinge lästerte, die Wissenschaften als Teufelskram verwarf, die symbolischen Bücher als Menschenfündlein verspottete, die Leute vor dem Besuch des öffentlichen Gottesdienstes in den Stadtkirchen warnte und als

Fundgrube der wahren Weisheit etliche Bücher anempfahl, welche die Kirche als ketzerisch verdammt. Dabei redete der Gesell das Häuflein in einem Ton an, als wären sie das auserwählte Geschlecht, und sprach es auch zum Überfluß wiederholentlich mit unverblümten Worten aus, daß auf ihnen als der Gemeinde der Gerechten das Wohlgefallen Gottes ruhe. Doch sollten sie nicht träge werden im Besitz solcher hohen Würde, sondern nach immer größerer Vollkommenheit trachten, um auf der höchsten Stufe innerer Vollendung besondere göttliche Offenbarungen zu empfangen, welche, über die heilige Schrift hinausgehend, die tiefsten Geheimnisse der Gottheit enthüllten. — Hier trat ich plötzlich aus meinem Versteck hervor und verursachte in der Menge die größte Bestürzung, welche sich zum Schrecken steigerte, da ich der Rotte kundgab, daß von ihrer Zusammenkunft und den dabei gefallenen Reden Anzeige geschehen solle. — Was saget Ihr zu diesem Vorfall, Herr Konsistorialrat? Haben wir nicht jetzund eine Waffe wider Francken in der Hand, mit der wir ihn aus dem Feld schlagen können?"

Der Konsistorialrat wiegte sinnend den Kopf. „Hm! Wenn Francke selbst in der Versammlung gegenwärtig gewesen wäre, so wäre es besser."

„Warum?" fragte der Archidiakonus hitzig. „Sind es nicht die Seinen, deren Geheimnis ich belauschet?"

Der Domprediger fuhr in demselben Tone fort: „Ich weiß, was er antworten wird: ‚Sie sind von mir ausgegangen, aber ich kenne sie nicht.' Er wird diese Phantasten nicht als die Seinigen anerkennen, sondern sie als Verunstalter seiner Lehre verabscheuen; und dann haben wir abermals einen Luftstreich gethan."

Der Archidiakonus riß in steigendem Unmut seinen Rock auf, daß ein Knopf absprang. „Aber ist er nicht der Urheber

und Anstifter solcher Sektierereien? Und muß es nicht seine Wirkung haben, wenn wir ihn als solchen anklagen?“

„Kühlet Euren Eifer, Herr Bruder!“ fiel der Konsistorialrat ein. „Ihr wisset, wie das Consistorium wider uns für die Pietisten entschieden. In Magdeburg wie auch in Berlin ist man diesen Leuten nicht abhold. Wenn wir keine dringenden Verdachtsgründe gegen Francke selbst beibringen mögen, sollen wir lieber schweigen.“

Des Magisters Gesicht glühte immer hitziger auf, und seine Augen flackerten unstet in ihren Höhlen unter den buschigen Brauen. Nach einer Pause fuhr er auf: „Aber sind nicht die Betstunden, welche Francke in seinem Hause zu halten pfleget, Anstoß genug? Warum hält er selbige des Abends? Ist das ehrbar und wohlanständig, daß da bei mattem Kerzenschimmer Männer und Weiber bei einander sitzen? Man hört so allerlei munkeln, als wisse Francke durch seine bestrickenden und berauschenden Worte die Phantasie seiner Gläubigen zu erwärmen und dieselbe in eine Art von Schwärmerei zu versetzen, welche dann, auf ihrem Höhepunkt angekommen, aus dem Geistlichen ins Fleischliche und Sinnliche umschlage. Und in der That ist es doch auffallend, daß Francke trotz alles laut gewordenen Anstoßes die Geschlechter nicht voneinander trennt. Könnte er nicht die Männer und die Frauen abwechselnd zu sich bescheiden? Habe mir vorgesetzet, nächsten Sonntag in der Predigt dieser Sache Erwähnung zu thun und durch Erzählung der Sekten- und Ketzergeschichte das Volk belehren, was Unheil je und je aus solchen Winkelkonventikeln hervorgegangen, wo ich dann zum Beweis mitteilen werde, was ich selbst mit meinen Ohren im güldenen Schlößlein vernommen. Will auch so deutlich und unmißverständlich reden, daß Francke sein Schweigen brechen und Antwort geben muß. Wäre aber gut und heilsam, wenn nicht ich allein den Mund aufthäte, sondern

von allen Kanzeln der Stadt gleichsam ein Notschrei wider die dräuende Gefahr der Kirche erfolgte. Werde dahero mit den Amtsbrüdern reden und das Feuer schüren."

Damit verabschiedete er sich und eilte mit großen Schritten aus dem Garten.

Der Konsistorialrat sah ihm trübe nach. „Es ist ein heißes Blut und gleichsam ein feuerspeiender Berg. Möchte doch die Lava endlich die Pietistenrotte verschlingen. Wenn wir den Francke los würden, ich wollte auf der Stelle — — —"

Er vollendete den Satz nicht, denn eine Magd trat eben in den Garten und rief zum Frühstück. —

Einige Zeit nach diesem Zwiegespräch finden wir die ganze Stadt in der größten Aufregung. Wo auf der Gasse Leute bei einander stehen, wo am Zechtisch oder beim Spinnrocken eine Gesellschaft zusammensitzt, überall wird dasselbe Thema besprochen. Auf allen Kanzeln der Stadt waren scharfe Worte gegen die Professoren Francke und Breithaupt gefallen. Man hatte sie so deutlich bezeichnet, daß niemand im Zweifel sein konnte, wer die Übelthäter seien, denen nichts Geringeres zugeschoben wurde, als daß sie darauf aus seien, den Weinberg Gottes zu verwüsten. Der Diakonus zu St. Ulrich namentlich hatte gepredigt über die Stelle Ap.-Gesch. 5, 34—37 von den falschen Messiassen, die je und je mit ihrem Zauberwort die Seelen bestrickend große Massen an sich gezogen und ins Verderben gestürzt hätten. Da hatten denn die beiden Angegriffenen, welche alle bisherigen Verdächtigungen unberücksichtigt gelassen, nun auch den Mund aufgethan und mit gewaltigen Worten sich verteidigt.

Durch dieses von den Kanzeln knatternde Kreuzfeuer war das Volk in Allarm gekommen und in eine heillose Verwirrung geraten. Die Stadt war in zwei Lager geteilt, und der Kampf setzte sich im Volk fort. Es kam vielfach unter den

Hausgenossen zu heftigen Auftritten: der Sohn war wider den Vater, die Tochter wider die Mutter, der Bruder wider die Schwester, die Frau wider den Mann. Man vergaß in der Hitze des Streits fast die Berufsarbeit, es war beinahe, als wären die Tage des Athanasius wiedergekehrt, wo die religiösen Streitigkeiten der Kirchenlehrer das ganze Volk in Mitleidenschaft gezogen hatten.

Doktor Spener, welcher durch Francke von den hallischen Wirren Kunde erhalten hatte, gab seinem Freunde den Rat, bei der kurfürstlichen Regierung vorstellig zu werden und um eine gründliche Untersuchung zu bitten. Da dieser Rat von einigen kurfürstlichen hohen Beamten unterstützt wurde, gab Francke demselben Folge und schickte eine Supplik nach Berlin ein.

Es dauerte gar nicht lange, so hieß es eines Tages: Vom Kurfürsten ist eine Kommission eingetroffen, die den Streithandel untersuchen und Gericht halten soll; an der Spitze der Kanzler Veit Ludwig von Seckendorf.

Die Gemüter zitterten in neuer Spannung. Man ahnte schon den Ausgang der Untersuchung, als es verlautete, daß die beiden bittersten Gegner Franckes, Roth und Schrader, von Halle hinwegversetzt werden sollten. Auch daß gerade Seckendorf zum Oberkommissar bestellt worden war, derselbe Mann, welcher durch seine Widerlegung des Rothschen Buchs gegen den Pietismus sich als einen Gönner Franckes ausgewiesen hatte, war den Stadtgeistlichen eine unbequeme und niederschlagende Nachricht.

Noch ehe die Kommission ihre Arbeit begonnen hatte, erschien eines Tages der Kanzler von Seckendorf bei Francke. „Es ist mir sehr betrübend, mein werter Herr Professor“, fing er an, „daß ich genötigt worden, als Euer Richter allhier erscheinen zu müssen, obwohl ich der Hoffnung bin, daß das Urteil Eure Freisprechung und Rechtfertigung sein werde.

Nicht weniger denn sechsundzwanzig Klagepunkte sind es, so Eure Widersacher aufgesetzet haben und auf welche Ihr antworten sollet. Ich bin aber zuvor zu Euch gekommen, Euch zu bewegen, daß Ihr in einem Punkt nachgebet, welcher die Veranlassung zu dem ganzen Streit gewesen. Es sind die abendlichen Betstunden in Eurem Haus, welche den Zorn der Gegner am allermeisten erreget! Ich gebe Euch den wohlgemeinten Rat, dieselben einzustellen."

Francke sah den hohen Herrn mit wehmütigem Befremden an. „Ich fühle mich Euch zu größtem Dank verpflichtet, hochmögender Herr Kanzler, daß Ihr mich der Ehre eines Besuchs gewürdiget, und ehre Euren guten Willen, mir mit Eurem Rat zu dienen. Um so schmerzlicher aber ist es mir, daß ich diesem Euren Rat nicht folgen kann. Ich habe allhier zu Glaucha eine äußerst verwilderte Gemeine gefunden und mit großem Zagen mein Werk begonnen, dieweil ich meinete, ich arbeitete vergeblich und brächte meine Kraft unnützlich zu. Das sahe ich bald, daß es mit dem Predigen allein nicht gethan sei, daß ich von der Höhe der Kanzel herab nicht die Herzen wirksam treffen würde. So bin ich dem Volk näher getreten, indem ich in der Kirche den Katechismus traktieret und dazu in meinem Hause Betstunden angehoben. Hier nun sehe ich den ersten Funken des Segens, den Gott aufgehen lassen. Soll ich diesen Funken wieder auslöschen, Herr Kanzler? Hieße das nicht, die Gnade Gottes mit Füßen treten? Hat aber die hochlöbliche Kommission dennoch die Freudigkeit, die Betstunden zu verbieten, so will ich mich solchem Verbot nicht widersetzen."

Seckendorf wurde unruhig und schaute halb verlegen, halb verstimmt schweigend vor sich hin, während Francke in einem unausgesprochenen Seufzer seine Not dem Herrn klagte. Endlich räusperte sich der Kanzler und sagte hastig: „Also wollet Ihr *mir* die Sache ins Gewissen schieben?"

Francke sah dem Kanzler geradeaus ins Gesicht: „Allerdings! Ich überlasse es Eurer Verantwortung."

Wieder entstand eine Pause, während welcher der Kanzler starr zu Boden blickte. „Ihr habet recht, Herr Pfarrer", sagte er dann einlenkend, „und ich nehme meinen Vorschlag zurück, jedoch nur halb, denn es giebt noch einen Ausweg: verleget doch die Betstunden in die Kirche, so ist allem üblen Gerede sofort der Giftzahn ausgebrochen."

„Dieser Rat ist gut", versetzte Francke erleichterten Herzens. „Ich nehme ihn mit Freuden an und werde nicht bloß jeden Abend, sondern auch jeden Morgen die Gemeinde zum Gebet sammeln."

Sichtbar befriedigt reichte der Kanzler dem Pfarrer über den Tisch hinweg die Hand. „Somit wäre der Hauptanstoß beseitiget, die übrigen Klagepunkte werden ja auch Eurerseits eine zufriedenstellende Antwort finden."

Die beiden Männer verloren sich nun in ein eingehendes Gespräch. Über der steigenden Bewunderung des Pfarrers vergaß Seckendorf, daß die Kommissionsmitglieder seiner warteten. Als er endlich zu ihnen zurückkehrte, äußerte er: „Ungern und wider Willen bin ich an den Handel gegangen, doch fröhlich und guten Mutes werde ich ihn führen, denn diese Sache hat mir einen großen Segen eingetragen, die persönliche Bekanntschaft mit einem Mann, der, wenn er noch kein Großer im Reich Gottes ist, doch auf dem geraden Wege sich befindet, es zu werden. Meine Herren! In August Hermann Francke lebt ein zweiter Spener auf, und ich glaube, der Jünger wird größer, denn der Meister."

* * *

Es war am 27. November, als sich in der Amtswohnung des Superintendenten Olearius die Stadtgeistlichen nebst den

Professoren Breithaupt und Francke um die kurfürstliche Kommission versammelten. Nur Schrader und Roth fehlten: sie waren kurz zuvor nach ihren neuen Bestimmungsorten übergesiedelt. Die am eifrigsten an der Entfernung Franckes von Halle gearbeitet hatten, sie hatten selber nun aus Halle weichen müssen. Roth war geradezu heimlich entflohen, denn man hatte ihm eröffnet, er dürfe nicht eher Halle verlassen, als bis er die gegen Francke erhobenen Beschuldigungen bewiesen haben werde — und das zu thun war er ja nicht im stande.

Vier Stunden dauerte die Verhandlung und endete damit, daß alles sich die Hände reichte zum Frieden. Die sechsundzwanzig Klagepunkte waren sämtlich als nichtig hingefallen, die Professoren hatten erklärt, die vorgefallenen Unruhen weder veranlaßt noch gebilligt, auch nicht daran gedacht zu haben, den Geistlichen in Verrichtung ihres Amtes Eingriff oder Abtrag zu thun; dagegen hatten sie von den Stadtgeistlichen gefordert, ihrerseits alles zu vermeiden, was zu neuer Entzündung des Streites führen könnte, insonderheit sich auf der Kanzel des Schmähens zu enthalten und in ihren Predigten der Kirchenordnung getreulich zu folgen, sonderlich die Artikel von der Rechtfertigung des Sünders vor Gott, von der wahrhaftigen Buße und Bekehrung, vom wahren Christentum u. s. w. recht zu treiben, damit das Verdienst Jesu Christi recht erkannt und wahres christliches Leben gefördert werde. —

Am vierten Adventssonntag wurde der Vergleich von den Kanzeln sämtlicher Pfarrkirchen verlesen, und die Stadt war ruhig. Auf den Kanzeln verstummten die Schmähreden gegen die Pietisten, und diese konnten auch das Schwert aus der Hand legen, um wieder nach der Kelle zu greifen und den zerfallenen Tempel Gottes weiter zu bauen.

Freilich hatte der Kanzler Seckendorf recht, wenn er nach geschehenem Vergleich zu einem seiner Kollegen äußerte: „Das

ist ein fauler Friede! Die Stadtprediger haben nur mit dem Munde Amen gesagt, in ihrem Herzen brütet der Groll weiter."

Ja, sie hielten den Vertrag, aber nur dem Buchstaben nach: auf den Kanzeln waren sie zahm, aber wo sich sonst Gelegenheit fand, von den Pietisten übel zu reden, da thaten sie sich keinen Zwang an und ließen die Zügel schießen. Es war ihnen darum auch ganz recht, daß von anderwärts ein Pfeil gegen Franckes Brust geflogen kam, aus der Verborgenheit heraus von einem Feigling geschleudert. Dieser Pfeil war ein Buch mit dem Titel: „Unfug der Pietisten". Francke griff gleichfalls zur Waffe und versetzte mit seiner Schrift „Verantwortung gegen die sogenannte Beschreibung des Unfugs der Pietisten" seinem Gegner einen Hieb, der diesem die Lust benahm, sich zum zweitenmal mit einem solchen Recken zu messen.

Achtzehntes Kapitel.

Ein hoher Fest- und Freudentag.

„Kinder, ihr müsset noch weitere Blumen herbeischaffen, denn es will noch nicht reichen! Hier diese Thür muß noch mit Grün verzieret werden, und dort das Bildnis des Heilands mag auch wohl ein Kränzlein von weißen und roten Rosen verdienen."

Auf diesen Befehl des Kantors Bude sprang ein Rudel Schulkinder, Knaben und Mägdlein, eilfertig davon, das Verlangte zu besorgen. Der Kantor besah sich indessen mit zufriedenem Lächeln sein Werk. Alle Thüren des glauchaischen Pfarrhauses waren auf das geschmackvollste mit Guirlanden

geschmückt, in den Fenstern des Wohnzimmers duftete es von zahlreichen Blumensträußen, die Wände prangten im Schmuck bunter Kränze und über der Hausthür stand mit großen Buchstaben die Inschrift: „Der Herr segne deinen Eingang!"

Während noch der Kantor mit der Besichtigung seiner Arbeit beschäftigt war, traten zwei Frauen in den Hausflur, welche einen großen, mit weißem Linnen verdeckten Henkelkorb getragen brachten. Der Kantor trat neugierig herzu und wollte die Hülle heben, doch wurde ihm dies aufs entschiedenste verwehrt: „Lasset Eure Finger davon, Herr Kantor! Was wir bringen, braucht niemand zu sehen, bis die junge Frau zur Stelle ist!"

Damit schritten sie schelmisch schmunzelnd an dem Kantor vorüber nach dem Wohngemach, breiteten da auf den Tischen und Stühlen ihre Gaben aus und zogen dann die Schlüssel ab.

Sie traten eben auf die Diele, als vor der Thür ein Wagen hielt, mit kostbarem Hausgerät beladen. Der Knecht machte sich mit etlichen Männern daran, die einzelnen Stücke in das Haus zu schaffen. Da kam zuerst eine große Wanduhr von schwarzem Ebenholz, mit Perlmutter ausgelegt, dann ein runder Tisch mit vier vergoldeten Löwenfüßen, und dazu sechs Stühle mit hohen Lehnen, zuletzt eine Polsterbank, mit violettem Sammet überzogen, nebst einem gleichfarbigen Fußbänklein.

Vergebens versuchten die Weiber von dem Knecht den Geber dieser Kostbarkeiten zu erfahren; der Mensch blieb stumm wie ein Fisch, und der Kantor machte seine schadenfrohen Bemerkungen dazu.

Als das Gerät in dem Zimmer geordnet aufgestellt war, stellte sich die eine der Frauen, die Ehewirtin des Ratskämmerers Helmerich, die Hände in die Seite stemmend, breit in die Thür, ließ mit wohlgefälligem Kopfnicken ihre Augen über die Prunkgegenstände gleiten und sagte: „Da braucht sich das

gnädige Fräulein nicht zu schämen. Wird sich verwundern, in dem alten schlechten Haus solche Pracht zu finden, und in diesem ihrem Gemach der sonstigen Ärmlichkeit ihres Hauswesens vergessen."

„Was redet Ihr, Frau Nachbarin?" fiel der Kantor Bude ein. „Kennet Ihr denn das gnädige Fräulein?"

„Nein, Herr Kantor! Ich weiß nur, daß sie eine vom Adel ist und daß ihr seliger Vater der Erbherr auf Hopperode in Mansfeld, Herr Heinrich Otto von Wurm war."

„Und so dünket Euch", fuhr der Kantor überlegen lächelnd fort, „sie werde auch den üblichen Adelsstolz besitzen und ihrem Herzen erst einen Stoß gegeben haben, ehe sie sich entschlossen, die Ehewirtin eines bürgerlichen Mannes zu werden und das väterliche Schloß mit einem schlichten Pfarrhaus zu vertauschen? Freilich, ihre Herren Brüder, wie auch der Vormund haben sich mit aller Kraft dagegengestemmt, doch das Fräulein hat mit tapferem, hochherzigem Sinn ihnen widerstanden und mit ihrem Herzen über die Vorurteile des Standes gesiegt. Sie ist eine fromme, gottselige Jungfrau, mit einem Herzen wie lauteres Gold."

„Woher wisset Ihr denn das alles so genau, Herr Kantor? Habet Ihr sie schon von Angesicht zu Angesicht gesehen?" fragte die Frau Helmerich.

„Nein, Frau Nachbarin; aber unser Herr Pfarrer hat mir manches von ihr erzählet, daraus ich mir ein Bild von ihr machen kann. Meinet Ihr denn, daß unser Herr Pfarrer sein Wohlgefallen würde gefunden haben an einer Person, die dem Stolz und der Hoffart ergeben? Es ist aber zwischen den beiden die herzinnigste Liebe, welche auf seiten des Fräuleins mit der tiefsten Ehrfurcht gepaaret ist, und das Sprichwort: ‚Ehen werden im Himmel geschlossen' mag wohl selten einmal so wahr werden wie hier."

„Wie heißt denn das Fräulein eigentlich?“ fragte die andere der Frauen, die Apothekerswitwe Spilling, dazwischen.

„Anna Magdalena ist ihr Name, und sie stehet im vierundzwanzigsten Lebensjahr. Seit vor einem Jahr auch ihre Frau Mutter mit Tode abgegangen, wohnet sie in Quedlinburg bei der Frau Stiftshauptmännin von Stammer, ihrer nahen Anverwandten.“

„Ob sie auch wohl schön ist?“

„O ihr Weiber! Daß ihr danach immer so begierig fraget, wie das Äußere an einer Jungfrau gestaltet sei, das doch nur die Schale und Überzug des Menschen ist! Doch könnet Ihr Euch trösten, werte Frau Spillingin, das gnädige Fräulein ist, wie ihr Bildnis besaget, von schlankem, zartem Wuchs, mit einem sanften, feinen, milden Angesicht und sonderlich lieblichen Augen. Jedoch erhalten die äußern Züge ihren Glanz und Schimmer nur durch die innerliche Schönheit, davon mir der Pfarrer zum öftern erzählet, wenn einmal ein Brieflein von dem gnädigen Fräulein eingelaufen war. Schon zu Erfurt ist sie ihm um ihres ernstlichen Christentums willen bekannt geworden, und sein Eifer, Seelen für das Reich Gottes zu gewinnen, hat einen Briefwechsel mit ihr veranlaßt, welcher anderthalb Jahre gewähret hat, und in dessen Verlauf es ihnen immer klarer geworden ist, daß sie für einander geschaffen und bestimmt seien, obwohl sie sich noch nicht von Angesicht zu Angesicht gesehen, welches erst vor nicht gar langer Zeit geschehen bei Gelegenheit einer Tauffeier auf Schloß Rammelburg, dem Stammsitz des Quedlinburger Stiftshauptmanns.“

Die gute Frau Helmerich schüttelte nachdenklich den Kopf. „Das ist mir eine wunderliche Sache, daß sich zwei lieb haben, ohne sich von Angesicht zu Angesicht zu kennen.“

„Das macht, weil Ihr des Schreibens unkundig“, belehrte der Kantor. „Man kann in Briefen also miteinander reden

und handeln, als säße man bei einander am Tisch und schaute sich in die Augen und drückte sich die Hände."

Die Frau Helmerich sah den Kantor mit ungläubigem Lächeln an und fragte nach einer Weile: „Ihr wisset alles, Herr Kantor, so saget mir auch, wo ist denn eigentlich die Trauung und Hochzeit geschehen?"

„In Rammelburg", antwortete der Kantor, „wohin man sich begeben, um die Sache in aller Stille ohne etliches Aufsehen zu vollziehen. Da der Quedlinburger Hofprediger Lüders gerade am Fieber daniedergelegen, ist der Hofdiakonus Sprögel zu der Handlung bestellet worden. — Aber was ist das draußen auf der Diele für ein Geräusch?"

Als man eben nach der Thür eilen wollte, that sich diese auf, und herein trat ein hoher, würdevoller Herr mit vornehmem, geistvollem Gesicht und kostbarem Gewand. Er grüßte herablassend und ließ mit sichtlichem Wohlgefallen seine Augen über die reiche Ausschmückung des Hauses gehen. „Wie das duftet und pranget!" sagte er. „Wessen ist die kundige Hand, die solchen Schmuck bereitet und so sinnig geordnet?"

Der Kantor neigte sich mit bescheidenem Erröten vor dem hohen Herrn: „Es sind gar viele Hände, hochedler Herr Professor, so zum würdigen Empfang ihres Beichtvaters an der Seite seiner Neuvermählten thätig gewesen."

„Er hat wohl viel Liebe, der Herr Pfarrer Francke?" fragte der Professor.

„Ach ja, sehr viel, und wird derselbigen von Tag zu Tag mehr."

Der Professor stand einen Augenblick wie verloren in sich selbst, dann schritt er hastig zu der Thür und rief hinaus: „Tretet hier herein!"

Da kamen zwei Männer mit einem Korb, den sie mitten im Gemach niederließen.

Indem der Professor bemüht war, den Deckel zu lüften, sagte er: „Ich wollte auch mein Teil beitragen, den Herrn Francke mit sichtbarer Liebe zu begrüßen.“ Damit brachte er zwei schwere silberne Armleuchter zum Vorschein, welche er, mit Wachskerzen versehen, auf den Tisch stellte. Darauf entnahm er dem Korb ein silbernes Theegeschirr nebst silbernem Brett und endlich eine Prachtbibel mit reichem, silbernem Zierat auf dem braunledernen Deckel.

Nachdem er alles auf dem Tisch geordnet, wendete er sich an den Kantor: „Ich wünsche, daß der Herr Pfarrer nicht den Namen des Gebers erfährt! Verspreche Er mir das!“

Er blickte sich dabei streng nach den beiden Weibspersonen um, die sich schüchtern in den Hintergrund zurückgezogen hatten, und verließ grüßend das Pfarrhaus.

„Wer war denn der Herr?“ fragte nach einer Weile Frau Helmerich.

Der Kantor schien die Frage nicht gehört zu haben. Er stand in ernstes Nachdenken versunken, und es war, als hätte er was Nasses in den Augen. Dann murmelte er vor sich hin: „Ich will dir eine große Menge zur Beute geben, und du sollst die Starken zum Raube haben.“

„Was meinet Ihr?“ fragte die Frau des Ratskämmerers. „Ich wollte wissen, wer der Herr sei.“

„Kennet Ihr diesen nicht?“ fragte der Kantor mit ernster Betonung. „Das ist der Mann, um dessentwillen unser lieber Pfarrer uns genommen und an einen andern Ort verbannet werden sollte, sintemal er erklärt hatte, daß er nicht eher nach Halle kommen werde, als bis man Francke beseitigt.“

„Der Professor Stryk?“ fragten beide Frauen aus einem Mund.

„Derselbe!“ erwiderte der Kantor. „Wie lange hat es gewährt, so ist seine Feindschaft in Freundschaft gewandelt.

Habe es wohl bemerkt, wie er eines Sonntags in die Predigt gekommen ist und sich hinter einen Pfeiler gestellet hat, daß niemand ihn sehe. Den folgenden Sonntag war er wieder da, und nun verfehlet er keine Predigt mehr; stehet auch nicht mehr heimlich hinter dem Pfeiler, sondern hat sich in der Emporkirche, so für die Herren Professores jüngst erbauet worden, einen Sitz gelöset, desgleichen auch in dem neu hergerichteten Weiberstand für seine Gemahlin zwei Plätze genommen."

Die beiden Frauen hatten nur halb hingehört; ihre Augen hingen wie gebannt an dem Glanz des Silbergeräts, an dem sie sich gar nicht satt sehen konnten.

„Sie bleiben lange aus", äußerte die Frau Helmerich ungeduldig.

Der Kantor suchte ihr begreiflich zu machen, daß es von Rammelburg bis Halle ein weiter Weg sei, war aber mit seiner Auseinandersetzung noch nicht fertig, als von der Straße her ein heller Gesang von Kinderstimmen laut ward. Alle drei stürzten an das Fenster — da kam der Hochzeitwagen langsam vom Moritzthor daher, vorauf ein langer Zug von Mägdlein in schneeweißen Kleidern und Kränzen im Haar und Sträußen in der Hand, die sangen in freudig gehobener Andacht das Lied: „Ach bleib mit deiner Gnade".

Im Nu war vor dem Pfarrhaus eine große Menschenmenge versammelt, deren Augen in gespannter Erwartung nach dem Wagen hingingen. Da saß neben dem Pfarrer ein junges Weib, hold und schön wie ein Maienmorgen, die grüßte mit Händen und Augen nach allen Seiten und sah mit schweigender Wonne, wie eine große Gemeinde ihren Eingang segnete. Die Augen gingen ihr vor Bewegung über, und wie sie sich nach ihrem Gatten umsah, siehe, da fuhr sich dieser auch mit der Hand über das Gesicht, und er war so still, so stumm, als hätte er das Reden verlernt, und als er endlich, vom Wagen

abgestiegen, den Mund aufthat, da war das mehr eine Anrede an Gott, als an die Menschen: er dankte dem Herrn, der ihn so viel Menschenliebe habe finden lassen; und als er dann in das festlich geschmückte, mit reichen Gaben ausgestattete Haus eintrat, da blieb er mit neuem Erstaunen betroffen stehen, hob seine Hände zum Himmel auf und rief: „Ach Herr, ich bin viel zu geringe aller Barmherzigkeit und Treue, die du an deinem Knecht gethan!“ — Das Volk aber nahm es ihm durchaus nicht übel, daß er sich nicht direkt bei ihm bedankte; es hörte in bewegter Andacht des Gottesmannes fromme Worte und betete still mit. —

Einige Stunden später traf der Kantor Bude wieder mit der Frau Helmerich zusammen. „Nun, Frau Nachbarin, was meint Ihr zu der jungen Pfarrfrau? Habe ich zu viel von ihr gesagt?“

Die Augen der Frau Helmerich leuchteten begeistert auf: „Ach, zu wenig, viel zu wenig! Wie ein Engel Gottes saß sie da, man könnte gleich vor ihr hinknieen! Und sie ist gar nicht ein bißchen stolz; sie hat mir die Hand gedrückt und mit mir geredet, als wäre ich ihresgleichen! Gottes Segen über sie und ihr Haus!“

Neunzehntes Kapitel.

Der Freund der Armen.

„Bist du fertig mit dem Zerteilen, herzliebste Frau?“ fragte Francke eines Morgens zur Küche herein, wo Frau Magdalena beschäftigt war, zwei Brote in gleiche Stücke zu zerlegen.

„Sind die armen Leute schon da?“

„Ja, und es sind diesmal noch mehr, denn sonst. Die Armut nimmt, wie es scheint, noch mehr überhand und machet mir große Sorge, daß ich schon viel bei mir überleget, wie derselbigen am besten aufzuhelfen. Mit Brot allein ist es nicht gethan, das hilft nur für den Augenblick; man muß dem Übel an die Wurzel gehen. Ich gedenke an das Wort des Psalmisten: Ich habe noch nie gesehen den Gerechten verlassen und seinen Samen nach Brot gehen. Wo Frömmigkeit, da Brot, wo also kein Brot, da fehlet es gemeiniglich an der Frömmigkeit. Die tiefste Ursach der großen Verarmung unserer Gemeinde ist die religiöse Verkommenheit. Will mir dahero fürs künftige nicht genügen lassen, den armen Leuten den Magen zu füllen, will vielmehr ihnen an das Herz greifen und dasselbe sättigen mit dem Brot des Lebens. Dieses achte ich für das allerbeste Almosen. Würde auch auf die Dauer gar nicht im stande sein, mit meinem Wenigen den Armen zu helfen, da mir mein Amt nur so Kärgliches abwirft, daß ich selber auf Almosen angewiesen bin. Kann dir verraten, liebes Weib, daß ich zu Anfang hätte hungern und darben müssen, wenn mir nicht ein gutherziger Mann in Magdeburg zwanzig Thaler verehret hätte und auch aus Berlin etwas zu meiner Unterstützung gekommen wäre."

Von der Diele her ertönte ein lautes Geräusch. „Horch, wie ungeduldig sie werden!" sagte Francke. „Vergessen ganz, daß sie Bettler sind/ Sie bitten nicht, sie fordern."

Die Frau Pfarrerin war jetzt mit ihrer Arbeit fertig und trat an der Seite ihres Gemahls auf die geräumige Diele. Die Augen der Bettler gingen begehrlich nach der Speise hin, Francke aber winkte mit der Hand und hieß die Alten auf die eine, die Jungen auf die andere Seite treten.

Nachdem einigermaßen Ruhe eingetreten war, fing Francke mit erhobener Stimme an: „Ihr lieben Leute, was seid ihr

hierher gekommen? Brot wollet ihr haben? Wohl, ihr sollet es auch bekommen. Doch erinnere ich euch, daß geschrieben stehet: Der Mensch lebet nicht vom Brot allein, sondern von einem jeglichen Wort, das durch den Mund Gottes gehet. Ist nicht die Seele mehr, denn der Leib? Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, so wird euch das andere alles zufallen, spricht abermals die Schrift. Wer aber ist unter euch, der das thut? Ist unter euch, ihr Alten, auch nur einer, der die Predigt und das Wort Gottes höret? Hebe derjenige die Hand auf, der hier mit Ja antworten kann."

Niemand regte sich. Francke wendete sich an den ihm zunächst Stehenden. „Nun, mein Freund, warum achtet Er des Wortes Gottes so wenig?"

Der Mann sah traurig an seinem Körper nieder. „Herr Pfarrer, diese Lumpen sind alles, was ich habe."

„Das ist schlimm, mein Freund! Ich will aber nicht fragen: Wie ist Er so tief herabgekommen? sondern Ihn erinnern, daß Gott nicht den Rock ansiehet, sondern das Herz. Die zu dem Heiland kamen, waren auch nicht mit Purpur und köstlicher Leinwand gekleidet; sie mögen wohl nicht viel prächtiger ausgesehen haben, denn Er, mein Freund; aber sie sind doch gekommen, warum? Weil ihre Seele nach Hilfe seufzete. Das war's. Wäre es doch allhier zu Glaucha auch also! — Doch siehe, ich will Eurer Schamhaftigkeit entgegenkommen. Waget ihr nicht, in die Kirche zu gehen, wohlan, so will ich euch jeden Donnerstag, wenn ihr um des Almosens willen zu mir kommet, hier in meinem Haus aus Gottes Wort unterweisen und euch erst Brot der Seelen darreichen, ehe ich euch leiblich sättige."

Er wendete sich jetzt zu den Jungen. „Ihr aber, was machet ihr allhier? Ist jetzo nicht die Zeit des Schulunterrichts? Warum gehet ihr nicht in die Schule und ziehet das

Bettelstreichen vor? Siehe, schon von Jugend auf frönet ihr dem Müßiggang und lernet nichts, weder für dieses noch für das zukünftige Leben. Siehe, auch euch will ich in Gottes Wort unterweisen und heute damit gleich anheben. — Du, mein Sohn, weißt du, was ein Katechismus sei?"

Der angeredete Knabe schaute schweigend zu Boden. Auch von den andern kam keine Antwort, bis endlich einer meinte, der Katechismus wäre ein kleines Büchlein, wo vorn ein Bildnis zu sehen.

„Recht so! Wes ist das Bild?"

„Des Herrn Ratskämmerers."

Francke stutzte unmutig auf, mußte aber dann unwillkürlich lächeln, indem er sich besann, daß der Herr Ratskämmerer von Glaucha mit dem Verfasser des kleinen Lutherschen Katechismus einige äußere Ähnlichkeit habe. Dann fragte er weiter: „Wie viel Gebote sind es?"

„Zehn!" antworteten mit dem Aufgerufenen zugleich etliche andere.

„Richtig! Wer hat diese Gebote gegeben?"

„Adam."

Francke wendete sich schnell zu den Alten herum: „Weiß es mir von euch jemand zu sagen?"

Tiefe Stille. — Francke seufzte tief auf und verlor den Mut, fortzufahren. Doch versuchte er noch eine Frage: „Wie heißet unser Heiland?"

„Jesus Christus!" rief es durcheinander.

„Von wannen ist er in diese Welt gekommen?"

„Vom Himmel!" sagte ein kleines Mädchen.

„Von wem ist er geboren?"

„Von Pontius Pilatus."

Francke wendete sich schmerzlich ab und winkte seiner Frau: „Teile aus, liebe Magdalena, es soll für heute genug sein!

Doch sage ich euch noch einmal, ihr armen Leute, daß ihr insskünftige nicht eher sollet leibliche Speise empfangen, als bis ich euch im Katechismus unterwiesen. Ich will von vorn mit euch anheben und Geduld haben; so thuet ihr nun an eurem Teil allen Fleiß, daß ihr aufwärts kommet in der Erkenntnis des Einen, was not ist!" —

Die Leute gingen schweigend von dannen.

„Ob sie wohl am nächsten Donnerstag wieder kommen werden?" fragte ungläubig die Frau Pfarrerin.

„Wir müssen es abwarten und hoffen", antwortete Francke und begab sich nach der Universität zur Vorlesung. —

Der nächste Donnerstag kam, und siehe, die Diele füllte sich wieder mit Bettlern. Etliche waren weggeblieben, dafür waren andere hinzugekommen.

Mit einem bedeutsamen Blick auf seine Frau begann Francke den Unterricht. Frau Magdalena hing mit sanftem Blick an ihrem Gatten. Tief ergriffen wußte sie nicht, was sie mehr bewundern sollte: sein meisterhaftes Geschick, zu der Unwissenheit herabzusteigen und ihr emporzuhelfen, oder seine Geduld, die Narren zu vertragen; und immer höher stieg ihre Verehrung für den Mann, der allen alles zu werden verstand und der, er mochte stehen, wo er wollte, die Herzen zu sich hinriß, der den Großen imponierte und zu dem die Kleinen mit Ehrfurcht in die Höhe schauten.

Und doch war sie erst wenige Wochen an der Seite dieses Mannes. Sie sollte noch weit tiefer hineinblicken lernen in den Reichtum seines von Liebe überströmenden Herzens, sie sollte Größeres und immer Größeres erfahren. — — —

„Das ist nun wohl ein Häuflein, das ich an mich gezogen", sagte Francke eines Donnerstags, als er die Armen nach vorangegangenem Unterricht mit Gebet entlassen hatte. „Aber es sind nur, so zu sagen, die Unverschämten unter den Armen.

Was aber wird aus den Verschämten, so doch gerade die Würdigsten sind? Es ist mir im Hinblick auf die große Not der Gemeine wohl manchmal der Wunsch gekommen, daß ich möchte ein reicher Mann sein. Wie gut sind doch die Reichen dran, die wie segnende Engel Gottes umhergehen können unter den Elenden ihres Volks, Thränen trocknend, Schmerzen stillend, Wunden heilend! Doch habe ich diesen Wunsch als einen thörichten und den Hergott meistern wollenden verworfen. Gott hat gewollt, daß ich arm sei, und flugs habe ich an das Wort des Apostels denken müssen: ‚Als die Armen, aber die doch viele reich machen.‘ Meine liebe Magdalena, das müssen wir auch lernen, denn der Apostel sagt das zu allen Christen. Und ich habe es mir auch schon ausgedacht, wie wir diesem Wort nachkommen können, welches ganz allgemein gemeinet ist und sich nicht allein auf die Darreichung geistlicher Güter beziehet, sondern auch auf das Irdische. Wir haben nichts, aber — was *wir* nicht haben, das haben andere, und es kommt nur darauf an, daß wir andere zum Geben willig machen. Viele Menschen sind zum Geben wohl bereit, sie wollen aber gebeten und gestoßen sein. So habe ich denn gestern bei solchen Leuten eine Büchse herumgehen lassen. Wollen sehen, was fallen wird. Auch ist es mir endlich gelungen, die Klingelsackspfennige für die armen Kinder zu gewinnen, daß damit das Schulgeld für sie bestritten werde.“

Francke wollte sich eben nach seinem Studierzimmer begeben, als ein Student mit der Sammelbüchse eintrat. „Gott zum Gruß, Herr Professor! Sehet da, ich bin nicht umsonst gegangen!“

Damit schüttete er einen Haufen Münze auf den Tisch — etwas über einen halben Thaler.

Mit Dank und Preis nahm Francke die Gabe in Empfang und vernahm mit neuer Freude, daß die Geber sich zu allwöchentlichen Beiträgen willig erklärt hätten.

„Nun mußt du mir suchen helfen nach der verborgenen Armut“, sagte er, zu seiner Frau gewendet. „Ihr Frauen findet besser, denn wir Männer.“

„Ach, sage du mir nur, was ich thun soll“, antwortete Frau Magdalena, still selig sich an den Gatten schmiegend. „Ich bin ja deine Gehilfin und will Gott bitten, daß ich es immer besser lerne, mit dir zu arbeiten für sein Reich.“

* * *

Es war an einem der ersten Tage des folgenden Jahres 1695, als Francke die Büchse, welche er durch den Studiosus wöchentlich hatte herumtragen lassen, mit zwei Nägeln an der Wand seiner Studierstube befestigte. Über dieselbe heftete er mit großer, leserlicher Schrift das Wort: „So jemand dieser Welt Güter hat und siehet seinen Bruder darben und schließet sein Herz vor ihm zu, wie bleibet die Liebe Gottes in ihm?“ 1. Joh. 3, 17. Darunter aber brachte er die Worte an: „Ein jeglicher nach seiner Willkür, nicht mit Unwillen oder Zwang; denn einen fröhlichen Geber hat Gott lieb.“ 2. Kor. 9, 7.

„Was beginnest du da, Lieber?“ fragte die Frau Pfarrerin zur Thür herein. „Ist das nicht, als wolltest du die arme Büchse zur Strafe, daß sie nichts mehr einbringet, kreuzigen?“

Francke wendete sich lächelnd um: „Wie fein du doch das Gleichnis zu deuten verstehest! Gebe Gott, daß sich deine Deutung erfülle, daß also die Büchse von ihrem Kreuz herab kräftiger wirke, denn zuvor, gleichwie auch unser Herr Christus vom Kreuz herab die Welt erobert hat.“

„Es ist recht niederschlagend“, seufzte Frau Magdalena, „daß der Eifer der Menschen für die Sache Gottes so gar bald erkaltet ist! Noch betrübender aber ist es, wenn der Unterstützten so viele der Wohlthat mißbrauchen und deine

Güte auf Mutwillen ziehen. Heute erst wieder habe ich bei meinem Umgang traurige Erfahrungen gemacht. In der Hirtengasse und in den Weingärten habe ich fünf Familien besucht, welche trotz des empfangenen Schulgelds ihre Kinder nicht zur Schule schicken. Sie haben das Geld, wie ich herausgebracht, zu andern Dingen verwendet, die ihnen nötiger erschienen. Du selbst aber hast mir zu wiederholten Malen von mancherlei anderem Undank der Leute berichtet. Wie magst du nur bei solchen Erfahrungen immer so gutes Mutes sein?"

Francke legte den Hammer beiseite und klopfte seinem Weib auf die Schulter: „Ei, liebe Magdalena, wie viel Geduld muß Gott der Herr mit uns elenden Menschen haben, und wie viel Undank erntet er für seine Wohlthaten! Denkt man daran, so wird man auch geduldig mit seinen Mitmenschen. — Was aber das andere betrifft, darüber du klagest: daß die Herzen der Geber so lau geworden sind, so liegt die Schuld vielleicht an mir, daß ich es nicht richtig und geschickt angefangen. Schlägt ein Mittel nicht an, so muß man ein anderes erwählen und nicht müde werden."

Francke sagte das mit dem festen Ton des Vertrauens, doch wollte die feinfühlige Frau Magdalena bemerken, daß es seit einiger Zeit über ihres Mannes Gemüt wie ein Schleier lag, daß die gemachten niederschlagenden Erfahrungen doch nicht ohne alle Wirkung auf ihn geblieben waren. Sie ging darum mit neuem Seufzen von dannen.

Francke setzte sich an seinen Schreibtisch und nahm die Bibel zur Hand. Beim Blättern blieb sein Auge auf der Stelle 2. Kor. 9, 8 haften: „Gott kann machen, daß allerlei Gnade unter euch reichlich sei, daß ihr in allen Dingen volle Genüge habet und reich seid an allen guten Werken." Diese Worte hielten ihn fest. „Wie kann Gott das machen?" murmelte er vor sich hin. „Ich wollte ja gern manchem Armen

Gutes thun, wenn ich nur etwas dazu hätte. So aber muß ich manchen leer von mir lassen."

Da that sich die Thür auf, und die Magd brachte einen Brief.

„Bist du es, mein lieber Magdeburger Freund, der wieder einmal etwas von sich hören lässet?" sagte Francke erfreut, als er das Siegel erbrochen. Doch während des Lesens trübte sich sein Antlitz wieder. „Armer Freund", sagte er vor sich hin, „du weißt nicht, woher Brot nehmen für die Deinen, magst nicht borgen und leihen, aber so dir jemand etwas schenken möchte, wolltest du es dankbar annehmen? Siehe, nun klopfest du auch noch an meine Thür, der ich doch vor Armut um mich her nicht weiß, wo aus noch ein. Und doch, wenn ich dir helfen könnte, wie gerne wollte ich es thun!"

Er erhob sich unmutig von seinem Stuhl und ging mit großen Schritten in dem Zimmer auf und nieder. Sein Gesicht spiegelte einen schweren innern Kampf wieder. Nach einer Weile setzte er sich abermals vor seine Bibel und bohrte seine Augen in jene Stelle, und die Buchstaben starrten ihn an wie lauter Fragezeichen. Als seine Not am höchsten gestiegen war, lenkte sein Grübeln ins Beten ein: „Herr, Herr, öffne mir doch das Verständnis dieses deines Wortes! Hier stehet es geschrieben, du könnest es machen, daß man reich würde zu guten Werken. Wie mag solches bei mir geschehen? Siehe, ich bin arm, wie soll ich dem darbenden Freunde helfen? Zeige mir doch einen Weg, du reicher Gott, der du Weg hast allerwegen und dem's an Mitteln niemals fehlt!"

Lange saß er noch an seinem Tisch, die Hände müßig in dem Schoß gefaltet. Und dennoch war er nicht unthätig: seine Seele arbeitete bereits für den unglücklichen Freund: innerlich reifte ein Gedanke, den ihm Gott als Erhörung seines Gebetes in das Herz gegeben, langsam zur That. — —

„Aus was Ursach entziehest du dir doch jetzund alltäglich die Ruhe nach dem Mittagessen und den vormitternächtlichen Schlaf?“ fragte nach einigen Tagen die Frau Pfarrerin über Tisch. „Du bedarfst der Ruhe so sehr! Gedenke doch der Schwachheit, die dich vergangenen Herbst zufolge übergroßer Anstrengung befallen, und um derentwillen du des Herrn Freylinghausen als Adjunkten im Pfarramt benötiget worden.“

Francke machte eine abwehrende Bewegung und sagte in herzlichem Ton: „Laß es gut sein, liebwerte Frau, es muß also sein. Gott hat es mir geboten, so bin ich auch gewiß, daß er mir seine Kraft verleihen wird.“

Die Frau suchte in ihn zu dringen, ihm zu offenbaren, was er vorhabe, aber Francke ergriff warm ihre Hand und bat: „Laß mir dieses mein Geheimnis, meine Liebe.“ Da war sie still.

Wir wollen es dem Leser verraten, was denn das von Gott gebotene Werk gewesen sei. Jede freie Stunde, die er seiner Berufsarbeit abrang, saß er an seinem Tisch und schrieb und schrieb. Bald wanderten etliche Bogen Manuskript in die Druckerei, und in monatlichen Heften erschien eine Schrift unter dem Titel: „Erläuterungen und erbauliche Anwendungen etlicher Stellen der heiligen Schrift nebst Berichtigungen der Lutherschen Übersetzung.“ Das Buch machte Aufsehen, es brachte ein schönes Geld ein, und bald bekam Francke von jenem armen Magdeburger Freund einen Brief, in welchem dieser ihm mit den innigsten Dankesworten mitteilte, daß seine Not zu Ende und sein Mangel überschwenglich erfüllt sei. Der ganze Ertrag des Buches war ihm nämlich zugeflossen.

Mit Thränen in den Augen sank Francke auf seine Kniee nieder und betete: „Ich preise dich, mein Herr und Gott, daß du mir die Augen geöffnet, zu verstehen, was das gesagt ist: ‚Gott kann machen, daß man reich werde zu guten Werken‘;

nun weiß ich, wie dieses geschehen kann und muß: nämlich durch eigene Thätigkeit und Aufopferung, dazu du deine Kraft und deinen Segen giebst, daß es gelinge und gedeihe. Du bist der ewig treue Gott, dir will ich ganz und gar vertrauen."

Die Feinde fielen mit scharfen Zähnen über das Buch her, sie verdächtigten den Verfasser aufs neue der Irrlehre und warfen ihm vor, daß er sich an dem Luther versündige! Selbst die Freunde waren bedenklich und tadelten ihn um des gegebenen Ärgernisses willen, besonders der Magister Johann Kaspar Schade in Berlin, der heftige, reizbare Mann. — Francke blieb ganz ruhig. Er war sich gewiß, daß Gott ihm geboten habe, das Buch zu schreiben, so fragte er nach dem Lästern der Widersacher nichts, und an seinen Freund Schade schrieb er: „Ich habe in der ganzen Sache nicht mir gesäet und will nicht für mich ernten: Gott zu Ehren und zu Nutz des Nächsten ist es vorgenommen, geistlich und leiblich. Ich bin nicht gewohnt, einen Heller zu sparen; ich bin zufrieden, wenn ich Nahrung und Kleider habe, und der liebe Vater körnet es mir zu wie den Küchlein, daß ich immer ein Körnlein nach dem andern kriege, nicht Mangel leide und nicht Überfluß habe und ihm in die Hand sehen muß. Die Veranlassung zu der Schrift wollte ich gern verschweigen, doch muß ich's nun verraten, wenigstens den Freunden, um ihnen das Ärgernis zu benehmen: das Büchlein ist geschrieben für unsern notleidenden Magdeburger Freund, dem dadurch reichlich geholfen worden. — Wie stehet es nun, mein lieber Bruder? Können wir wieder eins werden? Siehe Du schreibst: ‚Fehle ich, so bitte ich's zugleich ab.' Ich begehre keine Abbitte, sondern danke Dir; aber Dir bitte ich es freundlich ab, daß ich Dir, zwar ohne mein Wissen und Wollen, Ärgernis und Unruhe gemacht habe. Kennst Du aber Deinen alten Francke nicht besser?"

Zwanzigstes Kapitel.

Der Schellenkönig.

Draußen nahe bei dem Hamsterthor, dort wo die Weinberge steil zur Saale niederfallen, hängt einsam eine Hütte an dem Uferrand, die mit ihrem windschiefen Dach, mit ihren blinden, löcherigen Fensterscheiben und mit dem zerfallenen Schornstein schon von weitem einen traurigen, schaurigen Eindruck macht. In diesem menschenunwürdigen Gebäu haust seit sechs Jahren der Schellenkönig, eine geheimnisvolle Persönlichkeit, von jedermann gefürchtet und gemieden, denn man muß sich von ihm des Schlimmsten versehen, er ist zu allem fähig.

Woher er seinen Namen habe, weiß keiner genau zu sagen — vielleicht vom Kartenspiel, das er in früheren Jahren leidenschaftlich betrieben. Jetzt rührt er keine Karte mehr an, aber nicht etwa, weil er sich des Lasters schämte, sondern weil er sich andere Laster angewöhnt hat, die ihm besser gefallen. Man sieht ihn fast nie in nüchternem Zustand: in der Regel stiert er mit gläsernen Augen vor sich hin und wankt unsicher nach rechts und links. Der Branntwein ist seine Lieblingsnahrung, er ersetzt ihm Brot und Fleisch. — Seit er in jener Hütte haust, sind viele Einbrüche geschehen in der ganzen Stadt umher, und zwar so, daß man sich immer gestehen mußte: der das gethan, versteht sich auf sein Handwerk! Niemals war der Dieb erwischt worden, niemand hatte ihn gesehen, aber jeder zeigte mit dem Finger auf die Hütte an der Saale: „Der Schellenkönig ist's gewesen und kein anderer!“ Auch war vor einigen Jahren ein alter Jude aufgefunden worden zwischen Glaucha und Bölberg, mit zerschlagener Hirnschale und umgewendeten Taschen. Da hatte man wieder auf die Hütte an der Saale gewiesen: „Der Schellenkönig ist's gewesen und kein

anderer!“ Man war davon innerlich überzeugt, aber beweisen konnte man ihm nichts. Darum wagte sich auch die weltliche Gerechtigkeit nicht an ihn heran, war überhaupt ein allgemeines Grausen vor der Hütte an der Saale, da man meinte, der Schellenkönig hätte es mit dem Bösen. —

Wie ist nur der Mann so tief herabgekommen? O, es hat's ihm keiner an der Wiege gesungen, daß es einmal so mit ihm enden werde. Ist früher in guten Verhältnissen gewesen, hat Haus und Hof gehabt und ein schmuckes Weib und liebe Kinder. Da ist der Schnitter gekommen und hat sie ihm hinweggemäht, alle auf einen Tag. Das ist ihm erst ins Herz gefahren und danach in den Kopf. Da ist es mit ihm rückwärts gegangen, fremde Leute haben ihn betrogen, das Korn ist ihm auch zweimal hintereinander nicht geraten; da hat er den Mut verloren und sich dem Branntwein ergeben, daß er alles um sich her vergäße. Und so ist es mit ihm immer bergab gegangen, bis er gar nichts Eigenes mehr besessen hat. So hat er sich von andern Leuten genommen, was er für sich brauchte, und ist aus einer Sünde in die andere gefallen, der Schrecken der Stadt und der Abscheu aller Menschen. Wie gesagt, niemand mag mit ihm zu thun haben, jeder geht ihm aus dem Weg, wo er sich aber an jemand herandrängt mit einer Bitte, da giebt man's ihm geschwind, aus Furcht vor seiner Rache. — — —

Durch die Stadt läuft die Kunde: „Der Schellenkönig sitzt hinter Schloß und Riegel! Er hat sich selbst gestellt, er will gefangen sein und Strafe leiden.“ — Alles schüttelt entsetzt den Kopf: Geschehen denn Zeichen und Wunder? Man will's nicht glauben, bis es von dem Amtsdiener bestätigt wird. Was ist mit dem Mann geschehen?

Es ist jemand zu ihm in seine Höhle gekommen und hat ihn besucht, da er schwach und krank auf seinem Bündel Stroh

gelegen, hat mit ihm geredet in freundlich ernstem Ton und ihm ins Gewissen hineingegriffen. Da ist der Schellenkönig wütig in die Höhe gefahren und hat dem Mann ans Leben gewollt, aber der matte Arm hat nicht packen können. So ist er ächzend wieder auf sein Lager gesunken und hat sich ohnmächtig gekrümmt. Der Fremde hat dann abermals seine Rede begonnen in einem noch sanfteren Ton und hat ihm erzählt von der Liebe Gottes, der nicht wolle, daß irgend jemand verloren gehe, der sich vielmehr mit seinen Engeln freue, wenn ein Sünder Buße thue, und der ein Mittel habe auch für die blutroten Sünden. Der Schellenkönig hat das alles mit angehört, als ginge es ihn nichts an, ist dem Mann auch wiederholt in die Rede gefahren, er solle aufhören mit dem Gewäsch; aber der hat sich nicht stören lassen und immer wieder angefangen, bis der Schellenkönig endlich still geworden ist und zu zittern begonnen hat. Als er dann geendet, hat der Schellenkönig gefragt: „Aber was wollet Ihr bei mir, Mann? Niemand hat sich noch um mich gekümmert, man hat mich ausgestoßen aus der menschlichen Gesellschaft.“ Da ist ihm die Antwort geworden: „Im Namen Jesu Christi komme ich zu dir, du armer Mann, die Liebe Christi hat mich zu dir getrieben.“ — Der Schellenkönig hat bei diesen Worten bitter den Mund verzogen und gelacht: „Liebe, was ist das? Ich weiß nicht, was Ihr redet, Mann!“ Und wieder hat der Mann seinen Mund aufgethan und dem armen Sünder gezeugt, daß es doch Liebe in der Welt gebe, die sich der Elenden erbarme. Danach ist er gegangen mit dem Versprechen, morgen wiederzukommen, ist auch am andern Tag richtig wieder erschienen und hat den Schellenkönig sehr verändert gefunden, nicht mehr auf dem Stroh liegend, sondern am Boden hockend mit gesenktem, in die Hände gestütztem Haupt. Wie er ihm seinen Gruß zugerufen, ist der Schellenkönig plötzlich aufgesprungen

mit schrecklich verzerrtem Gesicht und hat geschrieen: „Weichet von hinnen, Mann, ich bin's nicht wert, ich bin ein elender Mensch!“ Damit ist er hinausgestürmt, geradeswegs nach dem Amt. Da hat er sich den Richtern gestellt, hat alle seine Verbrechen gestanden und gefordert, man solle ihn strafen, daß sein erwachtes Gewissen Ruhe bekäme.

Nun sitzt er da oben hinter den eisernen Gittern, und die Stadt hat Ruhe vor ihm. —

Aber wer ist der Mann, der es gewagt hat, in die Höhle des Tigers zu dringen? Wer ist der Mann, den die Liebe gezwungen hat, sich dessen zu erbarmen, den die Welt als einen Verlorenen ausgespieen? Der Mann heißt August Hermann Francke, der Pfarrer von Glaucha.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Ein unverhoffter Fund.

„Hanna, wer war die Frau, welche soeben aus der Hausthür ging?“ fragte Herr Freylinghausen, der Pfarrgehilfe, der hastig auf die Diele heraustrat, die in der Küche schaffende Magd.

„Habe niemanden bemerkt“, war die Antwort.

„Hm! Der Herr Pfarrer ist nicht daheim — [illegible] fremde Person in desselbigen Studierzimmer [illegible] vernahm ein Geräusch wie von klingen[illegible] etwas in die Armenbüchse gelegt [illegible]

Er trat in das Studierzim[illegible] da lagen, in Papier gewickelt[illegible] und auf dem Papier stand: [illegible] königs“, was Freyling[illegible]

gar nicht beachtete, indem er das Papier wegwarf. „Das ist ein reicher Gewinn!“ rief er wie trunken aus. „Silber statt des bisherigen Kupfers, und solch ein Haufen! Was wird der Herr Pfarrer sagen?!“

Er gebärdete sich wie ein Kind und konnte gar nicht die Zeit erwarten bis zur Rückkehr Franckes. Triumphierend hielt er dem Eintretenden die Büchse entgegen: „Herr Pfarrer, schauet hier den Segen Gottes!“

Franckes Augen hafteten einen Augenblick wie starr auf dem blinkenden Silber, dann rief er, in plötzlichem Entschluß sich hoch emporreckend: „Das ist ein ehrlich Kapital, davon muß man was Rechtes stiften. Ich will eine Armenschule damit anfangen.“

Dann wandte er sich jäh nach dem Fenster und versank in schweigendes Sinnen.

Freylinghausen wagte ihn nicht zu stören und ließ mit lächelndem Kopfschütteln seinen Blick auf dem wundersam[illegible] Manne ruhen, dessen Entschlüsse immer jäh wie Blitze da[illegible] zuckten, und der zu seinen Unternehmungen sich nicht erst [illegible] mit Fleisch und Blut zu beraten pflegte, mochten sie [illegible] so kühn und gewagt sein. Das war ja aber das [illegible] seiner Erfolge. Seine Seele stand mit Gott [illegible] brochenem Verkehr, so waren seine Entschließu[illegible] Grunde Eingebungen Gottes und darum [illegible]

Ja, bisher war es imme[illegible]
die Hand genommen, hatte [illegible]
jetzt von sieben [illegible]
Abenteu[illegible]

er in der Wüste die Brote und Fische zählte und sprach: ‚Was ist das unter so viele?‘ Ihr wisset nicht, wer der Geber dieser Gülden ist? Ich weiß es: es ist der Herr gewesen, der sie mir durch jene Frau ungesehen geschickt. Daß man von sieben Gülden keine Schule bauen kann, weiß ich so gut, wie Ihr. Aber meinet Ihr, unser Herrgott hätte bloß sieben Gülden im Vermögen? Sein ist alles Silber und Gold und alle Schätze — man muß diese nur zu heben wissen. Und diese Schatzheberei ist nicht schwer, man braucht dazu keine Wünschelrute und Zauberkräutlein: mit einem Wort ist alles zu zwingen. Ich sage zu dem Herrn: Lieber Herr, es langet noch nicht, thue noch einmal deine milde Hand auf — und siehe, noch niemals habe ich eine Fehlbitte gethan. Was hatte ich, da ich über diesen Jordan — will sagen über diese Saale ging? Nichts denn diesen Stab, der dort an der Uhr stehet; habe ich aber nur einen Tag gehungert und gefroren? Siehe, der himmlische Vater hat es an dem täglichen Brot nimmer fehlen lassen, ja noch darüber gespendet, auf daß ich hätte zu geben den Dürftigen. — Wollet Ihr nun sagen: die sieben Gülden werden nicht lange reichen? Ei, wenn sie verbraucht sind, werden andere da sein. So gehet nun stracks zu dem Studiosus Neubauer und saget ihm, ich wolle ihn zu meinem Schulmeister haben, er solle mir die armen Kinder täglich zwei Stunden unterrichten und dafür monatlich einen Thaler haben. Ich selber will inzwischen gehen und Bücher einkaufen.“

Ehe noch Freylinghausen etwas erwidern konnte, war er schon zur Thür hinaus, und dem Adjunkt blieb nichts übrig, als sich auf den Weg zu machen. —

Zwei Stunden später kehrte die Frau Pfarrerin, welche nach abgehaltenen Wochen zum erstenmal einen Gang ins Freie versucht hatte, nach Hause zurück. Zu ihrem Erstaunen fand sie ihren Gemahl mit der Magd beschäftigt, aus dem vor

seinem Arbeitskabinett gelegenen Zimmer sämtliches Gerät zu entfernen und nach dem Hausboden zu schaffen. „Was soll das werden, liebster Gemahl?“

Nur halb sich nach ihr umwendend antwortete Francke trocken: „Eine Armenschule.“

Die Frau Pfarrerin stutzte und sagte nach einer Weile: „Hochwürden sind heute zum Scherz gestimmt!“

Jetzt wendete sich Francke vollends herum. „Ei, soll ich nicht fröhlich sein und scherzen, da ich einen neuen Gruß vom lieben Gott bekommen? Jedennoch ist es mit der Armenschule mein voller Ernst. Höre mir zu, liebes Weib!“ Und nun erzählte er, was geschehen war.

Auch Frau Magdalena wollte die Einwendungen machen, die schon Freylinghausen vorgebracht, aber sie drang damit ebensowenig durch. Auch das half ihr nichts, daß sie ihn daran erinnerte, wie nötig er das Zimmer für sich selbst gebrauche. Er meinte, er habe es bis jetzt viel zu bequem gehabt. —

Noch an demselben Nachmittag mußten die armen Kinder aufgesucht werden, welche unentgeltlichen Unterricht empfangen sollten, und nach zwei Tagen konnte Neubauer sein Werk beginnen, nachdem ihm Francke seine Grundsätze mitgeteilt und von seiner Lehrmethode einen Begriff gegeben.

Nach der ersten Unterrichtsstunde klopfte ihm Francke, welcher derselben beigewohnt hatte, freudig die Schulter. Das war brav, lieber Neubauer! Ich habe mich in Euch nicht vergriffen. Ihr seid zum Schulmeister geboren. Gott segne Euch mit reicher Frucht!“

Unter solchem Zuspruch des verehrten Lehrers wuchs dem jungen Manne die Freudigkeit und das Vertrauen. Um so niedergeschlagener berichtete er dem Pfarrer am andern Morgen, daß von den siebenundzwanzig Büchern, die den Kindern in die Hände gegeben worden, nur vier wieder zurückgebracht seien.

Francke stand bei dieser Mitteilung einen Augenblick in trübem Schweigen, dann machte er mit der Hand eine Bewegung, als wollte er die finstern Gedanken von dannen jagen, und sagte: „Der Anfang ist bös; aber wer trägt die Schuld? Ich selbst! Ich habe es nicht geschickt angegriffen. Sechzehn Groschen sind noch übrig, dafür sollen neue Bücher herbei, die aber den Kindern nicht wieder in die Hände gegeben werden, sondern hier aufbewahret bleiben."

Als er nach einigen Tagen den Schulmeister fragte, wie es sich nun mache, konnte dieser ihm mitteilen, daß die Zahl der Kinder bereits gewachsen sei, und daß er Freude an ihnen habe. —

Auch in der Wahl Neubauers hatte Francke wieder einen guten Griff gethan. Der junge, begabte und eifrige Mann leistete Außerordentliches. Er hatte anfangs gemeint, auf das Steinige zu säen, aber siehe, es sproßte bald eine üppige Saat, und in der Stadt kam's herum.

Die Büchse, welche Francke in dem Schulzimmer angebracht hatte, wurde nie leer: nicht bloß Einheimische, auch durchreisende Fremde, welche von der Schule vernommen hatten, legten etwas ein, und als nach Verlauf eines Monats Francke seinen Adjunktus fragte: „Nun, lieber Freylinghausen, haben wir bis hierher einen Mangel gehabt?" so antwortete dieser mit leisem Erröten: „Nein, nie keinen!"

„Habe ich es Euch nicht gesagt", fuhr Francke fort, „so Ihr glaubet, werdet Ihr die Herrlichkeit des Herrn sehen?" —

Und wieder war ein Monat dahingegangen, da war das Schulzimmer zu eng: zu den sechzig armen Kindern, welche unentgeltlich unterrichtet wurden, war eine Anzahl Bürgerkinder gekommen, deren Eltern um Gotteswillen gebeten hatten, ihnen für wöchentlich einen Groschen den Zutritt zu vergönnen. Francke nahm sie alle mit Freuden auf — wurde er doch

dadurch in den Stand gesetzt, den Gehalt des Lehrers zu erhöhen und noch einen zweiten hinzuzunehmen. —

Aus der Ferne kam eine Geldrolle mit dreißig Thalern Inhalt und der Aufschrift: „Für die Armenschule des Pfarrers Francke in Glaucha vor Halle.“ Siehe, was im Verborgenen blühte, es war schon in die weite Welt gedrungen — ein Herz nach dem andern that sich auf, das Gotteswerk zu fördern. Freylinghausen hatte nun kein Wenn und Aber mehr. —

Wieder kam ein Brief, der schweres Bestellgeld forderte, denn es lagen fünfhundert Thaler darin „zum Besten armer Studierender.“

„Ach mein Gott“, rief Francke mit hochklopfendem Herzen, „wer bin ich, daß du meiner also gedenkest und mich so überschwenglich segnest! Dank dir auch, daß du mich erinnerst, daß es noch mehr Not in der Welt giebt. Vergieb mir, o Herr, daß ich bisher nur auf einen Punkt gesehen!“

Auf der Stelle waren zwanzig der Bedürftigsten und Würdigsten ausgewählt, die von dem Gottessegen zehren sollten, indem sie wöchentlich empfingen, je nachdem ihnen not war: vier, acht und zwölf Groschen. Und um den Professor sammelte sich eine Schar von Jünglingen, denen er mehr war, als ein Professor, zu dem sie aufschauten wie zu einem Vater, von welchem sie dreifache Gabe empfingen: für den Leib, für den Geist und vor allem für das Herz, die nun aber auch um ihn her standen wie eine Leibwache und mit ihm die Sache Gottes führten: seine Ehre — ihre Ehre, seine Schmach — ihre Schmach. Und dann gingen sie hin in alle Welt und erzählten von dem Rüstzeug Gottes, dem Großen, dem Herrlichen, dem Manne mit dem unerschrockenen Mut und der rührendsten, kindlichsten Demut. War's da ein Wunder, daß das Pfarrhaus von Glaucha zu einem Sammelbecken ward, in welchem von allen Seiten her die Bächlein frommer Spenden

zusammenflossen? War's da ein Wunder, daß der Pfarrer von Glaucha einmal über das andere ausrief: „Ach Herr, es ist zu viel, zu viel?" —

Zu seinem Nachbar Meister Reichenbach geht der Pfarrer: „Lieber Nachbar, ich habe für meine Kleinen keinen Raum mehr, Ihr aber besitzet ein weitläufig Haus — wollet Ihr mir nicht ein Stüblein vermieten?"

„Zwei, Herr Pfarrer, wenn es sein muß!" antwortete entgegenkommend der Mann.

„Nein, so viel ist nicht von nöten. Ich will nur die Bürgerkinder in eine besondere Klasse thun!"

„Schön, Herr Pfarrer! Morgen könnet Ihr einziehen!" —

Es dauerte nicht gar lange, da klopfte Francke wieder an: „Lieber Nachbar, ich muß das andere Zimmer doch noch haben, denn die Zahl der Kinder wächset von Woche zu Woche, und die Lehrkräfte müssen verdoppelt werden."

Schalkhaft lächelnd erwiderte Meister Reichenbach: „Das habe ich mir wohl gedacht. Was seid Ihr denn eigentlich, Herr Nachbar? Ein Pfarrer? Oder ein Professor? Oder ein Schulmeister? Siehe, alles in einem und in jedem ein Meister! Ach, schonet Euer nur, daß wir recht lange des Segens genießen, den der Herrgott von Euch ausströmen lässet!" —

Es war an einem der folgenden Tage, als Francke seinen Adjunktus zu sich beschied. „Mein liebster Freylinghausen, Ihr habet mir bis anhero in der Kirche treulich gedienet, nun muß ich aber Eure Kraft und guten Willen noch mehr ausbeuten. Habe da von einer adeligen Witwe aus Eurer Heimatstadt Gandersheim ein Schreiben erhalten, in welchem sie mich um Zusendung eines Lehrers für ihre Knaben bittet. Dieweil ich aber augenblicklich unter den Studiosen keinen habe, der schon reif wäre zu solchem Amt, so habe ich der Frau geantwortet, sie solle die Knaben in Gottes Namen hierher schicken, so wolle

ich für tüchtige Lehrer und gute Erziehung sorgen. Damit ist die liebe Frau auch einverstanden, und die Knaben sollen in etlichen Tagen kommen. So will ich dieselben Eurer Obhut anvertrauen, Ihr sollet ihr Inspektor sein." —

Die drei Junker kamen an und setzten sich in einem gemieteten Haus zu Freylinghausens Füßen. Das ging in aller Stille zu, die Welt achtete nicht darauf, und die davon wußten, fanden nichts Sonderliches darin. Wer hätte damals geahnt, daß aus diesem Senfkorn ein Baum wachsen würde, in dessen Zweigen Scharen von Vögeln nisten sollten! Hier ist der Anfang des gottgesegneten Pädagogiums, dieser Pflanzstätte edler Bildung, dieser Musteranstalt pädagogischer Weisheit.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Der Vater der Waisen.

Es war an einem der letzten Oktobertage des Jahres 1695. Die Natur war bereits im Ersterben, die Wälder entlaubt, und der Wind trieb sein grausames Spiel mit den dürren Blättern, als gönnte er ihnen die Ruhe nicht, die sie im Schoß der Mutter Erde suchten. Die Nächte waren schon recht kalt, und in den Öfen knisterte des Abends schon ein Feuer.

Traulich um die Lampe her saß in dem Frauengemach des glauchaischen Pfarrhauses zu später Nachtstunde eine kleine Gesellschaft bei einander: der Pfarrer Francke an der Seite seiner Gattin, die den kleinen August Gottlieb auf dem Schoß wiegte, gegenüber Freylinghausen und der Professor Stryk, der dann und wann auf Besuch kam und dann in der Regel das Heimgehen vergaß, so daß seine Frau schon wiederholt in

Ängsten den Diener nach ihm geschickt hatte. Auch heute saß er wieder stundenlang bei den ihm so teuer gewordenen Menschen und beteiligte sich lebhaft an dem angeregten Gespräch über die Aufgabe der Schule.

„Das ist der große, weitverbreitete Irrtum unserer Zeit, daß man die Thätigkeit des Lehrers auf das Unterrichten beschränkt“, meinte Francke. „Er soll das Kind mit Kenntnissen füllen, daß es sich hernach durch die Welt finde; gerade als bestünde der Mensch aus lauter Verstand. Ich achte das gar wenig, und meine, des Lehrers höchste Aufgabe sei, das Kind zu erziehen. Das ist unendlich mehr denn unterrichten, denn es ist eine Einwirkung nicht allein auf den Geist und Verstand, sondern auch auf das Gemüt und den Willen, auf den ganzen Menschen.“

„Ihr habet recht, Herr Collega“, fiel Professor Stryk ein, „doch stellet Ihr damit der Schule eine Aufgabe, die zu lösen sie schwerlich im stande sein möchte, da der Lehrer die Kinder nur wenige Stunden des Tages in seiner Hut hat, und daheim die Eltern vielfach wieder niederreißen, was die Schule mühsam gebauet.“

Francke nickte dem Professor zustimmend zu und spielte, die Lippen fest zusammenpressend, mit den beiden Daumen, was seine Art war, wenn ein Gedanke ihn lebhaft beschäftigte.

Die Frau Pfarrerin wollte eben zur Bestätigung des Gesagten ein Beispiel aus ihrer eigenen Erfahrung anführen, als Francke, wie aus einem Traum erwachend, auffuhr und sagte: „Könnte ich doch etliche Kinder ganz für mich haben, etwa Waisen, die ganz in meine Hände gegeben wären!“

Mit schalkhaftem Lächeln warf die Frau Pfarrerin, zu dem Professor gewendet, drein: „Mein armer Mann leidet an Langeweile, er weiß nicht, womit er die Zeit nützlich hinbringen soll, so muß er sinnen und brüten, wo er eine neue

Beschäftigung finde. Der Pfarrer Francke als Waisenvater — o ihr armen Waisen, ihr wäret wirklich verwaiset! Der euer pflegen sollte, würde für euch schwer zu erlangen sein. Riefet ihr nach ihm, so würde es heißen: Siehe, er stehet auf der Kanzel, oder: er spendet das heilige Mahl, oder: Er betet mit einem Kranken, oder: Er lehret die Studiosen, oder: Er sitzet in der Armenschule, oder: Er siehet nach den Junkern."

Francke fügte lächelnd hinzu: „Du hast noch eins vergessen aufzuführen: er plaudert daheim mit seiner Frau Eheliebsten! Ja, ich weiß es wohl, du bist eifersüchtig, sagest: Ich bin vermählt und habe doch keinen Mann! Aber Scherz beiseite: der Gedanke, ein Waisenvater zu sein, ist mir schon seit etlichen Tagen durch den Kopf gegangen, und heute ist er mir in das Herz hinuntergefahren, daß er mir keine Ruhe mehr lässet. — Was schauet Ihr schon wieder so gar ängstiglich drein, lieber Freylinghausen? Fanget Ihr abermals an zu rechnen? Denket Ihr schon wieder an den ledigen Beutel?"

Während Freylinghausen, um eine Antwort verlegen, sich am Rock zupfte, nahm Frau Magdalena für ihn das Wort: „Tadle du nur immer deinen lieben Helfer — ich muß mich hier auf desselbigen Seite stellen. Sei doch zufrieden mit dem, was gegenwärtig auf deinen Schultern lieget, es ist schwer genug. Willst du alles allein machen? Siehe, es sind ja noch genug andere Leute da, so zur Arbeit im Reiche Gottes berufen."

Francke schüttelte ernst und fast vorwurfsvoll den Kopf. „Liebe Magdalena, du gehest in deiner zärtlichen Fürsorge für mich zu weit. Dein drittes Wort ist: Schone deiner! Was meinest du, daß der heilige Paulus, so er ein Weib besessen hätte, würde geantwortet haben, wenn sie ihn ohne Unterlaß am Rock gezogen hätte: Lieber Paulus, schone deiner?"

Der Professor wandte sich mit artiger Gebärde zu der Frau Magdalena: „Liebwerte Frau, Ihr meinet es gut, und

dennoch — Euer Gemahl ist im Recht. Er fühlet in sich die Kraft des Höchsten, da kann ihm nichts zu viel und nichts zu schwer sein. Schauet ihn doch an, wie frisch und klar sein Blick, wie blühend seine Wangen, wie wunderlich ihm nach der Schwachheit im vorigen Winter der Herrgott emporgeholfen. Und wodurch hat er ihm emporgeholfen? Nicht dadurch, daß er ihm Ruhe schaffte, sondern daß er ihm neue Arbeit gab. Je größer seine Aufgaben, desto mehr wachsen ihm die Kräfte, je mehr er wirkt, desto fröhlicher lebt er auf. Wo er feiert, da ermattet er, in der Arbeit wachsen ihm die Schwingen."

Francke dankte seinem Kollegen mit einem verständnisinnigen Blick und warmen Händedruck, während sich dieser erhob und mit einem erschrockenen Blick nach der Uhr eiligst verabschiedete.

Auch die übrige Gesellschaft ging auseinander: die Frau Pfarrerin begab sich mit dem Säugling zu Bett, der Adjunkt suchte gleichfalls die nächtliche Ruhe, in Franckes Arbeitszimmer aber brannte das Licht noch bis gegen den Morgen. Er saß, das Haupt in die Hand gestützt, regungslos an seinem Tisch: in seinem Innern rumorte der Gedanke der Waisenerziehung und gestaltete sich in seinem Geist langsam zu einem klaren Bild. Als er sich endlich schlafen legte, war der ganze Plan bereits fertig, und in seinem Gebet befahl er sein Vorhaben dem, der zum Wollen das Vollbringen geben muß.

Am andern Morgen, als er von der täglichen Frühbetstunde aus der Kirche heimkam, lag auf seinem Tisch ein Brief mit folgenden kurzen Worten: „Beifolgende fünfhundert Thaler sendet Ew. Hochwürden ein Freund mit der Bitte, mit den Zinsen dieses Kapitals den Anfang zu einer geordneten Waisenpflege zu machen."

„Das ist von Stryk!" rief Frau Magdalena, die gerade zugegen war, und aus den Augen rannen ihr zwei große Thränen.

Francke schaute mit gefalteten Händen himmelwärts und sagte im Ton der tiefsten Herzbewegung: „Nein, das ist vom Herrn! — Magdalena, gehe und suche mir eine Waise! Mir brennet drinnen das Herz, daß ich erst eine Waise habe! Mit den Zinsen dieses Kapitals hoffe ich ein Kind erhalten und erziehen zu können."

Überwältigt von der Deutlichkeit, mit welcher hier der Finger Gottes sichtbar ward, wagte Frau Magdalena nicht mehr dreinzureden und machte sich ohne Umschweif auf den Weg.

Während des Mittagessens erstattete sie ihrem Eheherrn Bericht über ihre Nachforschungen. „Es sind mir vier Waisenkinder aufgestoßen, die ich dir zur eigenen Prüfung vorstellen werde. Doch mag dir, da eines so bedürftig wie das andere, die Wahl wohl schwer werden."

In Franckes Augen ward wieder einmal jenes eigentümliche Leuchten sichtbar, welches der Vorbote großer Entschlüsse war. „Ei, so will ich mir die Wahl ersparen und sie alle vier nehmen! Mein Gott, auf dich will ich's wagen; der du bis hierher treulich geholfen, du wirst mich auch künftighin nicht im Stich lassen."

Frau Magdalena wollte eben etwas erwidern, da klopfte es schüchtern an die Thür, und nach mehrmaligem Hereinruf erschien ein altes, elendes Weib mit zwei kleinen Kindern, einem Knaben von fünf und einem Mädchen von sechs Jahren. „Ach, ehrwürdigster Herr Pfarrer", stammelte sie, „es ist zu meinen Ohren gekommen, daß Ihr Euch der armen Waislein wollet annehmen. Bringe Euch dahero diese meine beiden Enkelkinder, deren sich seither niemand hat erbarmen wollen. Habe mein Weniges mit ihnen geteilet, aber meine Tage sind gezählet, und was soll dann werden?"

Francke winkte die Kinder zu sich an den Stuhl heran und nahm sie freundlich zwischen seine Kniee. Er liebkoste

sie eine Weile schweigend, dann sagte er entschlossen: „Wo vier sind, mögen sechs auch bleiben! Gute Frau, Eure Enkelkindlein sollen versorget werden!“

Die Alte faßte zitternd des Pfarrers Hand und weinte drauf, auch der Frau Magdalena rannen die hellen Thränen aus den Augen, die sie selbst nicht deuten konnte, denn entgegengesetzte Empfindungen wogten in ihrer Brust. Sie wollte mit ihrem Gatten zürnen, aber sie vermochte es nicht: über den Zorn siegte die Bewunderung solcher Herzensgröße und Glaubensstärke, und leise flüsterte ihr Mund: „Herr, hilf mir, daß ich hinter ihm drein komme, ihn zu verstehen und so glauben zu lernen, wie er!“

Es wurden nun gute, christlich gesinnte Bürgerfamilien gesucht, bei denen die Kinder untergebracht werden sollten. Man hatte aber kaum den sechs ein Unterkommen verschafft, als noch drei nachgebracht wurden. Francke sah bedeutungsvoll sein Weib an und fragte: „Soll ich diese abweisen?“

„Nein!“ antwortete Frau Magdalena mit solcher Festigkeit, daß Francke verwundert aufblickte. Er sagte aber nichts, er drückte ihr nur warm die Hand.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Dach und Fach und ein gedeckter Tisch.

In dem Hause Mittelwache Nr. 7 war ein geschäftiges Treiben: Zimmerleute, Ziegeldecker und Glaser hantierten mit rührigem Fleiß an einem nach hinten hinaus an das Vordergebäude neu angebauten Flügel. Man hatte nur den Frühling abgewartet, so war der Bau begonnen worden, und das Früh-

jahr war so zeitig gekommen, daß jetzt vierzehn Tage vor dem Pfingstfest die Vollendung nahe war. Herr Neubauer, der Studiosus, war aber auch fleißig auf dem Bauplatz gewesen und hatte wacker angetrieben.

Auch heute stand er wieder auf seinem Posten und schaute den Werkleuten zu. Ein Bürgersmann aus Halle, der Glockengießer Röthling, trat im Vorübergehen an ihn heran. „So lobe ich es mir! Nun bekommt das Ding doch eine Art. Ein Haufe Waisen und kein Waisenhaus dazu, das ist gerade, als wollte man erst die Glocke gießen und danach den Turm bauen. Der Herr Francke hatte die Sache etwas überstürzt."

„Überstürzt?" fragte der Studiosus zurück. „Nun ja, von langem Bedenken ist der Herr Pfarrer nicht, sondern er fährt geradezu; aber das ist auch das Rechte, denn die vielen Wenns und Abers, die andere Leute erst zu machen pflegen, legen sich ihnen wie Steine in den Weg, darüber sie wohl stolpern und gar nicht zum Ziel kommen. Haben denn die Waiselein bis heute Not gelitten? Aber wahr ist's: so wie es jetzund ist, konnte es nicht für immer bleiben; wo Waisen sind, da gehöret sich auch ein Waisenhaus."

„Wo nur der Francke das Geld alles hernimmt!" äußerte der Glockengießer. „Das ist ja was Wunderbares, wie das von allen Seiten und von aller Welt Enden geflogen kommt. Hat er denn dem Reichenbach das Haus bezahlt?"

„Bis auf den letzten Heller, und auch die Kosten des Neubaus sind gedeckt, das Geld ist alles da. Ehegestern sind wieder tausend Thaler eingegangen von demselben Geber, der schon einmal fünfhundert Thaler gespendet, damit Francke die Waisenpflege begonnen. Auch den ganzen Winter über hat das Geben nicht aufgehört, und nicht Geld allein ist es, was da kommt, sondern auch allerlei Gerät, Wäsche, Kleider und was sonst not ist für die Waisen."

Der Glockengießer schüttelte den Kopf. „Wenn man das alles addieren wollte, was der Francke seither geschenkt bekommen, es würde wohl eine stattliche Summe herauskommen, und der Herr Pfarrer mag dabei ein recht gemächlich Leben führen, denn bei so vielem wird doch auch wohl für ihn ein wenig abtröpfeln.“

Der Studiosus trat einen Schritt zurück und maß den Glockengießer mit einem strengen Blick. „Meinet Ihr das im Ernst, Meister Röthling? Ihr beleidigt ihn mit solcher Mutmaßung. Giebt er doch noch von dem Seinigen her, wo das Geschenkte nicht zureicht. Was fraget er nach sich? Wenn nur andere haben! In seinem Haushalt gehet es so einfach und gar dürftig her, daß es einen erbarmen kann! Vorige Weihnacht, als der kleine August Gottlieb gestorben, da war große Not, wovon dem Leichnam ein Särglein solle beschaffet werden; und als jüngst der kleine Gotthilf August aus der Taufe gehoben werden sollte, da ist der Taufschmaus unterblieben, warum? Weil tags zuvor ein armer Studiosus um ein Almosen bat: da hat Francke das für den Schmauß Zurückgelegte dem Armen gegeben. Solche selbstlose, opferfreudige Liebe habe ich mein Lebtag nicht gesehen, danke dahero auch meinem Gott, daß er mir die Gnade gegeben, in dieses Mannes Schatten zu sitzen und sein Vorbild täglich vor Augen zu haben, maßen man in seiner Nähe besser werden muß. Auch Herr Freylinghausen redet also. Was meinet Ihr, daß er für seinen Dienst beziehet? Nicht einen Heller; Francke teilet sein weniges mit ihm. Und doch mag er nimmer von diesem Manne weichen, ob ihm gleich schon unterschiedliche Pfründen angetragen worden und mehrere Gemeinden ob seiner köstlichen Predigtgabe Begehren nach ihm getragen.“

Der Glockengießer sah nachdenklich zur Erde und zeichnete mit dem Gehstock Figuren in den Sand. — Da von dem Dach

des neuen Hauses her Neubauer gerufen ward, ließ dieser den Meister stehen, der nach einer Weile seines Weges ging und im Weggehen vor sich hin murmelte: „Ich verstehe den Francke nicht, aber so viel merke ich: der ist nicht wie die andern Menschen.“ — —

Am Sonntag Exaudi war das neue Haus festlich geschmückt und um dasselbe her eine dicht gedrängte Menge versammelt, deren Augen nach dem Pfarrhaus gerichtet waren. Die Thür desselben that sich auf, und von Francke, Freylinghausen und Neubauer geführt, erschienen paarweis unter frommem Gesang die Kinder der Armen- und der Bürgerschule, ein langer, ansehnlicher Zug, hinter diesen aber, von der Frau Pfarrerin geleitet, zwölf Waisenkinder, deren jedes eine neue Bibel in der Rechten trug.

Wie das so feierlich aussah! In regungslosem Schweigen stand das Volk, und in vieler Augen schimmerte es von Thränen. — Die Menge wollte sich in das Haus nachdrängen, doch da war ja kein Platz: es mußte alles vor der Thür stehen bleiben; und doch wollte man hören, was Francke drinnen sagen würde.

Freylinghausen raunte dem Pfarrer etwas ins Ohr, da trat dieser an das offene Fenster und sprach mit Aufgebot aller seiner Kraft, daß man draußen auf der Straße jedes Wort verstand. Es war eine heilige Weihestunde. In tiefster Andacht lauschte man den Worten des gottseligen Mannes, dessen Mund überfloß von Loben, Preisen und Danken, und der zu den Kindern so zu reden wußte, daß es auch den Erwachsenen ans Herz drang. — — —

Es war sieben Wochen später, als eines Morgens Francke in seinem Studierstüblein segnend seine Hände auf das Haupt eines Mannes in den dreißiger Jahren legte und sprach: „So ist denn der Tag gekommen, an welchem Ihr, mein lieber

Georg Karl Müller, als mein Mitarbeiter in den Dienst des Herrn treten sollet. Nachdem sich die Zahl der Waisen bis zu achtzehn gemehret und noch größeres Wachstum zu erwarten stehet, so sollet Ihr als Waisenvater in das neue Haus ziehen und an den armen Kindern Vater= und Mutterstelle vertreten. Ihr wisset, daß es sich für Euch allhier nicht darum handelt, Schätze zu erwerben und ein gemächlich Leben zu führen, sondern daß Ihr lernen müsset, Euch selbst zu verleugnen und Euer Leben zu verlieren. Es stehet aber geschrieben: Wer sein Leben verlieret um meinetwillen, der wird es bewahren in das ewige Leben. Mein lieber Freund, Silber und Gold habe ich nicht, was ich aber habe, das gebe ich Euch: mein Gebet und tägliche Fürbitte um den Segen Gottes, an welchem alles gelegen ist. Und so ziehet hin und arbeitet im Weinberg des Herrn, ermutigt durch das Wort Jesu Christi: Was ihr gethan habt einem dieser Geringsten unter meinen Brüdern, das habt ihr mir gethan! Amen."

„Amen!" wiederholte Müller. „Herr hilf, ach Herr, laß alles wohl gelingen!"

In ernstem Schweigen gingen nun die beiden Männer nach dem Waisenhaus hinüber. Dort waren bereits die achtzehn Kinder auf dem Flur versammelt, und wie aus einem Munde schallte es dem neuen Vorsteher entgegen: „Grüß Gott, lieber Vater!"

Im Nu drängten sich die Kinder um den Mann und haschten nach seinen Händen und schauten getrost und mit aller Zuversicht zu ihm auf — kannten sie ihn doch schon, hatten sie doch schon gemerkt, daß der es auch so gut mit ihnen meine wie der liebe Herr Pfarrer, und mit ihnen zu reden verstehe, daß man ihm gleich gut sein müsse.

Als sich die Kinder einigermaßen beruhigt hatten, nahm Francke den neuen Waisenvater und führte ihn durch sein Reich,

indem er zuerst die Treppe hinaufstieg in den Oberstock. Da lagen die Zimmer nebeneinander mit hohen Fenstern und hellem Licht und frischer Luft. Sauber mit Linnen überdeckt standen in jedem sechs Betten und neben jedem Bett ein Schränklein, darin die Kleider und Bücher der Waisen ihren Ort hatten. Dahinter kam wieder ein Zimmer, größer noch als die übrigen, das war der Speisesaal. Mitten darin stand ein langer Tisch mit neunzehn Stühlen umgeben, obenan der Platz des Waisenvaters. Im Erdgeschoß lag die Küche nebst den Vorratsräumen und einem kleinen Gemach, dem Kämmerlein des Waisenvaters.

Nachdem Francke seinem neuen Mitarbeiter alles gezeigt, verabschiedete er sich von ihm, denn daheim warteten andere Pflichten des unermüdlich thätigen Mannes, der jeden Morgen beim Erwachen sich die Stunden des Tages einteilte und seinen Plan machte, wie er die Zeit am besten auskaufe, dem jede Minute kostbar war und zu bloßer geselliger Unterhaltung keine Zeit erübrigte, um nur immer wirken zu können, wirken, solange es Tag sei, dem auch die Zeit des Essens dienen mußte, um für das Reich Gottes zu arbeiten durch erbauliches Gespräch oder durch Besprechungen mit seinen Gehilfen, über den sich seine Freunde oft beklagten, daß sie seiner so wenig genössen, und den doch so viele selig preisen als einen Engel Gottes, ihnen zur Hilfe gesandt. —

* * *

Es war am 13. September desselben Jahres 1696, als in dem Flur des Waisenhauses zwei Tische gedeckt standen, jeder mit zwölf Tellern besetzt. Der Küchenmeister trug mit der Magd die Schüsseln auf, aus denen die dampfenden Bohnen einen lieblichen Geruch verbreiteten. Während der Küchenmeister die

Stühle herzutrug, sprang die Magd nach dem Pfarrhaus hinüber, und kurz darauf erschien Francke, der Professor, mit vierundzwanzig Studenten.

„Sehet da, meine jungen Freunde“, sagte er, „wie euch der Herrgott den Tisch gedecket hat! Ich achte es für schicklicher und ersprießlicher, wenn ich euch nicht mehr wie bis anhero mit barem Geld versorge, sondern euch mit einem warmen, schmackhaften Essen diene. Der Herr, der sich mir bis hierher nicht unbezeugt gelassen, wird ja auch diesen Tisch alltäglich decken, und der liebe Müller wird auch das Seine thun, daß euch die Speise munde. So tretet nun herzu und esset das Mahl!“

Nach einem herzinnigen Tischgebet setzte sich alles, und man sah es an den Gesichtern, daß es ihnen vortrefflich schmeckte. Wie sollte das auch nicht! Hatten doch die Studenten ihren Professor in ihrer Mitte, ihren geliebten Professor, an dem sie wie an einem Vater hingen, der nicht bloß ihren Geist mit Weisheit sättigte, sondern auch ihrem Herzen reiche Nahrung spendete, zu dem sie hinaufschauten wie zu einem Heiligen, dessen Vorbild eine Kraft auf sie übte, zu verleugnen das ungöttliche Wesen und die weltlichen Lüste, um züchtig, gerecht und gottselig zu leben in dieser Welt. Wie Glieder einer Familie fühlten sie sich, und das Hochgefühl, von Francke geliebt, von Francke bevorzugt zu sein, erhob sie über allen Hohn und Spott, der ihnen von den andern Musensöhnen angehängt wurde, daß sie sich gar die Schmach zur Ehre schätzten und stolz waren auf den Schimpfnamen „Franckianer“. Und wenn Francke für die Wohlthat leiblicher Verpflegung ihre Mithilfe für den Unterricht in seinen Schulen in Anspruch nahm, so sahen sie das nicht als eine Gegenleistung an, sondern fühlten sich ihm dadurch zu neuem Dank verpflichtet und nahmen es als eine neue Wohlthat hin.

Sie saßen, nachdem abgegessen war, noch lange bei einander in lebhafter Zwiesprach. Währenddessen lag der Mann Gottes, der sich längst entfernt hatte, in seinem Stüblein auf den Knieen und rang mit Gott in heißem Gebet. Mit dem Ausdruck tiefster Niedergeschlagenheit war nämlich Freylinghausen zu ihm gekommen und hatte ihm seine Not geklagt, daß für die Schule und das Waisenhaus nicht mehr wie alles fehle. „Wir bedürfen zwanzig bis dreißig Scheffel Korn, zwei Klafter Holz, dazu Wolle und Garn, auch etliche Kälber und Hammel, aber wovon das alles beschafft werden soll, weiß ich nicht, denn der letzte Groschen ist hin."

Francke stand von seinem Stuhl auf und ließ den Blick ins Leere gehen. „Ich wüßte wohl einen Mann, dem unsere Not bloß brauchte geoffenbaret zu werden, so thäte er die Hand in die Tasche; doch möchte ich ihn nicht abermals beschweren, maßen er schon zu wiederholten Malen gegeben. Ich weiß aber noch einen, bei dem kann man alle Tage klopfen."

Nachdem Freylinghausen sich entfernt, fiel Francke auf seine Kniee und hob an zu beten.

Er war noch nicht fertig, da klopfte es, und ein Mann trat herein, der mit kurzem Gruß eine Rolle Geld auf den Tisch legte und sich wieder entfernte, ehe noch Francke zu Wort gekommen war.

Freylinghausen mußte wieder kommen, und auf die Rolle deutend, fragte der Pfarrer, ob das wohl reichen würde?

Freylinghausen zählte fünfzig Thaler auf. Während er noch damit beschäftigt war, brachte die Magd einen Brief, aus welchem beim Eröffnen zwanzig Thaler fielen.

„Kommt, lasset uns danken dem treuen Gott und fröhlich sein über seine Hilfe!" rief Francke mit verklärtem Gesicht.

Freylinghausen schaute trübe drein: „Ja, Ihr möget das wohl, Euer Herz kann fröhlich sein über die neue Gnade; ich aber muß Buße thun und trauern, darum, daß ich dem treuen Gott so wenig vertraut und wieder einmal an seiner Hilfe gezweifelt!“

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Zwei Adler statt des einen.

Vor dem rannischen Thore dehnte sich eine weite, grüne, mit Gärten und Weinbergen geschmückte Fläche, welche, von Ost nach West sich absenkend, in den Marktplatz von Glaucha auslief. Im Halbkreis lagen hier dicht bei einander drei Wirtshäuser, der goldene Adler, die goldene Rose und das Raubschiff, welche einen Platz einschlossen, den das Volk zum Tanz und andern Belustigungen benutzte, auf dem auch Gemüsehändlerinnen feil hielten und zuweilen die Studenten zechten.

An einem drückend heißen Julimorgen des Jahres 1698 saßen in der goldenen Rose drei Männer an dem offenen Fenster beim Bier und blickten auf den Platz hinaus, wo in unmittelbarer Nähe des seines Schildes beraubten Wirtshauses zum goldenen Adler eine Menge Erdarbeiter beschäftigt waren, den Grund aufzureißen. Der eine der drei, der dicke Brauherr Samuel Blech, legte sein unförmliches, gedunsenes Gesicht zum Fenster hinaus und krächzte mit seiner fetten Stimme: „Wer hätte das gedacht, daß da, wo erst die Gläser klirrten und Schelmenlieder erklangen, Betbrüder ihre Litaneien plärren würden! Ich kann's noch gar nicht verwinden, daß der güldene Adler von dannen geflogen: der alte Kraut hatte immer das

kühlste Bier, und es saß sich so behaglich bei dem Alten, wenn er seine Schnacken und Anekdötlein erzählte."

„Lasset gut sein, Gevatter Blech", erwiderte der andere, der Barbier Wittig. „Ich habe es munkeln hören, der güldene Adler solle wieder auferstehen: ein Schenkwirt aus Halle wolle dem Francke zum Tort seinem Waisenhaus gegenüber ein neues Wirtshaus aufrichten."

Der Brauer schlug seine fleischigen Hände zusammen und lachte roh auf. „Das wäre lustig! Wollte selber fleißig helfen, den Betbrüdern in ihr Geplärr einen guten Morgen hinüber zu rufen."

„Lachet nicht zu früh", fiel der dritte ein, der Tischlermeister Schurig, der etwas weiter zurück saß. „Der Francke hat davon Wind bekommen und jenem Schenkwirt den Platz vor der Nase weg gekauft."

„Oho!" platzte der Brauer hervor, „hat er denn die nötige kleine Münze? Das kostet ja alles ein heidenmäßig Geld, wozu er lange wird mit dem Bettelsack herumgehen müssen! Freilich ist es wahr, er bringt mit seiner unverschämten Bettelei ein Erkleckliches zusammen — weiß der Teufel, wie er's macht! Den güldenen Adler hat er bei Heller und Pfennig bezahlt, und es waren doch nahe an zweitausend Thaler. Aber nur Geduld! Er wird sich bald hinter den Ohren kratzen, wenn es erst ans Bauen gehet. Solch ein Bauen kostet Geld — und sehet nur, wie großartig er's anfängt! Dort hinten heben sie auch noch an zu graben! Wenn das mit zur Front gehöret, so wird es ein riesenhafter Bau. Ha, ha, ha! Francke, wenn du die Mauer in die Höhe bringst, so will ich mich dran hängen lassen!"

Der Schreiner lächelte boshaft: „Nun, dann besorget Euch nur immer den Strick — ich sehe das Haus schon stehen. Es wäre das erste Werk, welches dem Pfarrer mißglückt wäre."

„Bah!“ krächzte der Brauer. „Der Krug geht so lange zum Brunnen, bis er bricht, und die Mücke tanzt so lange um die Flamme, bis sie sich die Flügel verbrannt. Der Francke wird's so lange treiben, bis er mit Schimpf und Schande von dannen muß, wie in Erfurt.“

„Das meine ich auch“, schaltete der Barbier ein. „Konnte er nicht zufrieden sein mit seinem alten Hause? War ja Raum genug für seine Schule und die Waisen, nachdem er das Nachbarhaus auf der Mittelwache noch dazu gekauft und mit dem ersten durch Wegnahme der Scheidewand zu einem verbunden. Aber das muß alles recht großartig sein und in die Augen fallen. Man kennet diese Art Leute schon. Das bücket sich immer so demütig und verkehret die Augen, aber die Pfarrer drinnen in der Stadt haben ganz recht, wenn sie predigen: Trauet dem Schafskleid nicht, darunter sitzet das Herz eines Wolfes!“

„Redet doch nicht also!“ fiel der Schreiner dem Barbier ins Wort. „Das Haus auf der Mittelwache war zu eng geworden. Wo sollten neben der Schule, die sich bereits zu drei Klassen und einer lateinischen Separatschule erweitert, die hundert Waisen bleiben und dazu die zweiundsiebzig Studenten, welche Francke täglich speiset? Er hat den güldenen Adler als eine gute Gelegenheit benutzt, um weiteren Raum zu bekommen.“

„Aber warum hat er denn den güldenen Adler schon wieder aufgegeben?“ eiferte der Barbier. „War er ihm nach einem Vierteljahr auch schon wieder zu eng?“

„Gewiß!“ versetzte Schurig. „Der güldene Adler war eben ein Schenkhaus, aber kein Waisenhaus. Sollte er dem neuen Zweck angemessen hergerichtet werden, so hätte das ein groß Stück Geld erfordert, und das war die alte Rummelei nicht mehr wert. Herr Neubauer, Franckes Mitarbeiter, ist in Holland gewesen, allwo er sich die Einrichtung der Waisen-

häuser besehen. Hier zu Lande giebt es ja dergleichen Anstalten nicht, davon man sich hätte ein Muster nehmen mögen. Und nun gehet es auch alsbald an die Arbeit."

Von dem Bauplatz her kam ein Arbeiter an dem offenen Fenster der goldenen Rose vorüber, und der Brauer rief ihm zu: „Komm her, Lump, und trink einmal! Euer Pfaff füttert euch doch nur mit Bibelsprüchen."

Der Mann schaute dem Brauer fest ins Gesicht: „Trinket Euer Bier selber! Ihr brauchet viel, Euer Fäßlein zu füllen."

Der Brauer wollte dem Mann antworten, aber der war schon um die Ecke, und der ehrenwerte Herr Blech mußte sich mit etlichen vierschrötigen Flüchen begnügen, die er hinter dem Flüchtling drein donnerte.

Während dessen war ein Herr mit einer Papierrolle in die Schenkstube eingetreten und forderte sich von dem Wirt ein Frühstück. Es war der Baumeister.

Der Schreiner trat ihm höflich näher und setzte sich zu ihm an den Tisch. „Habet Ihr da den Riß, Meister? Gerne sähe ich ihn einmal."

Bereitwillig faltete der Herr das Papier auseinander, während der Brauer und der Barbier aus der Entfernung die Hälse reckten.

Der Baumeister erklärte den Plan: „Dieses hier ist die Front des neuen Gebäudes, welches im rechten Winkel an das ehemalige Wirtshaus stoßen soll, also daß dieses gleichsam einen Flügel bildet. Das neue Haus soll einhundertachtunddreißig Fuß lang und vierundvierzig Fuß tief werden, drei Stockwerke und ein hohes Erdgeschoß mit einer Freitreppe von sechzehn Stufen bekommen. Das Gebäude wird mit einem holländischen Dach versehen werden, und über demselben soll sich ein Altan erheben, von welchem herab man einen weiten und schönen Ausblick haben wird."

Die beiden Zuschauer im Hintergrund grinsten sich gegenseitig mit hämisch spöttischem Lächeln an, während der Schreiner mit der größten Verwunderung auf das Papier starrte.

„Francke hatte“, fuhr der Baumeister fort, „ursprünglich einen Holzbau in Absicht, doch ist er wieder davon abgekommen: das Haus wird in Stein aufgeführt.“

Im Hintergrund murmelte es: „Ja, wenn's Steine vom Himmel regnete!“

Der Baumeister wendete sich mit sicherer Ruhe zu den beiden Ehrenmännern halb herum: „Das ist nicht nötig, ihr Herren! Es wachsen Steine genug in der Erde, und ein Steinbruch ist auch schon da zum Brechen. Mit dem Ankauf des kleinen Bauernhofs in Giebichenstein, der ‚Brotsack‘ genannt, hat der Herr Pfarrer Francke ungeahnt ein gut Geschäft gemacht, denn beim Umgraben des Gartens hat man einen ergiebigen Steinbruch gefunden. Der wird ein gut Teil Material liefern, was aber noch fehlet, wird unser gnädigster Kurfürst ersetzen: gestern ist von Berlin ein Schreiben eingelaufen, darin zu dem Bau einhunderttausend Mauersteine und dreißigtausend Dachziegel verheißen sind.“

„Das weiß der Teufel, wie das alles zugehen mag!“ platzte der Brauer heraus. „Wo's der Kurfürst hinschmeißet, da schmeißet er's hin. Unsereins bekäme keinen Backstein, wenn man darum bäte.“

Der Baumeister zuckte bedauernd die Achsel und rollte das Papier zusammen.

„Na, der Herr Pfarrer wird sich aber doch umsehen, wenn der Bau erst angeht“, warf der Barbier leicht hin. „Es gehöret eben mehr dazu, als Steine und Ziegel. Ich erlebe noch, daß der Bau halb fertig hängen bleibet und als Ruine den Dohlen zum Quartier dienet.“

„Ihr seid um Eure Prophetengabe zu beneiden", sagte der Baumeister verächtlich lächelnd und begann sein Frühstück zu verzehren, das eben aufgetragen worden war.

„Was mag es dort geben?" fragte der Schreiner, der an das Fenster getreten war, indem er nach dem Bauplatz hinzeigte, wo die Arbeiter alle auf einen Punkt zusammengelaufen waren. „Da kommt auch noch der Pfarrer mit dem Adjunkten und mischet sich in den Haufen."

Die Gäste verließen die Wirtsstube, auch der Baumeister ließ sein Frühstück stehen und eilte hinaus.

Wir müssen jetzt in unserer Erzählung eine Stunde rückwärts gehen. In seinem Stüblein saß der Pfarrer Francke und ihm gegenüber ein gothaischer Oberbaurat, welcher, in der Angelegenheit des Neubaus von ihm um sein Gutachten angegangen, auf der Durchreise durch Halle in dem glauchaischen Pfarrhaus mit vorgesprochen war. Der Oberbaurat war auch eine von den Philippusnaturen, und es war nur gut, daß Freylinghausen nicht zugegen war, sonst würde dieser Oberwasser bekommen und auf Francke dreingeredet haben: „Habe ich's nicht immer gesagt, der Plan ist zu kühn und nimmer hinauszuführen?" Der Oberbaurat war nämlich nach Kräften bemüht, dem Pfarrer den ganzen Bau als ein bedenkliches Wagnis aus dem Sinn zu reden, und als er nach einer Stunde wieder von dannen fuhr, verließ er Francken in großer Aufregung. Der sonst so ruhige, gelassene Mann schritt hastend in seinem Zimmer auf und ab und wischte sich den Schweiß von der Stirn; er fühlte an seinem hochklopfenden Herzen, daß die Festigkeit seines Gottvertrauens einen Stoß bekommen habe. Als seine Unruhe sich nimmer legen wollte, griff er zu seinem althergebrachten Besänftigungsmittel: er kniete an seinem Betpult nieder und sagte dem Herrn all seine Not.

Als das Gebet sich dem Ende zuneigte, hörte er Tritte im Vorzimmer und eine Männerstimme, die nach dem Herrn Pfarrer fragte. Gleich darauf trat eilfertig ein Arbeiter in Hemdsärmeln herein: „Herr Pfarrer, möchtet Ihr nicht flugs nach dem Bauplatz kommen? Es ist etwas in der Erde gefunden worden, das niemand zu deuten weiß."

Francke folgte dem Mann und drängte sich durch den Menschenhaufen zu dem Werkführer, welcher ihm eine goldene Münze entgegenhielt: „Sehet da, Herr Pfarrer, diese Münze hat in der Erde gelegen. Es ist eine ausländische Inschrift darauf, die ich nicht zu entziffern vermag."

Francke drehte die Münze in der Hand und las mit Mühe die halb verwitterten Buchstaben: Jehovah conditor condita coronide coronet.

Er ließ die Hände sinken und rief: „Herr, Herr, auf wie mancherlei Weise weißt du doch auf menschliche Anrede zu antworten! Siehe, nicht bloß die Winde machest du zu deinen Boten und nicht bloß die Feuerflammen zu deinen Dienern — auch eine alte verlorene Münze muß auf dein Geheiß aus der Erde, deine Antwort zu bringen auf menschlich Gebet!"

Dann zu den Umstehenden gewendet, sprach er mit lauter Stimme: „Die Worte lauten zu deutsch: Jehovah der Erbauer vollende den Bau."

Es entstand eine tiefe Stille, bis der Werkmeister fromm seinen Hut abnahm und sagte: „Wahrlich, der Herr ist an diesem Ort und spricht sein Amen zu unserm Beginnen."

Wieder erfolgte ein feierlich andächtiges Schweigen, dann erklang plötzlich aus der Menge eine einzelne Stimme: „Alles ist an Gottes Segen — — —"; und siehe, hier und da fiel ein anderer mit ein, und bald schallte es in vollem Chor

in den hellen klaren Morgen hinein zum Throne Gottes hinauf:

„Alles ist an Gottes Segen
Und an seiner Gnad gelegen,
Über alles Geld und Gut.
Wer auf Gott sein' Hoffnung setzet,
Der behält ganz unverletzet
Einen freien Heldenmut."

Der Brauer und der Barbier waren nicht mehr zur Stelle, sie hatten sich von dannen geschlichen, wie die Katze von dem Taubenschlag, auch unterwegs kein Wort miteinander geredet und sich am Thor stumm getrennt. Ob sie sich ärgerten? Oder ob sie sich schämten? Ich weiß es nicht. —

Als Francke mit Freylinghausen heimging, meinte er unterwegs: „Damit ich es nicht etwa einmal vergäße, so hat es mir der Herrgott heute nachdrücklich gesagt, wer der eigentliche Bauherr sei. Das beschämet mich aber nicht, das tröstet mich vielmehr; und wenn es wieder Not giebt, so will ich ihn daran erinnern, daß er der Bauherr sei." —

Das hat er denn auch gar bald thun müssen. Freylinghausen und Neubauer, welch letzterem ganz besonders die Leitung des Baues oblag, standen oft bei einander und ließen die Köpfe hängen und klagten sich ihre Not. „Es ist zuviel gewesen, was er gewagt", sagte Neubauer eines Tages. „Alle Tage muß man die Hand im Kasten haben, und alle Tage kommen die Finger auf den leeren Boden. Ach Gott, was will es schon heißen, alle Tage zweihundert und mehr Personen speisen! Und nun der Bau dazu, der schreckliche Bau! Da kommen heute die Maurer, morgen die Erdarbeiter, übermorgen die Lieferanten, und alle wollen haben! Gestern habe ich die für die Bettler zurückgelegten Pfennige angreifen müssen, um Lichte zu kaufen, damit die Kinder nicht im Dunkeln säßen! Freilich, wenn ich mich frage: Haben wir seithero irgend einen

Mangel gehabt? so muß ich bekennen: Nie keinen, denn die Gaben an Geld und Vorräten sind ohne Unterlaß geflossen; aber wie ist es? Von einem Tag zum andern sind die Mittel erschöpft, und jeden Abend quälet mich die Sorge: Was soll es morgen werden? Dazu nimmt der Spott der Menschen immer mehr überhand, daß auch die Arbeiter scheu werden und fürchten, sie möchten eines Tages um ihren Lohn kommen. Francke ist dabei so ruhig wie ein Kind, das auf dem Schoß seiner Mutter spielt. Ich kann so nicht sein, so sehr ich mich auch mühe; meine Seele will müde werden, daß ich möchte zu dem Pfarrer gehen und sprechen: Herr, sendet, wen Ihr wollt, ich bin zu schwach!"

Ja, warum ging er denn aber nicht hin zu dem Pfarrer und sagte ihm das? Es geht von großen Gottesmännern eine Kraft aus, welche wie mit magnetischer Gewalt alles Verwandte packt und mit sich fortreißt. Man kann nicht stehen bleiben, wenn man solch einen Helden aufwärts dringen sieht, man muß hinter ihm drein, wie hinter einem Feldherrn in der Schlacht die verzagen wollenden Krieger. Das war es, was bei Neubauer das Zagen niemals zum Verzagen kommen ließ, das war die geheimnisvolle Macht, die ihn immer wieder aufhob, wenn ihm die müden Kniee sanken. —

Ein Tag ging nach dem andern hin, und nicht eine Stunde stockte der Bau, bis endlich der Winter Halt gebot. Mit dem einbrechenden Frühjahr aber ging es wieder rüstig vorwärts, und die Lästerzungen wurden immer stiller.

Das Dach wurde aufgesetzt, und staunend stand das Volk, als über der Vorderfront zwei Adler sichtbar wurden, unter denen auf himmelblauem Grund die Worte standen: „Die auf den Herrn harren, kriegen neue Kraft, daß sie auffahren mit Flügeln, wie Adler."

Unter der Menge befand sich auch der Brauer Blech, der gerade aus dem Feld heimkam. Er wollte, ohne sich aufzu-



Vorderansicht der Franckeschen Stiftungen.

halten, seines Weges weitergehen, da fühlte er sich am Rockschoß festgehalten, und die Stimme des Schreiners Schurig rief ihm zu: „Freuet Euch doch, Herr Blech! Da ist der Adler wieder und noch einer dazu gekommen! Was hat's nun für Not?"

„Lasset mich in Ruhe mit Euren Possen!" polterte Herr Blech, indem er sich mit Gewalt losriß und weitersegelte.

„Noch eins, Herr Blech!" rief der Schreiner boshaft hinter ihm drein: „Habet Ihr Euch den Strick besorgt?"

Die ganze Umgebung lachte laut auf, denn jener denkwürdige Ausspruch des Herrn Blech, er wolle sich an das Haus hängen lassen, wenn es fertig würde, war allgemein bekannt geworden. —

Am 13. Juli 1699 war seit der Grundsteinlegung ein Jahr vergangen. Man konnte diesen Tag als ein Doppelfest begehen: das Haus war unter Dach und Fach. — Das war ein Tag des Dankes und der Freudenthränen, ein Triumph des Glaubens und des Gottvertrauens. Auf allen Gassen, in allen Häusern wurde lobpreisend Franckes Name genannt und bewundernd sein Werk gepriesen.

Er hörte nichts davon, und das war auch gut: solcher Weihrauch hätte ihn betäubt und ihm seine Herzensseligkeit gestört. Hinten in der Familienstube saß nach beendeter Einweihungsfeierlichkeit der demütige Mann im Kreise seiner vertrautesten Freunde und pries aufs neue die Barmherzigkeit Gottes, da er den Anwesenden auf ihr Bitten erzählte, wie es mit dem Bau zugegangen:

„Meine herzgeliebten Freunde", hob er an, „was saget ihr doch immer: „Euer" Waisenhaus und „Eure" Kostgänger? Wenn mir solcher Gedanke einkäme, daß ich die Leute speise und daß ich ein Haus baue, so kann man sicher glauben, daß ich es als eine Anfechtung des Teufels ansehen

und mit allem Ernst niederkämpfen würde. Es hat mir der barmherzige Gott wohl zu erkennen gegeben, was es heiße: Aller Augen warten auf dich, Herr, denn du giebst ihnen ihre Speise zu seiner Zeit. Ich bezeuge vor dem Herrn, daß ich das ganze Werk als ein Werk Gottes ansehe und nicht denke, daß mir einiger Ruhm dafür gebühre, welchen ja auch der lebendige Gott gar leichtlich zu Schanden machen könnte, wenn er mich nur einmal in den vielfältigen Prüfungen stecken ließe. Des zum Beweis und Zeugnis will ich euch etliches aus meinen gemachten Erfahrungen kund geben. — An einem Freitag Abend, im November vorigen Jahres kam der Hausverwalter zu mir und stellte mir vor, daß es jetzo die höchste Zeit sei, für den Winter Schlachtvieh, Getreide, Holz, Küchen- und Kellervorräte einzukaufen, da doch so viele Menschen versorgt werden sollten, und alle diese Dinge später viel größere Ausgaben verursachen würden. Aber gerade jetzt fand sich die Kasse bis auf das äußerste erschöpft. Der Verwalter gab mir den Rat, bei einer Person, die bisher gar viel für das Waisenhaus gethan, das Geld einstweilen aufzuborgen. Dazu konnte ich mich aber nicht verstehen, meinte vielmehr, ich müßte vorerst zu Gott bitten gehen, ob der nicht eine unerwartete Hilfe schicken wolle. Das that ich denn auch. Als ich mich danach zum Abendbrot niedersetzen wollte, trat ein Freund mit einem Brief und einer Rolle Geld herein, welches ihm für das Waisenhaus von fernher zugeschickt worden war. Ich ließ nun den Verwalter kommen und sah denselben mit fröhlicher Miene von dannen gehen."

„Im Februar dieses Jahres ereignete sich ein so großer Mangel, daß ich solches für eine Stunde schwerer Prüfung erkennen mußte. Ich war von allem entblößet, und doch warteten jeden Tag so viele Arme auf ihr Almosen, auch der Bau forderte große Ausgaben, und meinem Herzen wollte schier

bange werden. Aber der Spruch: ‚Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, so wird euch das andere alles zufallen‘, ermutigte mich wieder so, daß ich alle Sorge um das Zeitliche fahren ließ und nur darauf sah, wie ich immer mehr Liebe und Zutrauen zu dem treuen Gott hätte. Und so sprach ich, als ich den letzten Groschen gehen sah: Herr, siehe auf meine Dürftigkeit! Dann wollte ich ins Kolleg gehen. Als ich auf den Hausflur trat, fand ich allda einen meiner wartenden Studenten, der überbrachte mir siebzig Thaler, welche über vierzig Meilen weit hergeschickt worden waren. Obgleich nun diese Summe kaum für eine halbe Woche zur Bestreitung der starken Ausgaben hinreichte, so bescherete doch Gott bald wieder so viel, als nötig war, und wurde in einer und der andern Woche diese mir von Gott zugeschickte Prüfung dergestalt überwunden, daß weder ein Herz darüber beunruhigt, noch äußerlich der Mangel gespüret ward."

„Ein andermal fehlte es wieder an allen Ecken. Der Ökonom brachte seine Rechnung und forderte aufs neue Geld zu den laufenden Ausgaben der Woche. Da mußte sich mein Herz im Glauben an Gott halten, denn die Ausgaben waren notwendig und doch kein Vorrat vorhanden. So wußte ich auch nicht, durch welche Mittel ich Rat schaffen könnte. Da ich eben mit einer höchst dringenden Arbeit beschäftigt war und einem Schreiber diktierte, so schickte ich den Haushalter einstweilen wieder weg, um nachher dem Herrgott allein unsere Not vorzutragen. Aber als ich mit meiner Arbeit fertig war, und nun hinausgehen wollte zu beten, da kam ein Brief von einem Kaufmann, welcher berichtete, daß er angewiesen sei, zum Behuf des Waisenhauses tausend Thaler an mich zu zahlen. Da mußte ich des Spruchs gedenken: Ehe sie rufen, will ich ihnen antworten. Ich ging dennoch in mein Kämmerlein, aber nun nicht zum Bitten, sondern zum Danken."

„Ein andermal hatte ich eine große Summe nötig, selbst hundert Thaler hätten mir nicht geholfen; und doch wußte ich nicht, woher nur zehn nehmen. Als der Ökonom am Morgen kam, beschied ich ihn auf den Mittag und rief indes inbrünstig den Herrn um Hilfe an. Als der Mittag kam, stand ich noch mit leerer Hand und mußte den Haushalter auf den Abend vertrösten. Ein Freund kam und betete mit mir. Als derselbe mich verließ und ich ihn zur Hausthür geleitete, sah ich im Flur schon den Ökonomen stehen und auf das Geld warten. Als ich aber die Achseln zuckte, bemerkte ich im Hintergrund eine fremde Person, welche dem Waisenhaus in einem versiegelten Beutel einhundertfünfzig Thaler überbrachte."

„Solchergestalt hat Gott von Anfang an bis hierher gute Herzen zur Förderung des Werks erwecket — ich weiß nicht mehr alles im einzelnen zu erzählen. Gleichwohl ist es sonderlich in der ersten Zeit, als der Bau außerordentliche Kosten verursachte und das Korn sehr teuer war, ziemlich auf das äußerste gekommen, ehe uns der Herr mit seiner Hilfe erfreute, und hat manchmal geschienen, als hätte er seine Hand von uns abgethan. Ja einige meiner Gehilfen verloren schon den letzten Glauben; aber gerade da erquickte uns der Herr mit reicher Gnade, wie lechzend Erdreich durch lang entbehrten Regen. Ich sehe noch des lieben Neubauer Gesicht, als er eben in heller Verzweiflung mir die ganze Not daher klagte, und in die Stube traten zwei Männer mit einem so schweren Beutel, daß sie beide tragen mußten. Es war die größte Summe, die uns je geworden: fünftausend Thaler."

„Durch solche sich stets wiederholende Erfahrungen der treuen Fürsorge Gottes war ich allmählich so getrost geworden, daß ich beim Versiechen unserer Mittel gar kein Bangen mehr fühlte, sondern mich dessen freute als eines Zeichens, daß Gott bald wieder seine Herrlichkeit würde sehen lassen."

„Meine lieben Freunde! Ich habe euch bis anhero nur dasjenige gezeiget, was groß ist und am meisten in die Augen fällt. Aber auch in dem Kleinen und Unscheinbaren habe ich mit Dank und Freude die Güte des Herrn erkannt, und über dem Kleinen ist mein Herz bisweilen noch bewegter geworden, als über dem Großen. In allen Ständen hat Gott Herzen zu dem Werk erwecket: nicht bloß die Reichen haben von ihrem Überfluß gegeben, auch die Armen haben es sich von ihrem Fleisch entzogen, um es darzubringen zu dem frommen Zweck. Und dieses, sage ich, hat mich sonderlich beweget. Die Zähren sind mir in die Augen gekommen, wenn ich sah, wie eine arme Witwe von ihrer Armut ein Scherflein opferte, wie ein Weib sich ihres liebsten Schmucks entäußerte, wie ein Kindlein seinen silbernen Löffel darbrachte, wie arme Bäuerinnen Butter, Käse, Flachs, Garn, Hühner, Gänse und Enten herzutrugen, wie Bürgersfrauen sich den Flachs erbaten, um ihn zu spinnen, und arme Weber ohne Lohn das Garn webten. Dankbar gedenke ich auch des Schornsteinfegers Klemm in Halle, welcher, da er nichts zu geben hatte, mir sein schriftliches Versprechen einhändigte, die Essen des Waisenhauses zeit seines Lebens unentgeltlich zu kehren."

„Für das Allervornehmste und Wichtigste aber, so dem ganzen Werk eine Förderung gegeben, erkenne ich dieses, daß mir Gott von Anfang her solche Mitarbeiter verliehen, welche in aufrichtiger Liebe zu Gott und Menschen ihr Leben verzehren. Daher sie denn nicht um schnöden Gewinnes willen die Hand mit angeleget, noch auf einige Belohnung gerechnet, noch auf sonstige Weise eine Mietlingsart in der Ausrichtung ihrer Geschäfte haben spüren lassen. Im Gegenteil haben sie das Werk als Gottes Werk angesehen und nicht Menschen, sondern dem Herrn dabei gedienet mit wahrhaftiger Verleugnung und Aufopferung ihrer selbst zum Dienst des Nächsten."

„Ach wie soll ich dem Herrn vergelten alle seine Wohlthat, die er an mir gethan! Lobe den Herrn, meine Seele, und vergiß nicht, was er dir Gutes that! Ja, billig sagen wir: Der Herr hat Großes an uns gethan, des sind wir fröhlich.“

In andächtiger Aufmerksamkeit hatte die Gesellschaft der Erzählung des Gottesmannes gelauscht, und nachdem er geendet, saßen sie noch eine Weile in tiefem Schweigen, überwältigt von der Größe solches Gottvertrauens und von der Herrlichkeit der täglich neuen Treue des Herrn. Endlich erhob sich der Professor Breithaupt, der mit zugegen war, und sagte im Ton der heiligsten Begeisterung: „So stehe denn, du hehres, hohes Haus, ein Denkmal des Glaubens und der Liebe und eine sichtbare Predigt über das das Dach zierende Wort: Die auf den Herrn harren, kriegen neue Kraft, daß sie auffahren mit Flügeln wie Adler!“

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Ein sonderbarer Buchhändler.

Wie das wogte und wimmelte auf den Heerstraßen, die von allen Himmelsrichtungen her nach der altberühmten Handelsstadt Leipzig führten! Kolossale Frachtwagen der Großhändler, mit Segeltuch überspannt, ächzten unter ihrer Last schwerfällig dahin und mußten es sich gefallen lassen, von den flüchtigen Karren der kleinen Krämer und Schacherjuden überholt zu werden, ohne sich jedoch dadurch in ihrer vornehmen Ruhe stören zu lassen; — was schadete es, daß sie später eintrafen? Sie beherrschten doch die Messe. Dazwischen hieben die Besitzer von Schaubuden und Vogelstangen auf die abgetriebenen Gäule

ein und ließen, wenn es stockte, ihre Hilfsmannschaft hinten am Wagen schieben, umschwirrt von dem Gespött des leichten, fahrenden Volks der Gaukler und Taschenspieler, die ihre ganze Habseligkeit auf dem Rücken trugen.

Die Straßen und Plätze der alten Stadt füllten sich mit Kauf- und Schaubuden, und in dichten Massen wälzte sich das Volk durch die Reihen, zum Kaufen oder zum Gaffen. Aus voller Kehle schrieen die Händler ihre Ware aus und lobten und logen das Blaue vom Himmel herunter und überbrüllte einer den andern, daß man sein eigen Wort nicht verstehen konnte. —

Dort in der grimmaischen Straße ist der Stand der Buchführer. Ein lange Reihe von Gewölben ist nur mit Büchern gefüllt. Leipzig ist von altersher die Stadt des Buchhandels, und die Leipziger Ostermesse giebt einen Begriff, was alles gedruckt worden ist in der Welt. Da prangen in kostbaren Einbänden die Erzeugnisse geistigen Schaffens. Was die Menge locken soll, das muß blenden. In schillerndem Gewand birgt sich oft ein magerer Gehalt, aber was thut's? Die Ware geht ab, und es füllet sich des Händlers Säckel. —

Da, wo die Reichstraße in die grimmaische mündet, steht neben einem jungen Gesellen ein hagerer Mann im Beginn der Dreißiger, mit einem langen braunen Rock angethan, den er wohl schon eine gute Zeit getragen haben muß, denn von Wolle ist nicht viel mehr darauf zu sehen. Er hat einen Tisch vor sich, auf welchem zwei Päcklein ungebundene dünne Schriften liegen. Auf der zu oberst liegenden liest man den Titel: „Über die Pflichten gegen die Armen. Predigt von Magister A. H. Francke."

Was ist das für ein Mann? Soll das ein Buchhändler sein? Er steht so still an seinem Tisch und so bescheiden, er schreit seine Ware nicht aus — er hat wohl sein Handwerk schlecht gelernt? Oder schämt er sich, seine dürftige, unschein-

bare Ware auszuprahlen? Spott hat er auch schon genug hören müssen, nicht bloß von den Buchführern zur Rechten und zur Linken, die mit hochmütigem Naserümpfen auf den armen Schlucker niederschauen, sondern auch von dem vorüberziehenden Volk, dem der lange dünne Buchführer mit seinem armseligen Gesellen doch zu spaßig vorkommt.

Aber nur still: da kommt eine vornehme Dame, die bleibt an dem Tisch des wunderlichen Mannes stehen und liest den Titel der Predigt. Wie von einem Blitz durchzuckt, nimmt sie ein Exemplar auf und ruft entzückt: „Von Francke eine Predigt? Was kostet sie?"

„Drei Groschen, meine Werteste."

Der Buchführer streicht das erste Geld ein.

Nach einer Weile ist die Dame wieder da und hat einen vornehmen Herrn bei sich mit einem Ordensband im Knopfloch. Der nimmt gleich zehn Exemplare und zahlt seine dreißig Groschen auf den Tisch.

Da kommt ein Stein geflogen, gerade in den Haufen der Predigten hinein, die wie Spreu auseinander fliegen. Unter dem rohen Gelächter einer Schar von Buben liest der Buchführer mit seinem Gesellen die davongeflogenen Blätter zusammen und sagt halblaut zu dem Burschen: „Für die Steine sollen sie uns noch Geld bringen und einen Segen dazu mitnehmen."

Inzwischen haben sich etliche Leute um den Tisch gesammelt, die durch den Unfall aufmerksam geworden sind, Bauern von den umliegenden Dörfern. Sie besehen sich auch die Predigt, und ein alter Bauer sagt: „Gerechter Gott, ist das der Francke, der von sieben Gülden ein Waisenhaus gebauet hat? Solch eine Predigt muß ich auch haben!"

Die andern folgen seinem Beispiel, und während sie in lebhafter Unterhaltung über den hallischen Waisenhausbau um

den Tisch herstehen, sammelt sich noch mehr Volk, und die Predigten gehen reißend ab. Als der Abend hereinfällt, ist nahezu die Hälfte verkauft, und am folgenden Morgen dauerte es nur noch vier Stunden, da war der Tisch leer und der Buchhändler zog vergnügt von dannen. —

Wer ist der kuriose Mann? Es ist eigentlich kein Buchführer, sondern ein Kandidat der Theologie und heißt Heinrich Julius Elers.

Elers? höre ich den Leser fragen. Ist der Name nicht schon einmal in diesem Buch vorgekommen? Ist das etwa der, welcher in Lüneburg mit Francke zusammengetroffen war und in seinem Umgang den Anstoß zum wahren Christentum empfangen hatte? Ja, es ist der nämliche. Es hatte sich schnell eine tief innerliche Freundschaft zwischen den beiden angesponnen, und als Francke von Lüneburg wegging, da fühlte sich der zurückgebliebene Freund traurig vereinsamt: es ließ ihn nicht, er mußte hinter ihm drein. Nach Leipzig zog er ihm nach, sodann nach Erfurt, bis er im Jahre 1697 auch nach Halle kam, nachdem er zuvor durch viele und schwere Trübsal, sogar durch ein Gefängnis gegangen war, um auch in diesem Stück seinem Freund und Vorbild ähnlich zu werden. Francke empfing ihn mit offenen Armen und dingte ihn in seinen Weinberg — er hatte ja genug für ihn zu thun in seiner Schule und auf seiner Kanzel. Elers war einer der Treuesten unter den Treuen, dem Freylinghausen ähnlich in selbstloser Bescheidenheit, aber über ihn hinausragend durch klugen Ordnungsgeist und praktischen Blick. Es war seine Idee gewesen, mit jener Predigt von Francke die Leipziger Ostermesse zu beziehen, und Francke hatte ihn mit halbem Lächeln entlassen: „Wirst dich sauber ausnehmen, lieber Elers, unter den dicken, feisten Buchführern, und statt der Münze Spott und Schande heimbringen.“ „Das müssen wir dem Herrn überlassen“, hatte Elers ruhig geant-

wortet und seine Papiere zusammengepackt. Sein Herz war voll fröhlicher Zuversicht, denn wenn die Franckesche Predigt bei ihrem mündlichen Vortrag so große Wirkung hervorgebracht hatte, sollte nicht das gedruckte Wort auch Zündkraft besitzen? Und sollte denn dieses gewaltige Wort nur der einen kleinen Gemeinde gesagt sein? Nein, es mußte gedruckt durch die Welt fliegen zur Erweckung aller deutschen Gewissen! Mit diesem Gedanken und in dieser Hoffnung war Elers nach Leipzig gegangen. —

Francke machte große Augen, als er den Freund, der Bücher ledig, aber mit einem gefüllten Beutel zurückkehren sah, und gab seiner Freude in lauten Worten Ausdruck. Elers saß derweil ganz still und in sich versunken, als ginge ihn die ganze Sache nichts weiter an.

„Aber was hast du, liebster Elers?“ fragte Francke, sich nach dem Stummen umwendend. „Freuest du dich nicht mit mir über den neuen Gottessegen?“

Elers verzog lächelnd den schmalen Mund. „Ich denke eben der Sache weiter nach. Schon länger habe ich still in mir erwogen, ob es nicht für uns geboten sei, uns nicht allein auf die milden Spenden fremder Leute zu verlassen, sondern selbst durch Aufgrabung eigener Einnahmequellen unsere Sache zu halten und zu fördern. Solche Quelle aber möchte uns vielleicht fließen, wenn wir — — —“

„Einen Buchhandel anlegten“, fiel Francke lächelnd ein. „Liebster Elers, du ein Buchführer?“

„Warum nicht?“ versetzte dieser bestimmt und fest. „Meinest du, weil ich die Profession nicht erlernet? Ei, es kommt auf einen Versuch an, und ich denke, Gott wird mir schon helfen, um so mehr, als ich einen innerlichen Beruf zu diesem Dienst der guten Sache in mir fühle. Ach, lieber Freund, deine Predigt von den Pflichten gegen die Armen hat mir das Herz auf das tiefste bewegt. Sie hat mir als wie

in einem Spiegel vorgehalten, wie wenig ich selbst noch für die Armen und überhaupt für den Herrn gethan. Ich habe so lange am Markt müßig gestanden, möchte dahero nun um so emsiger die Hände rühren."

„Du müßig?" warf Francke kopfschüttelnd ein. „Warest du nicht der Unermüdlichste meiner Gehilfen und mir selbst ein Vorbild der Treue?"

„Willst du mir", lenkte Elers errötend ab, „freie Hand lassen und mit deinem Rat beistehen? O, ich sehe es dir ja an, daß du geneigt bist, und bitte dich sogleich um deine Erlaubnis, die Predigt noch einmal abdrucken zu lassen."

„In Gottes Namen!" erwiderte Francke und drückte dem Freunde warm die Hand. —

Im glauchaischen Pfarrhaus nach dem Hof zu war eine kleine Kammer. In dieser sehen wir Elers geschäftig hantieren. Er hat sich mit eigener Hand von rohem Holz ein Gerät mit offenen Fächern gezimmert, die er mit Druckschriften füllt. Die Predigt Franckes von den Pflichten gegen die Armen war zum andernmal gedruckt und binnen kurzem wieder abgesetzt. Auch ohne Leipziger Messe war er seine Ware losgeworden. Wie er das angefangen habe, wußte keiner — Elers war ein stiller Mann, er machte kein Redens von seinen Thaten. — Eines Morgens trat er zu Francke in das Arbeitszimmer und legte ihm schweigend drei gedruckte Predigten auf den Tisch.

Francke wollte seinen Augen nicht trauen. „Elers, was hast du gemacht? Wo hast du die Predigten her? Gestohlen kannst du sie mir nicht haben, denn ich habe sie gar nicht aufgezeichnet."

„Ich habe sie nachgeschrieben", antwortete Elers gelassen. „Da es mit der ersten so vortrefflich gegangen, sah ich darin einen Fingerzeig Gottes, bei der Sache zu bleiben und aus dieser Quelle weiter zu schöpfen. Wir werden ja sehen, ob sich Gott zu dem Werk bekennt." — —

nicht versagen konnte, daß er unter den
Scharfsinn und Geschäftsgewandtheit, an Sicher
und Vielseitigkeit der Bildung wenige seine
während er durch die Großartigkeit seiner Erfol
genossen in den Schatten stellte.

Man bedenke nur, daß es beim Beginn
händlerischen Laufbahn so ähnlich herging wie
schaffung der Welt: er fing mit nichts an,
Leipziger Messe erschien der arme, schäbige Mann
elenden Tisch als ein Eindringling, sein Handel a
würdigung der Zunft. Auch mit seinem ersten G
konnte er keinen Staat machen: solcher armselige A
wohl noch nie die Ehre gehabt, die Verlagsnieder
Buchführers zu sein. Aber sehen wir uns nach d
wieder nach dem Mann um — was ist aus ihm g
Er ist aus seinem Winkel in dem glauchaischen
hervorgekommen und in das große Waisenhaus über
wo er im Erdgeschoß zur linken Hand über drei Räume

m. die bedeutendsten Namen
as Jahr herum und der Re
kommen zweitausend Thaler u
dem Buchhandel. —
aber in dem Souterrain des
Siehe, das ist. eine vollstän
s Werk. Das war freilich
en Buchdrucker hatten ihm
gelegt, aber er sowohl wie
genug, diese Steine aus
chaben zur Ausführung zu
kam ein Buchhändler, der
d suchte Elers auf und lie
n. Er wußte nicht, wo
die Unscheinbarkeit des Man
Erfolge. . Mit der ungehe
vor ihm und fragte zuletzt:
uch solches alles gelehret?

1

Und Gott hat sich dazu bekannt. Der Leser erlaubt mir wohl, von dem lieben Elers gleich noch ein Stück weiter zu erzählen — ich mag noch nicht von dem Manne lassen, der sich neben Francke ausnimmt, wie an dem menschlichen Körper die linke Hand neben der rechten, von dem Mann, an welchem jeder Zoll ein Christ war, und von dessen Leibe Ströme lebendigen Wassers flossen; an dem die Freunde mit der begeistertsten Liebe hingen und vor dem die Feinde den Hut ziehen mußten, der die Theologie als eigentlichen Beruf aufgab und doch ein Theologe blieb, der Predigten zu halten wußte auch ohne Talar, und von dem keiner ungesegnet von dannen ging; der die Buchhandlung nicht erlernt hatte und doch ein Buchhändler war, zu dem voll Bewunderung und Achtung die gelehrte Welt aufschaute und dem auch der Neid das Zeugnis nicht versagen konnte, daß er unter den Buchhändlern an Scharfsinn und Geschäftsgewandtheit, an Sicherheit des Urteils und Vielseitigkeit der Bildung wenige seinesgleichen habe, während er durch die Großartigkeit seiner Erfolge alle Zunftgenossen in den Schatten stellte.

Man bedenke nur, daß es beim Beginn seiner buchhändlerischen Laufbahn so ähnlich herging wie bei der Erschaffung der Welt: er fing mit nichts an, und auf der Leipziger Messe erschien der arme, schäbige Mann an seinem elenden Tisch als ein Eindringling, sein Handel als eine Entwürdigung der Zunft. Auch mit seinem ersten Geschäftslokal konnte er keinen Staat machen: solcher armselige Winkel hatte wohl noch nie die Ehre gehabt, die Verlagsniederlage eines Buchführers zu sein. Aber sehen wir uns nach drei Jahren wieder nach dem Mann um — was ist aus ihm geworden? Er ist aus seinem Winkel in dem glauchaischen Pfarrhaus hervorgekommen und in das große Waisenhaus übergesiedelt, wo er im Erdgeschoß zur linken Hand über drei Räume gebietet

und uns nicht bloß eine stattliche Reihe von Verlagsartikeln, sondern auch ein reichhaltiges Sortiment vorzeigt; und in seinem Zimmer wird es nicht leer von Gelehrten, die sich von dem mit der umfassendsten Bücherkenntnis ausgerüsteten Manne Rats erholen, von Fachgenossen, die sich nicht schämen, von ihm zu lernen und es sich zur Ehre schätzen, mit ihm in Geschäftsverbindung zu stehen, von Leuten aus allerlei Volk, die es für Gewinn achten, mit dem Manne ein paar Worte zu wechseln. Wenn er nun nach Leipzig kommt, da fliegen ihm keine Steine mehr in seinen Kram, und den Tisch kann er auch nicht mehr gebrauchen: er hat sich ein Gewölb gemietet und steht mit den Vertretern der ältesten und geachtetsten Firmen in Reihe und Glied — hat er doch auch in Berlin und Frankfurt a/M. Buchläden offen und ein Verlagsverzeichnis aufzuweisen, auf dem die bedeutendsten Namen der Gelehrten prangen. Ist das Jahr herum und der Rechnungsabschluß wird gemacht, da kommen zweitausend Thaler und darüber als Reingewinn aus dem Buchhandel. —

Was ist das aber in dem Souterrain des Waisenhauses für ein Geräusch? Siehe, das ist eine vollständige Druckerei! Auch diese ist Elers Werk. Das war freilich nicht so hingeblasen: die hallischen Buchdrucker hatten ihm alle möglichen Steine in den Weg gelegt, aber er sowohl wie Francke besaßen Geduld und Kraft genug, diese Steine aus dem Weg zu schieben und ihr Vorhaben zur Ausführung zu bringen.

Aus Frankfurt kam ein Buchhändler, der Inhaber eines berühmten Hauses und suchte Elers auf und ließ sich von ihm seine Schöpfung zeigen. Er wußte nicht, worüber er mehr erstaunen sollte: über die Unscheinbarkeit des Mannes oder über die Großartigkeit seiner Erfolge. Mit der ungeheucheltsten Ehrerbietung neigte er sich vor ihm und fragte zuletzt: „Mein lieber Herr Elers, wer hat Euch solches alles gelehret?“

„Meine Mutter!“ antwortete Elers ruhig.

„Eure Mutter? Die Frau möchte ich kennen. Wie heißet sie?“

„Die Liebe!“

Der Buchhändler senkte das Haupt, dann sagte er nach einer Weile: „Ja, ja, ich glaube es Euch, es ist die Liebe, die Euch solches alles gelehret; nur in der Liebe kann man solches wirken. Ich konnte es mir auch schon zum voraus denken, daß es ein eitles Gerede sei, wenn man blindes Glück oder gar trügerische Klugheit, oder auch geheime Zauberkünste als das Geheimnis Eurer Erfolge ausgiebt; ich konnte es mir schon zum voraus denken, daß der Freund und Mitarbeiter Franckes durch eine andere Macht so Großes wirket: durch den Glauben, der in der Liebe thätig ist. Solche Treue muß ja ihren Lohn haben, nicht bei Gott allein, sondern auch bei den Menschen.“

„Ach, daran fehlet es nicht“, erwiderte Elers. „Mein lieber Freund sorget väterlich für mich: er giebt mir Obdach, speiset mich an seinem Tisch und sorget für meine Kleidung.“

Der Buchhändler stutzte: „Wie, das ist alles? Habet Ihr denn nicht eine feste Besoldung?“

„Was sollte mir diese?“ fragte Elers mit gleicher Befremdung. „Was bedarf ich in meinem ledigen Stand? Das ist meine Lust, den Armen Schätze zu sammeln, und wie gut hat es mein himmlischer Vater mit mir gemeinet, daß ich nicht um meines Leibes Nahrung und Notdurft zu sorgen brauche und also ganz freie Hand habe, den Brüdern zu dienen! So saget selbst, lieber Herr: ist mir nicht das Los aufs Liebliche gefallen?“

Der Fremde wendete sich ab, um nicht die Thränen sehen zu lassen, die ihm in den Augen glänzten. Solche rührende Frömmigkeit, solche kindliche Demut, solche selbstlose Liebe hatte er noch nicht gesehen. —

Als im Jahre 1720 König Friedrich Wilhelm I. die Stiftungen besuchte und mit steigendem Erstaunen wahrnahm, was Elers seinem Freunde Francke alles leistete, fragte er mit freundlicher Herablassung: „Was hat Er denn von dem allen?"

Elers verneigte sich ehrerbietig und antwortete: „Majestät, wie ich gehe und stehe!"

Da stand der König einige Augenblicke in schweigendem Nachdenken, klopfte dann Francken bewegt auf die Schulter und sagte: „Nun begreif ich's wohl, wie Er so etwas zu stande bringt. Ich habe solche Leute nicht!"

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Krieg.

Beim Doktor Olearius saß am 15. September des Jahres 1699 die gesamte Geistlichkeit der Stadt Halle versammelt. Der Senior hatte vor sich auf dem Tisch einen beschriebenen Bogen Papier liegen und redete nach kurzer Begrüßung die Versammlung also an: „Meine hochgeehrten Brüder im Amt! Es ist euch bewußt, aus was Ursach ich euch heute zusammenbeschieden: die Anklageschrift wider den Magister Francke, deren Inhalt euch bereits mitgeteilt worden, soll mit eures Namens Unterschrift versehen werden. Haben wir diesen Mann bis anhero in Geduld getragen und auch seine am achten Trinitatissonntag vorigen Jahres gehaltene Predigt über die falschen Propheten, darinnen er mit scharfen, bissigen Worten auf uns gezielet, ohne Ahndung gelassen, so reizet er uns doch in seiner neuen Predigt vom Tag Mariä Reinigung von neuem also, daß wir ohne Beeinträchtigung unserer Ehre und amtlichen Ansehens nicht länger schweigen dürfen. Soll darum unserer-

seits höheren Ortes Beschwerde wider den Magister Francke eingeleget und um Schutz gebeten werden wider die Verunglimpfungen eines Mannes, der sich in seinem Hochmut die Herrschaft über das geistliche Ministerium der Stadt Halle anmaßet und sonderlich, seitdem er zum Professor der Theologie ernannt worden, ein Richteramt über uns auszuüben sich das Ansehen giebt. — So nun jemand der Herren Brüder wider die Fassung der Beschwerdeschrift noch etwas vorzubringen hat, der wolle es jetzo thun."

Die Versammelten schwiegen einige Augenblicke, dann erhob sich der Magister Nikolai, Pfarrer zu St. Moritz. „Die vorliegende Beschwerdeschrift mag dem Herrn Francke ein neuer Beweis und Zeugnis unserer Geduld sein, denn dieselbe tritt in so sanften, zahmen Worten daher, wie sie der Verklagte nimmer verdienet. Hätte dahero auch lieber gesehen, daß man die Worte spitziger geschärfet hätte, maßen zu besorgen stehet, daß damit des hochmütigen Mannes Nacken noch nicht gebeuget und seine böse Zunge noch nicht gezähmet werden möchte."

Magister Richter, der Pfarrer zu St. Ulrich, stimmte dem entschieden bei, machte aber den Vorschlag, die Schrift in ihrer gegenwärtigen Fassung zu unterzeichnen, da eine nochmalige Umarbeitung die Sache noch mehr verzögern würde."

Die Herren traten nun einzeln herzu und unterschrieben ihre Namen.

Zu derselben Stunde ging in Berlin der Propst Spener mit großen Schritten in seinem Stüblein auf und nieder. Er hatte einen Brief in der Hand, in welchen er von Zeit zu Zeit einen Blick that. Mit einem schweren Seufzer stieß er endlich heraus: „Der Würfel ist gefallen! O du mein lieber Freund und Bruder, es werden böse Tage für dich kommen! Ich sehe

einen schweren Kampf, aber keinen Ausgang; dieser stehet in der Hand des Herrn. Ich werde dabei thun, so viel mir Gott Gelegenheit zeigen wird, indessen auch beten."

Er setzte sich an den Tisch, um diese Worte niederzuschreiben und dem Freunde zuzuschicken. —

Der Brief, welcher den Propst so in Aufregung versetzt hatte, war von Francke gekommen, welcher dem geistlichen Vater sein Herz ausgeschüttet und unter anderem geschrieben hatte: „Ich preise den Herrn, der mich wieder einmal in mein Element geführet hat, nämlich in das Zeugnis der Wahrheit, welches ich in ganz freudigem und unerschrockenem Vertrauen auf Gott abgeleget. Ich bin aufs allergewisseste, daß es der Herr zur Ehre seines Namens wird gereichen lassen, und will indessen mein Angesicht nicht verbergen vor Schmach und Speichel, noch meine Wangen vor denen, so mich raufen. Die Wahrheit muß doch den Sieg gewinnen und das Feld behalten." —

Spener war es nicht allein, dem für Francke bangte; auch seine Freunde in Halle waren durch die Predigt am Tag Mariä Reinigung aufs peinlichste berührt und wünschten, er hätte sie nimmer gehalten. Freilich, wenn er auf der Kanzel sich so ausgedrückt hatte, wie das Gerücht in der Stadt herumtrug, dann war die Verlegenheit der Freunde gerechtfertigt und der Ingrimm der Feinde erklärlich. Es ging ein Sturm durch die Stadt, brausender als das erstemal vor sieben Jahren. Alles nahm für oder wider Partei und gebärdete sich so leidenschaftlich, als wäre jeder einzelne persönlich getroffen. Im goldenen Ring am Markt kam es sogar zu einer Rauferei, indem zwei Bürger beim Bierkrug aneinander gerieten und die ganze anwesende Menge in den Handel mit hineinzogen. Nach den Reden, welche fielen, schien es, als wäre Francke in Halle nicht mehr möglich, und die Gegner boten alles auf, um ihm den Boden unter den Füßen wegzuziehen. Da stand das große,

schöne, stattliche Haus vor dem rannischen Thor und zeugte für Francke als eine steinerne Predigt von der Kraft des Gottvertrauens und ein thatsächliches Zeugnis von der Macht der Liebe; aber es war, als sähe man es nicht: die Leidenschaft blendete die einen, die andern verzogen hämisch den Mund, indem sie behaupteten, nachweisen zu können, daß es mit der Erbauung des Waisenhauses sehr natürlich und menschlich zugegangen sei. Auch fehlte es nicht an solchen, welche dem glauchaischen Pfarrer die Errichtung einer solchen Anstalt geradezu zum Vorwurf machten: „Da hat er nun ins Tolle hineingebaut, und was wird's werden? Der Stadt wird schließlich das Gebäude zur Last fallen, wenn die Leute müde geworden sind, sich von dem frommen Blutsauger aussaugen zu lassen." —

An seinem Tisch saß Francke und schrieb und schrieb. Er mußte sich rechtfertigen auf die schweren Anklagen. Er verwarf einen Bogen nach dem andern, legte auch zum öftern die Feder weg und preßte die Hand auf das Herz, als wollte er es beruhigen, das ungestüme, pochende Ding. Die Gegner hatten es diesmal verstanden, ihn aus der heiligen Stille seines Gottesfriedens zu scheuchen. Durch die Fensterscheiben schimmerte der volle Mond und blickte ihn so ruhig lächelnd an, als wollte er sagen: Was betrübst du dich, armes Menschenkind und bist so voll Unruhe? Habe dich so noch nicht gesehen!"

Wieder begann Francke zu schreiben, daß die Feder knarrte. Da — ein jähes Klirren des Fensters, und im gleichen Augenblick flog ein Stein dicht vor ihm nieder auf den Tisch.

Erschreckt fährt er in die Höhe und will nach dem Fenster hin, da kommt ein zweiter Stein und streift ihm die Wange, daß das Blut hervorgeht. „Ist es so gemeint?" seufzt er.



Die Franckeschen Stiftungen gegen Mitte des 18. Jahrhunderts.

„Will man mir nun dennoch ein zweites Erfurt bereiten?“ Und langsamen Schrittes geht er, die Hände auf der Brust gekreuzt, in dem Gemach auf und nieder.

Kurz darauf wurde die Hausthür aufgerissen, und in die Studierstube trat der Kantor Bude, einen jungen Burschen mit Gewalt am Arm hereinziehend. „Da habe ich ihn, Herr Pfarrer! Dieser Wicht ist es gewesen, der eben den Bubenstreich verübet!“

Francke sah den jungen Menschen mitleidig an, dann sagte er, zu dem Kantor gewendet: „Lasset ihn gehen, er weiß nicht, was er gethan.“

Damit befreite er selbst den Gefangenen aus den Händen des Kantors, dessen Gesicht in Zorn glühete. —

Nachdem er wieder allein war, ging er zum Tisch zurück und schrieb weiter. Er war jetzt plötzlich ganz ruhig geworden, er wußte selbst nicht, wie er sich die schnelle Wandlung deuten sollte.

Frau Magdalena kam erschrocken herein: „Was ist geschehen, herzliebster Gemahl? O Gott, du blutest!“

„Es ist nichts“, sagte Francke lächelnd. „Ein Bube hat sich das Vergnügen bereitet, mich in meiner Arbeit zu stören. Solches ist ihm aber nicht gelungen, im Gegenteil: vorher kam ich vor innerer Unruhe nicht zum Schreiben, jetzt aber ist es wunderbar still in mir. — Lege dich schlafen, liebes Herz — ich will diese Nacht noch thätig sein und meine Verteidigung zu Papier bringen.“

Die Frau Pfarrerin wollte sich dreinlegen, aber sie drang nicht durch.

Francke nahm einen frischen Bogen und schrieb:

„An die kurfürstlich brandenburgische hochlöbl. Regierung
und Consistorium des Herzogtums Magdeburg
gehorsamstes Memorial.

„Des geistlichen Ministerii zu Halle gegen mich den 15. März eingegebene Klageschrift ist mir erst vor kurzem behändiget worden, dahero der Verzug meiner Verantwortung seine Entschuldigung haben möge. Daß die Herren Prediger von Halle abermals mit einer Klage wider mich vorgegangen, habe ich zu meinem größten Bedauern und Befremden vernommen und will in aller Unterthänigkeit meine Antwort nicht zurückhalten. — Was ich in meiner Predigt vom Tag Mariä Reinigung ausgesprochen, leugne ich keineswegs, will vielmehr meine eigenen Worte, die den betrübenden Streit sollen verursachet haben, hier wiedergeben.“

„Ich habe also gesagt: Ihr Leute von Glaucha werdet am jüngsten Tag schwere Rechenschaft zu geben haben, daß ihr das Wort Gottes so schändlich verachtet. Einige unter euch wollen das Ansehen haben, als begehrten sie auch das Wort Gottes zu hören, aber sie machen bösen Unterschied. Denn solche Predigten, darinnen ihr alter Mensch recht angegriffen und gestrafet wird, die mögen sie nicht gern hören; hingegen solche, darinnen allerlei weltliche Historien und unerbauliche Auslegungen vorgebracht werden, damit das böse Herz nicht gerühret wird und da sie nicht allein ungestraft wieder herausgehen, sondern wohl noch dazu einen Trost mit heimnehmen, solche besuchen sie gern. Sehet, das ist der Grund, weshalb einige die Ohren abwenden von der Wahrheit und neben der Kirche vorbei anderswohin gehen. Werden dann solche wegen Verachtung des Wortes erinnert, so sagen sie: Wir gehen ja auch in die Kirche, es ist ja auch Gottes Wort, das dort gepredigt wird. Nun ist das allerdings an sich keinem Menschen zu wehren, daß er anderswo in die Kirche gehet; so habe ich auch euch allezeit gesaget, ihr möget wohl anderswo in die Kirche gehen, wenn ihr nur besser wiederkommet. Wenn man aber anderswo nur Lästerungen in sein Herz sammelt und Ver-

achtung desjenigen Wortes, dadurch man sonst gebessert werden könnte, suchet falschen Trost und losen Kalk, damit man sein Wesen betünche, das ist allerdings zu bestrafen. Ja, wenn sie solche Prediger wären, die ihr Amt mit Ernst trieben, so wäre es gut, und ihr möchtet hingehen, wohin ihr wolltet; aber so man nur suchet die Wahrheit zu verlästern, wie kann dadurch die Gemeinde gebessert werden? Es muß auch dieses gesagt werden, es gefalle, wem es gefallen will. Denn Kirchengehen ist bei Gott nichts, und gefället ihm gar nicht, daß man nur äußerlich Predigten höret. Es muß der Dienst Gottes im Geist und in der Wahrheit geleistet werden, soll er Gott gefallen, und muß in unserer Stadt Halle in diesem Stück vieles besser werden. Saget's nach! Der getreue Gott im Himmel wird Gnade geben, daß die Menschen doch einmal aufwachen, und unsere Stadt, die in so vielen Greueln stecket, recht angreifen, wie sie sie angreifen sollen ...."

„Dieses sind meine Worte gewesen, und nehme ich deren keines zurück, gebe auch nicht zu, daß ich mir damit einen Eingriff in das Amt der hallischen Geistlichkeit erlaubet. Solchen Vorwurf muß ich vielmehr *ihnen* machen, dieweil es stadtkundig, daß sie nun sieben Jahre unaufhörlich mit Schelten und Schmähen auf mich und mein Amt fortgefahren und die Leute geradezu gewarnet, zu mir wie auch zu meinem Kollegen Breithaupt in die Kirche zu gehen. Müssen sie dahero nicht erst den Balken aus ihrem eigenen Auge ziehen, ehe sie den Splitter aus ihres Nächsten Auge ziehen wollen? Desgleichen ist es auch ein ganz nichtiges Vorbringen, ich habe ihr Amt bei den Leuten ganz und gar verächtlich gemacht. Das haben sie vielmehr mit *mir* gethan, und zwar in einer sehr lieblosen Weise, also daß sogar die Gassenbuben allerlei Spottnamen hinter mir drein gerufen. — Die besagte Predigt habe ich nicht vom Zaun gebrochen, sondern in Anwendung des auf den Tag

fälligen Evangeliums und in anbetracht der Zustände meiner Gemeinde mich dazu genötigt gefunden. Habe mich auch zum öftern bei dem Herrn Superintendent Olearius über meine Herren Amtsbrüder beschweret, daß ob ihrer lauen Verwaltung des Amts und ihres Widerstands gegen mich der Schade in meiner Gemeinde immer größer geworden; welche Beschwerde aber ohne allen Erfolg geblieben. So habe ich in meinem Gewissen kein ander Mittel gefunden, als meiner Gemeinde die lautere Wahrheit anzuzeigen, daß sie übel thäten, wenn sie unsere Predigten versäumten, darinnen sie zur Besserung angewiesen, andere aber besuchten, durch welche sie von ihrer Bekehrung abgehalten würden. — Daß ich aber hiermit nicht zu viel gesagt, ist unschwer zu beweisen. Denn die Predigten meiner Herren Amtsbrüder sind gar wenig zur Erbauung eingerichtet, hingegen aber mit vielen Dingen vermenget und angefüllet, die die wahre Besserung mehr verhindern als befördern. Die höchst nötigen Lehren von der wahren Buße, dem seligmachenden Glauben, der Heiligung, der Selbstverleugnung u. s. w. werden von ihnen entweder gar nicht, oder doch nur kühl berührt. Die Sprüche der heil. Schrift werden oft so angezogen und ausgedeutet, daß sie die sichern Weltmenschen in ihrer fleischlichen Sicherheit nur bestärken. Einer verteidiget auf der Kanzel das Tanzen, der andere das Kartenspielen, der dritte das Gesundheittrinken; so wird es damit nur um so toller getrieben. Weiter suchen sie alte, erstorbene Ketzereien hervor, um sie zu widerlegen, welches doch zu keiner Erbauung dienet, bringen auch ganz unnütze und gar ärgerliche Streitfragen auf die Bahn, z. E. ob die Weiber Menschen seien, wie unlängst Magister Nikolai gethan, welcher dabei den Beweis gebrauchet: wenn die Weiber keine Menschen wären, so müßten sie von Hunden und Säuen geboren sein, welches aber nicht der Fall. Solches dienet offenbar mehr zum Gespött und

Ärgernis, als zur Erbauung. Oder stehet es den Predigern an, von der Keuschheit also zu reden, wie unlängst Magister Schäfer gethan: die Mägdlein wären wie eine Zwiebel: wenn man der die Schale abrisse und hinge die Nase darüber, so müßte sie ja beißen und reizen; also wenn die Mädchen sich nicht oben so entblößeten, dürften die jungen Studenten die Nase nicht darüber hängen und zum Bösen verleitet werden. Desgleichen hat derselbige Mann ein Exempel der Demut vorstellen wollen und gesagt: Wir wollen anjetzo das Exempel Christi beiseite stellen und einen demütigen Kaiser anführen, welcher einstmals in eine Stadt eingeritten. So begegnet ihm ein trunkener Bauer, welcher ihm nicht hat aus dem Weg weichen wollen. Als nun ein Diener gefraget, warum er nicht zurückweiche, hat er geantwortet: des Kaisers lange Nase wäre ihm im Weg. Da hat der Kaiser demütiglich die Hand an die Nase gethan und dieselbige auf die Seite geschoben, (wie Herr Magister Schäfer an seiner eigenen Nase gezeiget). War das nicht ein Exempel der Demut von einem Kaiser? Hätte er nicht Macht gehabt, diesen Bauer einen Kopf kürzer zu machen? Solchem Exempel lasset uns nachfolgen. — Am jüngsten Sonntag Quasimodogeniti ist ihm eine Predigt nachgeschrieben worden, daraus es schwer ist, die Abgeschmacktheiten zu zählen, ja darinnen einige recht bestialische Ausdrücke zu finden, dadurch gute Herzen sehr betrübet, andere aber zu schändlichem Gelächter gebracht worden. Die ganze Stadt weiß es, der Herr Superintendent weiß es auch, und dennoch thut er nichts, daß solchem Unwesen gesteuert werde. — Über das alles, was soll in der Predigt das viele untermengte Latein, Griechisch und Hebräisch, die ohne Not herbeigezogenen Aussprüche heidnischer Schriftsteller und wissenschaftlichen Kunstausdrücke? Solches dienet mehr, sich vor dem Volk das Ansehen der Gelehrsamkeit zu geben, als der Gemeinde zur Erbauung, und reimet sich weder

mit der Apostel, noch mit Doktor Luthers Art zu predigen. — Solches Dinges wäre kein Ende zu erzählen, was für Spreu und Stoppeln auf die Kanzel gebracht werden, ob es gleich Se. kurfürstliche Durchlaucht in einem besondern Edikt vor wenigen Jahren strengstens untersaget. Wenn nun ein Prediger siehet, daß seine schlimmsten Zuhörer dahin laufen, und dadurch notwendig noch schlimmer werden, soll er dawider nicht den Mund aufthun? Wenn ich dann und wann ihre Predigten gehöret, bin ich sehr niedergeschlagen wieder herausgegangen, weil ich allemal überzeugt gewesen, daß daraus unmöglich eine wahre Erbauung gehoffet werden könne."

„Ein höchst wichtiges Stück des Lehramts ist die Katechisation, von welcher verständige Leute urteilen, daß damit mehr ausgerichtet werde, denn durchs Predigen. Da bekenne ich nun frei, daß die Herren Prediger in Halle diesem wichtigen Ding kein Genüge gethan. Warum wiederholen sie nicht ihre Predigten bei der Jugend, wie wir in Glaucha thun? Schämen sie sich, einem guten Exempel nachzufolgen? Es ist der rohen Jugend und andern unwissenden Volks so viel in der Stadt — warum suchen sie nicht solche arme Lämmer und Schafe dem Teufel aus dem Rachen zu reißen? Sie sehen ja mit Augen, wie die greulichste Bosheit und der schändlichste Mutwille auf den Kirchhöfen von der Jugend getrieben wird, ohne daß sie demselben steuerten. Ich bekenne frei, daß ich gewiß glaube, das geistliche Ministerium in Halle sei solcher großen Unwissenheit des Volks und folglich auch der daraus entspringenden Sünden selber schuldig und werde dermaleinst schwere Rechenschaft zu geben haben."

„Betrachte ich, wie die hallischen Geistlichen sich bei anderer Gelegenheit, da sie eine gute und erbauliche Lehre führen könnten, verhalten, so erkenne ich, daß solches vor Gott ebensowenig bestehen möge. Die Abdankungen sind mehrenteils

mit seltsamen Historien und heidnischen, auch oft anzüglichen Dingen angefüllet, daß man daraus wenig Erbauung ziehen kann. Ihre Unterhaltung auf Gastereien und sogenannten Ehrengelagen ist den Leuten nicht genugsam erbaulich und besserlich, so daß sich manchmal andere daran geärgert, wenn sie zu allerhand unziemenden Reden still geschwiegen oder gelacht, oder sie nur obenhin mit Lächeln bestraft, wo nicht gar selbst unnützen Scherz und Kurzweil mit getrieben. Reden sie mit Leuten besonders, so pflegen sie gar gern zu warnen, daß sie ihre ordentlichen Prediger nicht verachten, noch anderswo in die Kirche gehen sollten, während sie es gar wohl leiden, wenn Leute aus Glaucha in ihre Kirche kommen."

„Weiter habe ich es bisher mit großer Verwunderung angesehen, daß die Herren Prediger in Halle so viel unordentliches Wesen, Mißbräuche, Mutwillen, Bosheit und Greuel dulden können und nicht mit gesamter Hand die Sache angreifen. Denn da kommet mir greulich und entsetzlich vor, daß, da die Kirchen so große Kapitalien haben, doch der Armen so gar wenig gedacht wird. Ist es wohl vor Gott und Menschen zu verantworten, daß man Kapitalien häufet und lässet so viele Arme Not und Hunger leiden?"

„Nicht weniger hat es mich herzlich betrübet, daß die Herren Prediger in Halle, insonderheit Herr Superintendent Olearius, dem unsere desfallsigen Klagen und Beschwerden nicht unbewußt sind, es ansehen können, was wir die ganze Zeit her mit den bösen Schenken in Glaucha für Not gehabt. Sie haben gethan, als ginge die ganze Sache sie nichts an, da es doch in der ganzen Stadt ebenso gottlos, wo nicht noch ärger hergehet. Jedermann hat sich darüber gewundert, daß, da ja etliche der Herren Prediger am Markt wohnen, sie das viele Jahre nacheinander mit ansehen können, daß viele Leute am lieben Sonntag auf öffentlichem Markt gezechet und ganze Bänke

davon voll gesessen, auch hier und da Trompeter und Pauker in den Häusern gehöret worden. Welch ein unordentlich Wesen gehet nicht fast täglich vor auf der Pfännerstube! Ich habe aber nicht gehöret, daß von dem geistlichen Ministerium solches genugsam angegriffen worden, da sie doch in dergleichen Dingen von der Obrigkeit, die nur auf sie als Wächter zu warten pfleget, viel ausrichten könnten. Was gehen nicht bei den Handwerkern für schändliche Mißbräuche im Schwange mit sogenannten Taufen und andern höchst ärgerlichen Dingen, mit Auflagen und Zusammenkünften am Sonntag u. dgl.! Ich habe solches selbst dem Herrn Doktor Olearius geklaget, als man mit einem jungen Menschen aus Glaucha einen solchen Taufakt vorgenommen; ist aber auch hier nichts darauf erfolget. — Wenn Jahrmarkt ist, habe ich mich manchmal verwundert, daß fast an allen Ecken Narren stehen, die öffentlich hantieren und das gemeine Volk mit schändlichen Narreteidingen an sich locken, welches das Stadtministerium ein Jahr nach dem andern so kann hingehen lassen. Als vor etlichen Jahren eine Kirchen-Visitation gehalten worden, haben verständige Leute auf Besserung aller dieser Greuel gewartet, doch auch vergebens. Dahero kann ich nicht anders als frei bekennen, daß durch der Herren Prediger Gleichgültigkeit das gottlose Wesen immer mehr überhand nehme, und schwere Gerichte Gottes werden über Stadt und Land gebracht werden!"

„Und so bekenne ich auch ferner, daß ich an keinem Prediger in Halle ein rechtes Vorbild der Herde finde. Es ist nicht genug, daß man einem Prediger nichts Böses nachzusagen weiß, man fordert vielmehr, sie sollen ein Licht und Salz der Erden sein und viele Frucht bringen. Solche Früchte sind nicht an ihnen, ja im Gegenteil, wie aus dem Angeführten überflüssig erhellet, manches, das mit der Heiligkeit des Amts nicht übereinstimmet. Das größte Ärgernis wird von ihnen

dadurch gegeben, daß sie ihre Häuser nicht göttlich regieren, sondern die Ihrigen in aller Hoffart und Eitelkeit mit großen Türmen und Federbüschen auf dem Kopf einhergehen lassen, so daß, wenn sie auf solche Laster schelten, jedermann spricht, sie sollen mit ihren Weibern und Töchtern erst den Anfang machen. Ich habe mich selbst darüber verwundert, daß der Herren Prediger Töchter allhier wie die weltlichen Staatsdamen gehen, und es auch ihren Weibern nicht an unnötiger Kleiderpracht mangelt. Wenn gar die ganze Stadt davon redet, daß eines Pfarrers Frau sich mit ihren Töchtern in den Weinkellern und sonsten herumführen lassen, was kann das für Erbauung geben? Was soll man daraus für Schlüsse machen auf der Herren Prediger eigenen Herzenszustand? Wiewohl ich nicht leugne, daß nicht eben des einen Zustand so beschaffen sei, als des andern. Ich frage aber jeden Verständigen, ob die Schwären und Eiterbeulen noch nicht reif genug geworden zum Aufdrücken!"

„Es möchte nun jemand sagen, ich wäre ein zank- und streitsüchtiger Mann; aber haben mich nicht die Herren Prediger mit Schelten und Schnaufen empfangen, sobald ich hergekommen? Und nachdem sie vor sieben Jahren haben erkennen müssen, daß sie mir unrecht gethan, haben sie es danach nicht wieder angehoben? Hingegen können sie nicht sagen, daß ich ihnen Gleiches mit Gleichem vergolten, ich habe vielmehr gehoffet, sie würden endlich durch Geduld überwunden werden, sonderlich wenn sie so vielmal in der That erführen, daß sie mir unrecht gethan. Ich meinete auch, sie sollten durch den Segen, den Gott auf mein amtliches Wirken geleget, endlich überzeuget werden, daß Gott mit im Spiel sei, und sie sich also vergeblich seinem Werk widersetzten. Aber sie sind trotz alledem bei ihrer Feindseligkeit verblieben. Suchte ich Gelegenheit, mich mit ihnen freundlich zu verständigen, so wurde ich abgewiesen, denn Herr

Doktor Olearius verbot es den Predigern auf das strengste. Wie kann er das verantworten? So erwäge denn ein jeder unparteiisch, auf welcher Seite die Lust zum Gezänk und auf welcher die Lust zum Frieden sei."

„Es neiget sich mein Gemüt noch bis diese Stunde keineswegs von Liebe und Einigkeit. Das ist aber mein einiger



Waisenhaushof.

Wunsch, daß die Einigkeit auf den rechten Grund erbauet werde und nicht auf Heuchelei. Ich bezeuge zum Beschluß nochmals vor dem Angesicht des allsehenden Gottes, daß ich dieses mein Bekenntnis aus keinem Haß gegen eines einigen Menschen Person, noch jemand zu beleidigen, noch aus einer andern fleischlichen Absicht, sondern bloß und allein aus wahrer Furcht vor Gott und um des Gewissens willen abgeleget. Was ich gesagt und vorgebracht, ist nur ein kleiner Teil dessen, was

ich sonsten weiß. Sollte ich mich in einigen Umständen, wie solches auch bei der allergrößten Vorsicht leicht geschehen kann, auf einige Weise geirret haben, so versichere ich, daß es aus keinem Vorsatz noch einiger Böswilligkeit hergekommen."

„Ewiger und gerechter Gott, die Sache ist dein, das weißt du. Dir gebe ich sie in die Hand. Behalte meinen Verklägern ihre Sünde nicht und bringe sie zur Erkenntnis, daß sie in sich schlagen mögen. Gieb denen, die mich richten sollen, daß sie ein rechtes Gericht richten und nicht nach dem Ansehen, und daß sie, so viel an ihnen ist, verbessern, auf daß auch sie dermaleinst Freudigkeit haben vor dem ewigen Richter! Amen.

Ew. Excellenzen und Herrlichkeiten
zu Gebet und Gehorsam verbundenster
A. H. Francke.

Glaucha vor Halle, den 27. April 1699."

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Sieg.

Wie wenn eine Bombe in ein Pulverfaß fällt, so wirkte diese Verteidigungsschrift des Verklagten.[1] Die Stadtgeistlichen waren außer sich, aus ihrer Partei heraus wurden bedenklich drohende Äußerungen laut. Hatte man bisher im Ton vornehmen Höhnens von Francke geredet und namentlich in den Narrenbuden und dem Theater seine Predigten wie auch seine Thaten durch die Lauge gemeinen Spottes gezogen, so war es jetzt der Ton des Zornes und des ergrimmten Hasses, welcher von seiten des gegnerischen Pöbels angeschlagen wurde. Es liefen allerlei unheimliche Gerüchte durch die Stadt, als solle Francke ohne weitere Untersuchung verurteilt werden. Und in

der That fiel der Entscheid des Magdeburger Konsistoriums, dessen Mitglied Olearius war, nicht zu Franckes Gunsten aus. Er wurde mit den strengsten Worten aufgefordert, seine Behauptungen zu beweisen.

Ohne Zögern setzte sich Francke hin und antwortete:

„Von dem, was ich, durch mein Gewissen gedrungen, in meiner Verteidigung ausgesagt, ist vieles teils notorisch, teils von der hallischen Geistlichkeit selbst zugestanden, also daß es keiner Untersuchung bedarf, sondern aufs klarste daraus erhellet, daß das geistliche Ministerium zu Halle allerdings eine große Verbesserung von nöten hat. Dieses allein habe ich gesuchet, nicht aber einen Personalstreit mit jemandem führen oder mich an jemandem reiben wollen, wie mir fälschlich schuld gegeben wird. Dafern man aber kein Bedenken trägt, den angezeigten verderbten Zustand noch mehr aufdecken zu lassen, welchen ich sonst herzlich gern mit dem Mantel der Liebe bedecken wollte, sofern man ihn erkennen und kräftig verbessern würde, so wird man mir dann die Vergrößerung des vermeinten Skandals nicht zuzuschreiben haben. Dahero ich fernerweiter Verordnung entgegensehe.“ —

Es war vorauszusehen, daß diese Antwort das Feuer nicht dämpfen, sondern nur noch schüren würde. Und das geschah denn auch. Den Freunden Franckes ward es immer banger um das Herz, zumal da es verlautete, es wäre Kunde von den Vorgängen nach Berlin gedrungen. Wieder einmal aber sollte Francke mit seinem Vertrauen recht behalten, denn aus der Hauptstadt kam an die hallische Geistlichkeit die Aufforderung, auf alle Weise eine Verständigung herbeizuführen und zur Erlangung dauernden Friedens eine monatliche Konferenz einzurichten. — Aus der Konferenz wurde aber nichts, die hallischen Geistlichen erklärten vielmehr unterm 16. Oktober: die persönlichen Verleumdungen wollten sie nach dem Exempel des

Heilands in Vergessenheit stellen, aber was ihr Amt beträfe, wollten sie weiter untersucht wissen und Genugthuung haben, bäten daher den Kurfürsten um seines Wahlspruchs Suum cuique willen, daß er sie darin erhören wolle.

Immer noch waren Franckes Augen nach Berlin mit großer Zuversicht gerichtet: „Der Kurfürst, der sich je und je so gnädig gegen mich gezeiget, auch den Bau des Waisenhauses so kräftig unterstützet und die Anstalt mit so reichen Privilegien ausgestattet, sollte er in seiner guten Meinung von mir durch die Hetzereien meiner Widersacher irre werden? Er hat Urteilskraft genug, um zu erkennen, daß der Streitfall ganz der nämliche ist, wie vor sieben Jahren, und sehr bald herausfinden, auf welcher Seite die Schuld liege.“ So äußerte Francke gegen Freylinghausen, der wieder einmal das Herz voll Angst und Sorge hatte.

Doch da kam von Spener ein Brief, der des Adjunkten Besorgnis zu rechtfertigen schien.

Spener schrieb in großer Beklommenheit, der kurfürstliche Geheimrat von Fuchs habe gegen ihn geäußert, er liebe den Professor Francke, meine auch solche Gesinnung schon durch die That bewiesen zu haben, aber dergleichen Angriffe und Beschuldigungen eines Collegii könne er nicht billigen, sondern in solcher Sache gebühre sich Mäßigung und Sanftmut; denn gehe man einmal so weit, so könne man's nicht wieder bessern.

Francke legte betroffen den Brief beiseite. Seine Hände zitterten, seine Augen wendeten sich feucht schimmernd zum Himmel: „Mein Gott, du weißt, wie ich's gemeinet habe. Menschen wollen mich nicht verstehen, so vertritt du mich, führe du meine Sache, denn es ist deine! Hilf, lieber Herre Gott, und laß mich nicht den Narren zum Spott werden! Amen.“ —

Woche auf Woche, Monat auf Monat ging dahin. Es war ein Hangen und Bangen in schwebender Pein. In der Stadt herrschte eine unheimliche Schwüle, wie vor einem Gewitter: aller Herzen harrten in Spannung der Entscheidung des Streithandels entgegen. Auch diejenigen, welche für die Kirche und religiöse Fragen sonst kein Interesse hatten, wurden interessiert und in Mitleidenschaft gezogen.

So war der Winter herangekommen. An einem bitterkalten Morgen — es war am 9. Dezember 1699 — klopfte der Professor Geheimrat Stryk an die Thür des glauchaischen Pfarrhauses. Francke bewillkommte den Freund mit der gewohnten Herzlichkeit, bekam aber nicht den entsprechenden Gegengruß. Stryk war gedrückt und beklommen, die sonst so geläufige Zunge wollte nicht in Fluß kommen, und Francke merkte bald, was die Ursach sei. Stryk suchte nämlich behutsam und zart auf die leidige Streitsache hinzulenken und sagte endlich: „Ich kann es Euch nicht bergen, liebster Collega, daß ich Euren Schritt für einen bedenklichen halte, und fürchte für Euch schlimme Folgen.“

„Auch Ihr, vielwerter Freund?“ rief Francke traurig. „O, wollen denn alle hinter mir zurückweichen und mich allein lassen? Wenn es auch ein gewagtes Wort sein mag, das ich geredet, so ist es doch notwendig gewesen. Mein Gewissen durfte nicht länger schweigen. Anstatt mich verantwortlich zu machen, muß man diejenigen belangen, so den Schaden verursacht haben, denn nicht der ist strafbar, welcher ein vorhandenes Übel aufdecket, sondern der dasselbige hervorgerufen. Es wäre mir Sünde gewesen, wo ich geschwiegen hätte. Und da ich mir bewußt bin, dabei einzig und allein die Sache Gottes und seines Reichs im Auge gehabt zu haben, ohne eine persönliche Feindschaft gegen irgend jemand zu hegen, so fühle ich nicht die kleinste Reue, habe vielmehr ein getrostes Herz und

hoffe zu Gott, daß er mir seinen Schutz nicht versagen, sondern sich zu mir bekennen werde."

Stryk wollte eben etwas entgegnen, als Freylinghausen hastig eintrat und nach kurzem Gruß fragte: „Ist den Herren schon bekannt geworden, was vor einer Stunde geschehen?"

„Welches?" fragten beide zugleich.

„Der Superintendent Olearius ist vor einer Stunde plötzlich aus dem Leben geschieden."

Stryk sank sprachlos in seinen Stuhl zurück und ließ die Arme am Leibe niedersinken. Francke blieb ruhig stehen, obwohl es auch ihm kalt durch das Gebein rieselte.

Es entstand eine tiefe Stille, man hörte nur die regelmäßigen Pendelschläge der Wanduhr.

Francke fand zuerst das Wort wieder. „Gott hat ihn aus dem Streit genommen und gebe ihm den ewigen Frieden in Christo Jesu! Daß er es aber gerade jetzt gethan, das nehme ich als eine Antwort auf mein Flehen und als einen Fingerzeig, daß er mir gnädiglich durchhelfen wolle. Siehe, so hat die Herde keinen Hirten mehr, meine Widersacher haben ihren Mittelpunkt verloren."

Stryk fand sich aus seiner Verstörung wieder zurecht. „Lieber Collega, ich fange an zu glauben, daß Ihr recht habet. Dieser plötzliche Todesfall hat meinen Sinn gewandelt und vollends zu Euch hingezogen. Ist mir dahero nun um Euch nicht mehr bange. Ich will Euch aber nicht verhalten, daß von dem Kurfürsten die Kommission bereits ernannt ist, welche über den traurigen Handel erkennen soll, und daß auch ich dazu berufen worden. Außerdem sind zu Kommissarien ernannt der Generalsuperintendent von Liefland Doktor Fischer und der Vize-Kanzler der magdeburgischen Regierung Geheimrat Stößer von Lilienfeld, welcher, so viel ich vernommen, nicht gar gut auf Euch zu sprechen ist. Die Sache wird übrigens

dadurch noch verwickelter, daß sich die Stände des Herzogtums Magdeburg mit hineinmengen und neben Euch die Professoren Breithaupt und Anton in Untersuchung ziehen wollen."

„Weswegen dieses? Was haben die Landstände mit der Sache zu thun? Sind sie noch erzürnt auf mich, daß sie mein Waisenhaus beim Kurfürsten vergebens verdächtiget?"

„Das glaube ich wohl", versetzte der Geheimrat, „und so brechen sie die neue Gelegenheit vom Zaun, wider Euch zu streiten. Es heißt, sie wollen diesen Anlaß benutzen, um zu erfahren, was eigentlich von den Theologen der Hochschule, zu deren Unterhaltung sie so viel geben müßten, gelehret würde."

Francke zuckte bedauernd die Achseln und sagte ruhig: „Es gehe, wie es gehe, die Wahrheit wird doch gewinnen und den Sieg behalten."

„Auf mich könnet Ihr zählen und auf den Doktor Fischer auch", sagte Stryk, dem Freunde herzlich die Hand drückend, und verabschiedete sich. —

Der Mann hat Wort gehalten, obwohl er gegen den Herrn von Lilienfeld einen schweren Stand hatte. Nachdem er den Generalsuperintendenten ganz für Francke gewonnen, war der Sieg entschieden. Freilich zogen sich die Verhandlungen noch lange hin, und die Rosen blühten schon, als von den Kanzeln der Stadt verkündet wurde, daß die Fehde geendet sei, und am Sonntag Trinitatis der Generalsuperintendent Fischer in dicht gedrängter Kirche die Friedenspredigt hielt.

Die Wahrheit hatte gesiegt und den Namen ihres Herolds noch weiter durch die Welt getragen. Eine strenge kurfürstliche Verfügung schloß aller Lästerung den Mund und gab dem Mann Gottes die Ehre, welche ihm gebührte. Mit Dank und Preis legte Francke das Schwert beiseite, um wieder zur Kelle zu greifen und weiter zu bauen an dem Tempel des Herrn.

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Eine Goldgrube.

Wieder war es Winter geworden. In später Abendstunde saß Francke an dem Sterbelager eines Bürgers aus seiner Gemeinde Namens Burgstaller und betete mit ihm. Unter dem Morgentau der herzinnigen Worte des Betemeisters war der Kranke, der sich erst in großer Beängstigung auf seinem Lager gewälzt hatte, immer stiller geworden, seine marmorweißen Hände hatten sich auf der Brust gefaltet, seine müden Augen gingen nach oben und mit schwachem Lächeln dankte der Mund für die gespendete Wegzehrung. „Gott wolle Euch das in Ewigkeit vergelten! Hätte ich irdisch Gut, so wollte ich Euch wohl belohnen. Doch ein Geheimnis hüte ich, des Erbe sollet Ihr werden. Nehmet diesen Schlüssel und öffnet jenes Pult dort, so werdet Ihr unter den Papieren eines finden in lateinischer Sprache. Ich habe es von einem Alchimisten erhalten, welcher darin das Ergebnis seiner jahrelangen Forschungen niedergeleget, aus Gold eine kostbare Arznei zu gewinnen. Vielleicht hilft der liebe Herrgott, daß Eurer kleinen Apotheke, so Ihr für das Waisenhaus angefangen, durch die Arznei ein guter Fortgang und Gewinn werde. — Ach, weigert Euch nicht, die Gabe zu nehmen — ich sterbe ruhiger, wenn ich Euch etlichen Dank habe abstatten dürfen für das, was Ihr an meiner Seele gethan."

Der Kranke drängte dem Pfarrer den Schlüssel in die Hand, und ein Schein zufriedenen Lächelns ging über sein bleiches Gesicht, als Francke mit dem gefundenen Papier zurückkam. —

Als am Abend dieses Tages nach dem Essen sämtliche Mitarbeiter Franckes sich zu der täglichen Konferenz gesammelt

hatten, langte der Pfarrer ein vergilbtes Papier aus der Tasche und sagte mit halbem Lächeln: „Heute habe ich eine gute Erbschaft gemacht! Sehet hier, das hat mir ein Sterbender verehret!“

„Was ist damit?“ fragte Neubauer begierig.

„Ein Geheimnis ist es“, fuhr Francke fort, „das wunderbare Geheimnis, aus Golde Gold zu gewinnen. — Lächelt nur nicht, es handelt sich hier um die Kunst, aus Gold eine Arznei zu bereiten.“

„Aus Gold eine Arznei?“ lachte Freylinghausen. „Solche mag sonderlich dem kranken Magen gut sein.“

Francke machte eine abweisende Bewegung. „Lasset das! Wir kennen die Geheimnisse der Alchymie nicht. Auf jeden Fall werde ich dieses alte Dokument unserm lieben Doktor Richter zeigen und hören, was der dazu sagen wird. Wäre es also, daß aus dem harten Metall eine flüssige Tinktur gewonnen würde, so möchte uns daraus vielleicht für unsere Anstalt ein guter Ertrag kommen. Wo sie sich also bewähret, wie das Elyxir polychresticum, so mir vor etlicher Zeit der Doktor Fischer als Mittel wider das Fleckfieber verehret, so hat mir jener Sterbende einen guten Dienst gethan. Es war nur zu beklagen, daß uns jenes Elyxir nicht etwas früher überantwortet ward; denn hätten wir es im vorigen Jahr besessen, da die Seuche unter den Schülern ausbrach, wir hätten wohl dem Sterben wehren mögen. — Überhaupt will ich mich freuen, wenn durch sonderliche Medikamente und Geheimmittel unserer armseligen Apotheke, die aus einem einzigen Medizinkasten bestehet, aufgeholfen wird. Je mehr sich unsere Anstalt erweitert, desto größer wird das Bedürfnis, eine eigene vollständige Apotheke zu besitzen. Mit Schrecken gedenke ich noch jener Nacht, wo die zwei Waisenmägdlein plötzlich erkrankten und unser Bote vergeblich an das Stadtthor pochte, um aus

Halle Arznei zu holen, da man ihm von drinnen zurief, man solle am Morgen wiederkommen — und da war es bereits zu spät."

Die Frau Pfarrerin, welche bisher schweigend dagesessen, warf jetzt dazwischen: „Aber hat denn jener gute Mann zu seinem Papier auch das Gold mitgegeben, daraus die Tinktur soll gewonnen werden?"

Francke sah seine Frau mit sanftem Vorwurf an: „Meinest du das im Spott, liebe Magdalena? Du weißt, der Meister Burgstaller war ein armer Mann. Ich habe eine gute Zuversicht zu der Sache und denke, das Gold wird sich schon finden."

* * *

Die stille heilige Nacht senkte ihre Schatten über die in Schnee gehüllte Welt. Ruhig flimmerten am klaren Firmament die hellen Sternlein wie Millionen goldene Engelsaugen, die da zusehen wollten, wie drunten auf der Erde die Menschenkinder sich freuten über den im Fleisch erschienenen Sohn des ewigen Gottes. Und aus den Fenstern der Häuser fiel strahlender Lichtschein in die Finsternis hinaus, und um den Christbaum her sammelte sich jung und alt, die Kinder jauchzend in Glück und Lust, und die Alten mit den Kindern wieder Kinder werdend. Es liegt ein eigener Zauber auf dem lieben Weihnachtsfest. Es ist ein rechtes Familienfest. Die Menschheit fühlt sich da als eine große Gottesfamilie, und dieses Bewußtsein wirft seinen Widerschein in die einzelnen Häuser, wo sich die Familien inniger denn sonst zusammenscharen und tiefer als je empfinden, was sie aneinander haben, was sie einander sind. Wer einsam steht in der Welt, keinen Vater und keine Mutter, kein Weib und kein Kindlein um sich her hat, nie fühlt er seine Verlassenheit schmerzlicher als am heiligen

Weihnachtsabend, und seine Festfreude schimmert nur durch Thränen hindurch. —

In dem Garten hinter dem Reichenbachschen Haus, welches Francke neben der Pfarrwohnung angekauft hatte, stand ein kleines, winziges Häuslein, mehr einer Hütte ähnlich. Aus dessen einzigem Fenster schimmerte ein bleicher Lichtschein in die Nacht und zitterte unsicher auf dem frischgefallenen Schnee. Schauen wir durch die Scheiben, so bekommen wir zunächst einen Schrecken über den Anblick, der sich uns da bietet. Das Innere sieht aus wie eine Hexenküche. An den Wänden hängt allerlei wunderliches Gerät: Flaschen und Kessel und Retorten und Röhren; auch der Tisch ist damit bedeckt und auf dem Fußboden zerstreut liegen Gegenstände, deren Zweck man nicht einsieht. Auf einem Dreifuß flackert unter kupfernem Kessel ein blaues Feuer und wirft einen magischen Schein, in welchem die Schatten der Gerätschaften gespenstig zittern. Ist das nicht wirklich eine Hexenküche?

Doch nein, der junge Mann, der da, den lockigen Kopf in die Hand gestützt, in das Feuer starrt, kann kein Zauberer und Hexenmeister sein: er sieht ganz ehrlich aus, und sein glattes, feines, sanftes Gesicht könnte einen fast glauben machen, daß hier eine Jungfrau, in Manneskleider gehüllt, sich einen Thee bereite.

In träumerisches Grübeln versunken sitzt der junge Mann und regt kein Glied. Er hat es ganz vergessen, daß heute der heilige Christabend ist, und die Stimmen, welche gedämpft von der Straße herübertönend ihn daran erinnern könnten, vermögen ihn nicht aus seinem Sinnen zu erwecken.

Endlich löscht er das Feuer unter dem Kessel und schüttet den Inhalt aus. „Wieder umsonst!“ murmelt er traurig und niedergeschlagen. „Was wird Francke sagen?! Das vierte Hundert ist dahin — ich wage kaum, ihn um neues Gold zu bitten.“

Er nahm ein vergilbtes Papier zur Hand und vertiefte sich in die wunderliche Schrift.

Draußen auf dem Hof wurden Tritte laut, und der Vorsteher der Waisenhausapotheke trat herein.

„Ei, guten Abend, Herr Doktor Richter!“ grüßte er und reichte dem Alchymisten die Hand. „Auch heute bei der Arbeit? Habet Ihr vergessen, daß heute die Christnacht?“

Der junge Mann fuhr sich mit der Hand über die Stirn und strich das wallende Haar zurück. „Christnacht?“ sagte er zerstreut. „O weh, ich gehe leer aus bei der Bescherung! Mir hat der heilige Christ nichts gebracht.“

Dabei schaute er schmerzlich in den Kessel. „Es ist wieder vergeblich gewesen, ich finde das Geheimnis nicht!“

Der Apotheker trat ihm näher und legte ihm die Hand auf die Schulter. „Herr Doktor, lasset die Finger davon, es ist unnütz! Wir werfen all das schöne Geld zum Fenster hinaus. Heute sprach ich mit dem Herrn Pfarrer, der schüttelte auch bedenklich den Kopf, als ich ihm sagte, daß bereits vierhundert Thaler auf das Experiment vergeudet worden. Lasset die Hand davon, Herr Doktor — ich mag Euch keinen Groschen mehr dazu geben!“

Der junge Mensch fuhr jetzt aus seinem Träumen auf. Der gesunkene Mut war plötzlich wieder da und glühte wild aus seinen schwarzen Augen. „Nein! Nein! Ich muß es finden, ich kann nicht davon los! Schon glaube ich dem Geheimnis auf der Spur zu sein. Nur noch ein Hundert gebet her — Gott wird es segnen.“

„Es gehet nicht an“, versetzte der Apotheker zähe, „denn ich habe keinen Thaler zur Verfügung.“

„So saget es dem Herrn Pfarrer!“ rief der Doktor leidenschaftlich. „Er muß mir das Geld schaffen — ich kann nicht von dem Kessel los!“

Er trat ans Fenster und starrte in die Nacht hinaus. Nach einer Pause wendete er sich schnell herum: „Gehet hin und saget dem Pfarrer, ich wolle mein Vermögen, das ich einmal als Erbe bekomme, dem Waisenhaus verpfänden, wenn meine Forschungen mißraten sollten. Schaffet mir Gold her, Gold — Ihr reizet mir mit Euren langweiligen Bedenklichkeiten nur noch mehr die Begierde zum Forschen!“

Damit drängte er den Apotheker hinaus, der kopfschüttelnd vor der Thür stehen blieb, indem er vor sich hin murmelte: „Es sieht fast aus wie Hexerei und Teufelswerk. Der Dämon hat ihn gepackt, das Gold hat ihn geblendet — ach, ob es nicht der Teufel ist, der uns hier versuchen und äffen will?“

In der Hütte wurden Töne laut, und erschrocken wandte sich der Apotheker nach dem Fenster. Da sah er den Doktor auf den Knieen liegend und hörte deutlich Worte des Gebets, die immer lauter, immer dringender zum Himmel stiegen und um helle Augen baten, das Geheimnis zu finden: er wolle ja nicht seine Ehre und Vorteil dabei suchen, er wolle damit der Menschheit dienen und Franckes, seines Vorbilds Fußstapfen nachfolgen.

„Nein, der Teufel ist hier nicht im Spiel“, flüsterte der Apotheker und eilte von dannen, gerade auf Franckes Thür zu. Frommer Gesang schallte ihm aus dem Familienzimmer entgegen, und als er die Thür öffnete, zeigte sich ihm ein liebliches Bild: um den strahlenden Lichterbaum saß die Familie Francke, auf der einen Seite der Hausherr, den vierjährigen Gotthilf August in seinem Arm, auf der andern die Frau Pfarrerin, die zweijährige Johanna auf dem Schoß; um beide her die Mitarbeiter des Knechtes Gottes: Freylinghausen, Neubauer, Müller, Elers und noch etliche andere, dazu die beiden Mägde. — Der Apotheker blieb still in der Thür stehen und sang das angefangene Lied: „Gelobet seist du,

Jesus Christ" bis zu Ende mit, hörte auch andächtig zu, wie Francke das Weihnachtsevangelium vorlas und in kindlich herziger Weise daran eine kurze Betrachtung knüpfte, bei welcher es den Anwesenden erst ganz weihnachtlich zu Sinn ward und über welcher der Apotheker ganz vergaß, zu welchem Zweck er eigentlich gekommen sei. Erst nachdem Francke ihn grüßend näher herzuwinkte, fiel ihm dasselbe wieder ein, und er benutzte einen Augenblick, wo Francke nach dem Nebenzimmer ging, um ihm sein Gesuch vorzutragen.

Am zweiten Feiertag bereits konnte er wieder zu dem Doktor Richter gehen und ihm neues Gold bringen.

Des Doktors Antlitz leuchtete in heller Freude auf: „Siehe, nun hat mir der heilige Christ auch noch bescheret! Herr, hilf, ach Herr, laß wohl gelingen!"

Wieder flackerte in dem Gartenhäuschen das Feuer unter dem Kessel, wieder saß der junge Doktor bei seiner Arbeit, und von der Stirn rann ihm der Schweiß: drinnen die Seele arbeitete noch mehr, als die Hände, sie rang mit sich selbst und schwankte ängstig zwischen Hoffen und Verzagen. —

Um die Mitte des Januar wollte Francke eines Morgens eben in die Vorlesung gehen, als ihm in der Thür jemand stürmisch in den Arm fiel und rief: „*Εὕρηκα! Εὕρηκα!*"*)

Francke fuhr erschrocken zurück, von dem unvermuteten Anlauf fast zu Boden geworfen. Ehe er sich recht besinnen konnte, stand er in der Studierstube und erkannte nun den Doktor Richter, der ihm mit trunkenen Augen triumphierend ein Fläschchen mit einer Flüssigkeit entgegenhielt. „Ich hab's heraus! Der Name des Herrn sei gelobet!"

Das Geheimnis war entdeckt, aus dem Golde war der heilende Trank gequollen.

---

*) Ich hab's! Ich hab's!

Mit heiliger Scheu nahm Francke die Flasche in die Hand und hielt sie gegen das Licht. „O wie ein Wunder ist mir dieses Ding! Wie einst Mose aus dem Felsen Wasser schlug, so ist hier aus hartem Metall eine klare, helle Flüssigkeit geflossen. Mir ist es, als müßte das eine seltene Tinktur sein und ein Segen für die leidende Menschheit.“ —

Francke hatte richtig geahnt. Wie ein Märlein wurde es von Stadt zu Stadt erzählt: der Arzt des Franckeschen Waisenhauses Doktor Christian Friedrich Richter hat aus dem Gold eine Arznei geschlagen, essentia dulcis genannt, und bald konnte der Entdecker von guten Erfolgen berichten.

Wohl war sie teuer, die Arznei, und doch wurde sie von allen Seiten begehrt. Dem Pfarrer lag es wie ein Stein auf dem Herzen, daß die armen Leute wegen der Kostspieligkeit um den Segen dieses Heiltranks kommen sollten, und er drang in den Arzt, einen niedrigeren Preis zu stellen. Richter zuckte die Achseln und bewies mit Zahlen die Unmöglichkeit. „Ach, was wollet Ihr mit Eurem Addieren und Multiplicieren“, fuhr ihm Francke dazwischen. „Es giebt noch eine andere Rechnungsart, da wird ein ganz ander Facit herauskommen!“

Wir wissen schon, wie er das meinte, und wir können uns auch schon denken, daß er sich nicht verrechnet haben werde. Richtig: es dauerte nicht gar lange, so konnten sich auch die armen Leute die Goldtropfen kaufen: Francke hatte die Summe, welche ihm auf sein Flehen der himmlische Versorger zugeschickt, für die Tinkturbereitung hergegeben. —

Darf ich jetzt wieder einmal dem Leser den Vorhang vor der Zukunft aufrollen und ihn die folgenden siebzig Jahre überschauen lassen? Da erblickt er Zahlen, die ihn staunend verstummen machen, da wird er inne, daß Gott der Herr seinen Knecht August Hermann Francke zum Segen der Menschheit gesetzt: immer größere Summen flossen aus der Apotheke und

der daneben separat betriebenen Medikamenten-Expedition in die Kasse der Stiftungen, von Jahr zu Jahr sich verdoppelnd, bis sie im Jahre 1761 ihre höchste Höhe erreichten: 36 106 Thaler.

Als im Jahre 1711 Doktor Christian Friedrich Richter beerdigt ward, da war's, wie wenn ein Fürst zu Grabe ging, und tausend und tausend Thränen des Dankes flossen auf den Hügel eines Mannes, dessen Geist ebenso klar, als sein Herz warm war, warm von Glauben an Gott und Liebe zu den Menschen, und der nicht bloß an den Krankenbetten als rettender Engel gestanden, der auch mit seinen frommen, gottbegeisterten Liedern vielen Seelen den Weg zum Himmel gewiesen hatte.

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Ein neues Heim und ein neuer Tisch.

„Ich sehe Zähren in deinen Augen, herzliebe Magdalena?"

„Ach mein Gemahl, schwer scheidet der Mensch von seinem häuslichen Herd. Er ist mit tausend Fäden daran gebunden. Und ich zumal! Was hat mir Gott der Herr in diesem Haus für Gnade und Segen bescheret! Es war die glücklichste Zeit meines Lebens, die ich allhier verbracht. Soll da mein Auge nicht thränen?"

„Gewiß, Magdalena; auch mir ist das Herz schwer, aber muß es nicht sein? Siehe doch, wie sich die Anstalt von Jahr zu Jahr erweitert! So ist mir nicht mehr möglich, sie aus der Ferne zu leiten. Wie viel kostbare Zeit wird mit dem Hin- und Herlaufen vergeudet, und wer weiß, wie lange mir der Herr noch Zeit zum Wirken giebt! Wie einen Wink Gottes habe ich es dahero erkannt, daß der alte Traugott Große sein Wirtshaus zur güldenen Rose um den geringen Preis von

zwölfhundert Thalern feilbot. Dieses Haus liegt in so bequemer Nähe, daß es durch einen verdeckten Gang, den ich werde bauen lassen, mit dem Waisenhaus zu einem verbunden werden kann. Auch mag darin die Medikamenten-Expedition ihr Unterkommen finden, und wird auch noch Platz zu einem größeren Laboratorium für den Apotheker sein."

Die Frau Pfarrerin schaute ihren Mann befremdet an. „Wie sagest du? Ich verstehe dich nicht. Das war es ja, was mir den Auszug aus unserm alten Pfarrhaus besonders schwer machte, daß ich meinete, das enge Haus würde uns eine unbequeme Wohnung sein; und nun willst du von dem wenigen Raum noch abtreten zu andern Zwecken?"

Francke streichelte seiner Frau zärtlich die Wange. „Sei nur still, liebes Weib: je enger man bei einander sitzet, desto mehr wärmet man sich aneinander und desto lieber hat man sich." —

In dem Augenblick ging die Thür auf, und der kleine Gotthilf August stürmte mit der Miene schmerzlicher Entrüstung herein: „Böse Menschen draußen, sehr böse Menschen — tragen alles fort, alles! Und mein Wiegenpferd haben sie mir auch genommen!"

Das Kind brach in bitterliches Weinen aus und wandte sich, da der lächelnde Vater für seinen Schmerz kein Verständnis zu haben schien, zu der Mutter, die ihm liebkosend das lange, weiche Haar strich und sanft ihm zuredete. „Mein Kind, wir dürfen nicht hier bleiben, wir müssen in ein ander Haus. Möchtest du gern hier bleiben?"

Das Kind wehrte mit allen Zeichen des Schreckens: „Nein, nicht fort von hier — hier bleiben!"

Und die Mutter hatte große Not, den unglücklichen Knaben zu beruhigen. —

Indem kam Freylinghausen und winkte den Pfarrer abseits. „Mir ist das Herz noch ganz voll Trauern", fing er an, „und



Franckes Wohnhaus 1702—1715.

ich möchte immer weinen, wenn ich des armen Menschen gedenke, den ich vor einer halben Stunde einsam unter den Weiden an der Saale traf. Wollte mich ein wenig im Schatten ergehen und über meine Predigt sinnen, da vernahm ich aus dem Gebüsch eine Stimme und hörte im Nähertreten betende Worte, die mir wie ein zweischneidig Messer durch das Herz gingen, denn ich erkannte, daß da ein Mensch zu Gott um Brot schrie, nachdem er drei Tage lang gehungert. Als das Gebet verstummt war, trat ich hinzu und sah einen jungen Studiosus, der über meinen Hinzutritt sehr erschrak. Doch ward er bald ruhig, da ich ihm trosthaft zusprach, und erfuhr von ihm, daß nicht er allein in solch trauriger Lage sei: unter den Studenten gäbe es eine ganze Zahl, die sich manchen Abend hungernd zu Bett legten, aber nicht das Herz hätten, jemandem ihre Not zu klagen."

„Wer ist der Studiosus?" fiel Francke hastig ein.

„Er heißet Winkler und wohnet in der Märkerstraße."

„Gehet eilends zu ihm, lieber Freylinghausen — ich will mit ihm reden!"

Nachdem sich der Adjunkt entfernt hatte, setzte sich Francke still nieder und stützte nachdenklich das Haupt in die Hand. Lange saß er so, bis ein Geräusch draußen auf der Diele ihn weckte. „Herr, nachdem du mir diese neue Not bekannt gemacht", betete er, „kannst du nicht wollen, daß ich derselben unthätig zusehe. So hilf mir auch hier, wie du es sonst so treu gethan!"

Es klopfte an der Thür, und zwei Knechte fragten herein, ob sie nun an des Herrn Pfarrers Studierstube gehen und das Gerät ausräumen dürften. Francke nickte stumm und verließ das Gemach.

Es war am ersten Sonntag nach Trinitatis des Jahres 1702, da es über das Evangelium von armen Leuten zu predigen gab. Nach beendetem Gottesdienst eilte Francke stracks dem Waisenhaus zu und trat in den Speisesaal ein, wo eben der Küchenmeister die Tische gedeckt hatte. Neben den bisherigen Tafeln war abseits noch eine aufgestellt. Mit dem Blick auf diese fragte Francke: „Nun, Andreas, wie viele Meldungen sind eingegangen?“

„Zwölf, Herr Pfarrer!“

„Und du hast so viel, daß sie satt werden?“

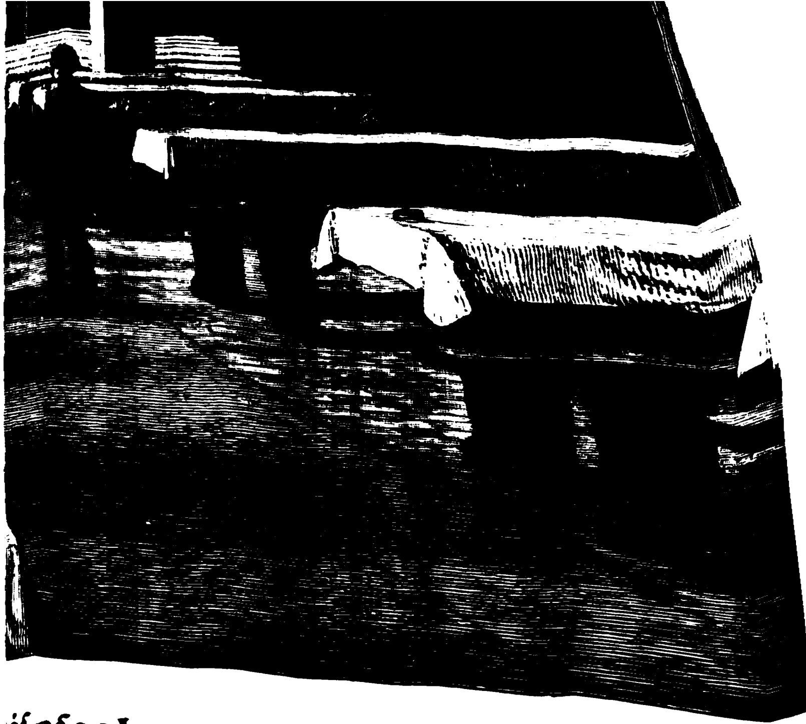
„Es wird wohl reichen, Herr Pfarrer. Habe gestern den ganzen Tag Euer Angesicht nicht gesehen, sonst würde ich Euch gemeldet haben, daß ein großer Wagen voll Mehl, Gemüse und Hülsenfrüchte angekommen!“

„Von wem, Andreas?“

„Der Knecht hat mir den Namen des Gebers nicht nennen wollen.“

„Nun ja, es ist auch nicht nötig! Du warest es wieder, mein getreuer Gott!“ flüsterte Francke vor sich hin. Dann zu dem Küchenmeister gewendet sagte er: „Sage den neuen Kostgängern, wenn sie versammelt sind, es solle sich fürs künftige am Morgen bei dir melden, wer am Mittag zu essen verlanget. Weiteres sei nicht nötig. Merke dir dann ihre Namen, Andreas, damit sie bei vorkommenden Vakanzen zu Lehrerstellen können vorgeschlagen werden. Kommen aber mehr zu Tisch, als am Morgen sich gemeldet, so sollen die, für welche die Speise nicht ausreichet, am nächsten Tag gespeiset werden.“

Francke wollte sich entfernen, da zu Hause die Almosenempfänger seiner warteten, aber eben kamen die ersten Tischgäste und drängten sich um ihn, ihm ihren Dank zu sagen. Er verzog noch eine Weile, bis sich alle gesammelt, sprach das



…iſeſaal.

Tischgebet und redete noch einige freundliche Worte, bis die Magd kam und ihn heimforderte.

Am folgenden Sonntag, da von dem großen Abendmahl gepredigt ward, mußten statt zwölf Teller vierundzwanzig aufgestellt werden, und als acht Tage darauf das Evangelium: „Seid barmherzig, wie auch euer Vater im Himmel barmherzig ist“ ausgelegt ward, waren es sechsunddreißig, die sich zur Speisung gemeldet hatten. Abermals nach acht Tagen, als das Evangelium von der Speisung der Fünftausend an der Reihe war, saßen zweiundfunfzig an dem extraordinären Freitisch. Bei dieser Zahl blieb es eine ganze Zeit, bis am vierundzwanzigsten Sonntag nach Trinitatis für vierundsechzig gedeckt wurde, nicht Studenten allein, sondern auch arme Schüler, für welche auch des Abends ein Süpplein bereitet ward.

Keinen Menschen hatte Francke für diese Sache um Hilfe angesprochen, nur seinem Gott hatte er sie an das Herz gelegt, und das genügte bei einem Manne, der da sprechen konnte wie der Heiland: Ich weiß, daß du mich allezeit erhörest.

Dreißigstes Kapitel.

Ein fremder Gast.

An einem kühlen Oktobertag des Jahres 1704 traten aus dem glauchaischen Pfarrhaus zwei Männer. Den einen kennen wir: es ist Neubauer, der Waiseninspektor, der andere ist eine stattliche Gestalt mit feinem, aristokratischem Gesicht. Das schwerfällige Deutsch, welches er spricht, verrät den Ausländer und der in einiger Entfernung folgende Diener den reichen Mann.

„Mußte es sich doch so unglücklich treffen!“ sagte er unmutig. „Tausend Thaler gäbe ich drum, wenn ich ihn von Angesicht zu Angesicht gesehen hätte! Habe um seinetwillen auf meiner

Reise nach Berlin einen weiten Umweg gemacht. In Holland wird sein Name mit Ehren genannt und Staunenswertes von ihm erzählet. Ist das alles wahr, so muß er ein Prophet des Höchsten sein und ein Stern erster Größe am Himmel des Reiches Gottes. Doch muß er auch durch böse Gerüchte gehen. Man heißet ihn einen Pietisten und bürdet ihm alles das auf, was man an dieser Art von Leuten zu tadeln weiß. Ihr seid sein Mitarbeiter, lieber Herr, von Euch werde ich dahero die beste Auskunft über ihn erhalten können."

Neubauer neigte sich höflich. „Francke ist leider nicht hier, aber sein Werk stehet da, aus diesem möget Ihr den Stifter erkennen."

„Ich bin begierig, das Haus zu sehen, welches er mit sieben Gülden angefangen", versetzte der Holländer und schlug mit Neubauer die Richtung nach dem Waisenhaus ein. „Das also ist es!" rief er mit unverhohlenem Erstaunen, als beide auf den freien Platz traten. Er blieb stehen und buchstabierte die Inschrift unter den Adlern. „Ja, das ist wahr, ein besseres Wort konnte er nicht wählen!"

Neubauer lächelte vor sich hin und meinte: „Das ist überhaupt seine Art: er trifft immer das Rechte. Er hat eine glückliche Hand: alles, was er angreift, gerät wohl."

„Ein stattlich Haus!" fuhr der Holländer mit wachsender Bewunderung fort. „Aber ist es nicht zu groß und zu weitläufig?"

„Zu weitläufig?" wiederholte Neubauer, indem er den Fremden etwas abseits nach links führte, daß die Gegend hinter dem Gebäude sichtbar wurde. „Schauet dort den großen langen Garten, welcher im Hintergrund in Weinberge ausläuft: diese ganze Fläche hat Francke im vorigen Jahr erworben, und es wird nicht lange währen, so stehen Häuser, wo jetzt Rosen blühen und Trauben reifen. Siehe, schon will das große

Haus zu klein und eng werden! Was ist nicht alles in demselben zu beherbergen! Es ist ja nicht allein ein eigentliches Waisenhaus: zu den hundertfünfundzwanzig Waisenkindern kommen die Schüler der deutschen Schulen, ohne die darunter befindlichen Waisen vierhundertundachtzehn an der Zahl; ferner die lateinische Schule, welche bereits bis zu sechs Klassen aufgestiegen ist und außer den Waisen hundertunddrei Schüler zählet, welche nicht einmal alle in dem Hause Platz finden, sondern zum Teil in gemieteten Häusern untergebracht sind. Dazu gesellt sich ein Lehrerseminar, welches Francke vor etlicher Zeit gestiftet, und in welchem fünfundsiebzig Personen bei freier Kost unterrichtet und in des Stifters Geist herangebildet werden. Weiter ist ein großer Raum nötig zu den Freitischen für arme Studiosen, dazu auch nimmt die Apotheke und die Buchhandlung nebst der Druckerei einen großen Teil des Untergeschosses für sich in Anspruch."

Der Fremde unterbrach den Erzähler mit immer steigendem Erstaunen. „Wie, Herr, dieses alles ist von Francke gegründet? Sonst pflegt die Entfernung die Thaten großer Männer zu übertreiben und um ihr Haupt einen Heiligenschein zu lügen, der in der Nähe zerrinnet. Hier ist es umgekehrt: je näher man dem Manne kommt, desto herrlicher wird er."

„Und doch ist das noch nicht alles", fuhr Neubauer fort. „Drunten zu Glaucha in der Gommergasse steht ein Witwenhaus, in welchem vier arme Witwen Obdach und Pflege finden. Nicht weit davon ist ein anderes Haus, in welchem Francke unter Beihilfe einer Französin, Demoiselle Charbonnet, eine Erziehungsanstalt für Töchter höherer Stände hergerichtet. Das ist das weibliche Seitenstück zu dem Pädagogium, welches in dem Hause neben der Pfarrwohnung sich befindet und in welchem siebzig Scholaren von zwölf ordentlichen und fünf außerordentlichen Lehrern unterrichtet werden."

Der Fremde ergriff hastig Neubauer am Arm. „Ihr machte mich begierig mehr zu hören und zu erfahren, wie es im Innern dieses Siebengüldenhauses zugehet. Viel Übles wird geredet von der Art, wie die sogenannten Pietisten die Erziehung der Jugend anzugreifen pflegen. Man sagt ja, diese Pietisten wären einseitige und engherzige Menschen, hätten die Augen beständig gen Himmel gekehrt und vergäßen darüber ganz, daß sie mit den Füßen auf der Erde stehen."

Neubauer schüttelte lächelnd den Kopf. „Ihr saget mir nichts Neues, lieber Herr. Solcher Vorwurf ist dem Unkraut gleich, welches, ausgerissen, immer wieder aus der Wurzel kommt. Ich sage Euch: wer die Kunst der wahren Erziehung lernen will, der muß bei August Hermann Francke in die Schule gehen. Wohl ist es wahr, daß seine Augen nach oben gehen und sein Herz dazu — das ist ja die Kraft all seines Wirkens, daß er Gott alle Zeit vor Augen und im Herzen hat; und so ist ihm auch der oberste Endzweck aller Erziehung der, daß die Herzen der Kinder nach oben gerichtet werden in aufrichtiger Gottesfurcht. Zu dem Ende mahnet er besonders, das Lesen der heiligen Schrift sobald als möglich mit den Kindern vorzunehmen, damit dieselben fein frühzeitig aus der heiligen Schrift selbst unterwiesen würden zur Seligkeit, wobei er aber sehr gegen ein bloß äußerliches Werk eifert und darauf dringet, die Bibel inwendig zu lernen, nicht bloß auswendig. Ist auch selber ein Meister in der Kindersprache. Die Kleinen fassen jedes Wort, das er mit ihnen redet, und greifen begierig nach den Büchlein, welche er sonderlich für sie gedruckt ausgehen lässet. Ein wunderbarer Mann, dieser Francke! Er verstehet die paulinische Kunst, allen alles zu werden. Er stehe auf dem Katheder vor den Studenten, oder auf der Kanzel vor der Gemeine, oder auf der Straße unter den Kleinen, überall hängt alles mit begeisterter Andacht an seinem Munde.

Würde nun aber solches wohl möglich sein, wenn er in krankhaftem Schmachten seine Augen nur immer nach den Wolken gekehret hätte und der Pflichten des irdischen Lebens darüber vergäße? Es gehet bei ihm immer nach dem Spruch: Bete und arbeite. Ein böser Feind aller Erziehung ist der Müßiggang; diesen hat Francke ein für allemal gebannet durch Gründung einer Industrieschule. In der schulfreien Zeit müssen die Kinder eine ordentliche Handarbeit vornehmen. Sind zu diesem Behuf besondere Strickmeister angestellt. Mag auch der äußere Vorteil, so daraus erwächset, geringfügig sein, wichtiger ist die sittliche Bedeutung dieser Thätigkeit, daß die Kinder dasjenige lernen, was so nötig ist für das Leben: arbeiten, im Schweiß ihres Angesichts ihr Brot essen. Die schon etwas kräftigeren Knaben werden dann auch in der Apotheke zu Dienstleistungen herangezogen, und der Herr Pfarrer gehet außerdem mit dem Plan um, einen Seidenbau anzulegen, wozu sich in dem neu erworbenen Garten Gelegenheit bietet. — Was urteilet Ihr nun, lieber Herr, von dem Gerede, daß Francke seine Kinder zu frommem Müßiggang und trägem Händefalten erziehe? Stellet Ihr ihn Euch überhaupt vor als einen Mann, der immer nur seufze und griesgrämlich den Kopf hänge? Ach, könntet Ihr ihm einmal in die Augen schauen, in diese lieben, leuchtenden Augen, die so frank und frei geradeaus blicken! Und könntet Ihr seiner Rede lauschen, so kindlich fröhlich und so heiter! Er ist ein ganzer Mann und hat sich doch das kindliche Gemüt bewahrt; das ist es, was so zauberhaft alles zu ihm hinzieht. Es wehet um ihn her wie Frieden Gottes, und wer in seine Nähe kommt, dem wird es wohl und warm ums Herz herum."

Der Holländer hatte sinnend das Haupt zur Erde geneigt und gab keine Antwort. Erst nach einer ganzen Weile reckte er sich in die Höhe und sagte: „Aufs neue bedauere ich, daß

ich den Mann nicht von Angesicht gesehen. Aber noch eines, Herr! Ich traf unterwegs mit einem Mann zusammen, der Francken sehr wohl kannte. Er war aber nicht gut auf ihn zu sprechen, erzählte mir, er wäre eines Tages zu ihm gekommen in großer Not und habe ihn um eine Summe angesprochen, doch sei er mit leerer Hand von ihm gegangen. Er lasse sich wohl gern von anderen schenken, thue auch reichlich Gutes, aber nach Art der Pharisäer nur, wo er recht gesehen werde — sonst sei er ein harter Mann."

Neubauer schaute mit dem Ausdruck tiefen Unwillens vor sich hin. „Ja wohl, ein harter Mann! Ach, möchtet Ihr nur einmal zwei Tage bei ihm weilen, so würdet Ihr sehen, was sich alles an seine Fersen hänget! Es herrschet unter den Unverständigen die Meinung, er habe Geld im Überfluß. So geschiehet es, daß er von allerlei Leuten um große Summen angesprochen wird, als wäre das glauchaische Pfarrhaus ein Bankhaus. Wollte doch jüngst einer nicht weniger denn tausend Thaler haben! Francke hat ein paar Augen, so sanft, wie eines Mägdleins, aber sie sehen scharf, sie dringen durch Mark und Bein bis in das Herz. So weiß er die Nichtsnutzigen von den Würdigen wohl zu scheiden und das vorhandene Geld im Dienst der wahrhaftigen Liebe zu opfern. Ja, es ist wahr: Francke ist ein reicher Mann, wenn man nämlich zusammenzählet, was er jährlich ausgiebt. Und doch ist er ein armer Mann, denn für sich hat er nichts, alles gehöret den Brüdern."

Der Holländer machte mit der Hand eine Bewegung nach oben. „O gesegnet ist der Tag, der mich nach Halle geführet, und gesegnet seid Ihr, lieber Herr, der Ihr in dieses Mannes Schatten sitzen dürfet! Kommt! zeiget mir das Innere des Hauses!"

Die beiden Männer bewegten sich über den Platz hin und verschwanden in dem Eingang des Gebäudes. Als sie nach einer Stunde wieder sichtbar wurden, machte der Holländer vor dem

an der Thür aufgestellten Opferstock Halt und that, während Neubauer mit Elers etliche Worte wechselte, ungesehen etwas hinein.

Als man am Abend dieses Tages den Kasten leerte, lagen fünf Banknoten darin, jede zu tausend Thalern.

Einunddreißigstes Kapitel.

Gebeugt und wieder aufgerichtet.

Es war ein naßkalter Februartag des Jahres 1705. Tief neigten sich die aschgrauen, schneegefüllten Wolken zu der Erde nieder und legten sich verhüllend vor die Sonne, daß diese statt des Tageslichts nur einen matten Dämmerschein hervorzubringen vermochte. Dumpf klangen durch den bleiernen Nebel von den Türmen der Residenz die Glocken, und um die Nikolaikirche her stand dichtgedrängt eine in Trauerfarbe gehüllte Volksmenge, von welcher die den Thüren zunächst Stehenden sich vergeblich bemühten, in das Innere einzudringen. Das geräumige Gotteshaus war bereits gefüllt und lauschte in thränender Andacht der Trauerpredigt, welche der hallische Professor August Hermann Francke dem im reichbekränzten Sarg vor dem Altar liegenden Spener hielt.

Ja, Philipp Jakob Spener war dahin, die Leuchte war erloschen, früh aus dem Leben geschieden der Mann, der noch so nötig schien der streitenden Kirche, und jetzt, bei seinem Hingang, stellte es sich erst recht deutlich heraus, wie vielen in Berlin allein er ein Licht gewesen war.

Der Prediger mußte zu wiederholten Malen seine Rede unterbrechen, denn das stille Weinen ward hier und da zum lauten Wehklagen. Auch hatte er genug mit sich selbst zu thun, den in seinem Herzen nagenden Schmerz zu meistern, und man hörte es jedem seiner Worte an, daß es wahr sein

müsse, wenn er im Eingang seiner Rede sagte: anstatt zu sprechen möchte er am liebsten still hinsitzen und weinen, weinen um seinen Vater, dem er das geistliche Leben danke, weinen um seinen Freund und Berater, der wie keiner sein innerstes Herz verstanden habe und ihm eine Stütze gewesen sei wie niemand sonst. Zweimal versagte ihm die Sprache, und auf seinem totenbleichen Antlitz spiegelte sich herzergreifend das ganze tiefe Weh, welches mit tödlicher Gewalt in seinem Innern wühlte. Es kam schließlich dahin, daß das Volk seine Trauer teilte zwischen dem Toten und dem überlebenden Freunde, der, ein Bild des Jammers, nach Fassung rang und in der Schilderung der Größe des Verstorbenen die Hörer ahnen ließ, was er an ihm verloren. —

Als hernach der Sarg in die Erde sank, sandten leise die Schneewolken ihre Flocken nieder, als wollten sie dem großen Toten ein Leichentuch weben und sanft ihn betten in der Erde Schoß. Es war ein Tag der allgemeinsten Trauer: man fühlte, daß ein Großer in Israel gefallen sei, und auch die, welche im Leben wider ihn gestanden, sie legten ihm die Palme ehrender Anerkennung auf das Grab.

* * *

Frau Magdalena Francke saß am Fenster und blickte in großer Beängstigung durch die Scheiben die Gasse hinab. Sie rief endlich nach dem Dienstmädchen und gebot ihr, noch einmal nach dem Arzt zu gehen: er solle sich eilen, ihr Herz sei so in Nöten und Sorgen.

Indem ging die Hausthür und man hörte auf der Diele eine Mannsperson sich den Schnee von den Füßen treten. „Da ist er schon!" sagte die Magd und öffnete dem Doktor Richter die Thür.

Mit ängstlich fragenden Augen trat dieser der Pfarrerin näher und nahm auf deren Einladung Platz.

„Ich mußte zu Euch senden, mein lieber Herr Doktor, denn mit meinem Gatten ist es nicht besser geworden, sondern schlimmer. Mit Sorgen und Bangen sah ich ihn in vergangener Woche nach Berlin reisen. Ich fürchtete, daß der Schmerz des Verlustes und die aufregenden Scenen am Sterbebett ihn noch mehr dahinnehmen würden! Er ist noch elender zurückgekommen, als ich befürchtet. Ich bin zu Tod erschrocken, da ich ihn zur Thür hereinwanken sah, bleich und müd. Um Gotteswillen, lieber Herr Doktor, bietet alles auf, was Eure Kunst vermag! Ich will Euch helfen, was ich mit Beten thun kann, daß Euch Gott erleuchte, das Kräutlein zu finden, welches für seine Krankheit gewachsen ist."

Der Arzt legte sanft die Hand auf den Arm der Frau Pfarrerin. „Beruhiget Euch, liebwerte Frau, das Übel wird sich heben lassen. Die außerordentliche Thätigkeit, die tagtäglich des Herrn Pfarrers Nerven spannet, die unausgesetzte Anstrengung seiner Körper- und Geisteskräfte sind die erste Ursach des Leidwesens, und das Herzweh um den verlorenen Freund hat ihn vollends daniedergeworfen. Dagegen giebt es wohl ein wirksames Mittel, das heißet: Veränderung der Luft und Ruhe. Das ist aber auch das einzige, was hier von durchgreifendem Erfolg ist, bitte Euch dahero, Ihr wollet Euren ganzen Einfluß und die ganze Beredsamkeit Eurer Liebe aufbieten, ihn zu einer längeren Erholungsreise zu bestimmen. Mir gegenüber hat er sich auf das entschiedenste gesträubet, dem Rat zu folgen, denn er meinet, er könne hier nicht fehlen, sein Werk müsse zu Grunde gehen. Ich bitte Euch, redet ihm diesen Gedanken aus und ruhet nicht, als bis er sich zur Reise entschlossen." —

— — — — — — — — — — — —

Es war vierzehn Tage später an einem lauen Märztag, als vor der Thür des Franckeschen Wohnhauses ein mit zwei

großen Koffern bepackter Reisewagen hielt. Von seinem Weib gestützt und den beiden Kindern gefolgt, wankte Francke über die Schwelle, erdfahlen Gesichts und gebeugter Gestalt. Die Leute, welche des Wegs vorübergingen, blieben stehen und weinten. Es erfolgte ein bewegter Abschied, dann setzte sich der Pfarrer neben seinem lieben Elers in die Ecke des Wagens und fuhr von dannen.

Es ging durch das Halberstädtische, Braunschweigische und Westfälische nach Holland. Der Kranke lebte zusehends auf, alles wirkte zu seiner Kräftigung zusammen: die gesunde Luft, die neuen Umgebungen, der anregende Verkehr mit gottseligen Menschen, die Anschauung edler Thaten für das Reich Gottes. Ja, sein Geist bekam eine so große Spannkraft, daß er in kurzer Zeit die fremde Sprache sich so aneignete, daß er nicht bloß die ihn holländisch Anredenden verstand, sondern auch holländisch reden und predigen lernte. Und je mehr er predigte, je bekannter er wurde, desto größere Befriedigung und Herzwonne wurde ihm zu teil, denn wie Nebel vor der Sonne sah er die Vorurteile schwinden, die auch hier zu Land die Sinne vieler gefangen hielten, und mit innerlichem Entzücken gewahrte er, wie die Feinde sich in Freunde wandelten und die Gleichgültigen warm wurden für das Werk des Herrn.

Es war ein Segensgang, den er durch Holland machte, ja zwiefach gesegnet kehrte er nach Verlauf von drei Monaten zurück: sein Reisewagen war belastet mit einem Kasten voll Gold, den Spenden wohlthätiger Freunde, und er selbst — o wie jauchzten sein Weib und seine Kinder auf, als sie ihn aus dem Wagen steigen sahen mit klaren Augen und frischen Wangen und fröhlichem Lächeln auf den Lippen, als einen dem Leben Wiedergegebenen, mit neuer Kraft Erfüllten und zu neuer Arbeit Ermutigten.

Drittes Buch.

Abend.

Zweiunddreißigstes Kapitel.

Franckes Kindeskinder.

In Kopenhagen saß König Friedrich IV. mit seinem Hofprediger Doktor Lütken in seinem Kabinett beim Schachspiel. Es ging sehr still dabei zu, nur von Zeit zu Zeit gab einmal einer der Spielenden einen Laut von sich, wenn ihm ein Zug geglückt war, oder wenn er sich versehen hatte.

„Schach und matt!“ rief endlich der Hofprediger. „Ew. Majestät sind heute nicht bei der Sache.“

„Ihr habet recht, lieber Doktor!“ versetzte der König. „Was mir schon seit langer Zeit auf dem Herzen lieget, fiel mitten im Spiel über mich und zog meine Gedanken ab. Ich meine die Mission. Sitze nun bereits seit sechs Jahren auf dem Thron meiner Väter, und noch ist der Lieblingsplan, den ich schon als Kronprinz hegte, ein bloßer frommer Wunsch. Eine Schande ist es für Dänemark, in Indien weite Strecken Landes erobert zu haben, ohne den armen Heiden' den Segen des Evangeliums zu bringen! Hollands und Englands Beispiel muß uns tief beschämen. Mich jammert der armen Heiden' und möchte mit mir selber zürnen, daß ich noch nichts für ihre Seele gethan.“

„An Ew. Majestät gutem Willen hat es wahrlich nicht gefehlet“, fiel der Hofprediger ein. „Ihr habet gethan, was Ihr konntet. Ist es Eure Schuld, daß sich in Eurem ganzen Land kein einziger fand, der willig und geschickt gewesen wäre, als Heidenapostel ausgesendet zu werden?“

Der König schaute traurig vor sich hin. „O, ist denn mein Land so klein, daß auch nicht einer erfunden ward zu solchem Dienst? Ich trage schwer an dieser bittern Erfahrung und würde den Tag mit Wonne begrüßen, wo ich das erste Missionsschiff die Anker lichten sähe."

„Aber muß es denn gerade ein geborener Däne sein, der in Ew. Majestät Namen zu den Heiden gehet? Es ist ja die Sache des Herrn der Welt, um die es sich hier handelt; da kommt es auf die Nationalität nicht an. Sehe sich Ew. Majestät weiter um, so werden sich schon Männer finden für den heiligen Zweck."

„Meinet Ihr, daß ich den König von England bitten soll?" sagte der König abweisend. „Nein! Die englische Art des Christentums gefällt mir nicht. Es ist so wenig Natur darin, desto mehr gemachtes und gezwungenes Wesen."

„Nicht nach England wollte ich Eurer Majestät Blicke richten", fuhr der Hofprediger fort, „sondern nach Deutschland. In Deutschland beginnet ein neues Leben aus den Trümmern zu erblühen. Welche gewaltige Bewegung ist von Spener ausgegangen! Und nicht bloß auf das deutsche Volk hat er belebend gewirkt, er hat die evangelische Kirche auch an ihre Missionspflicht den Heiden gegenüber erinnert. Wohl hat er vor kurzem die Welt verlassen, aber nicht ohne Nachfolger seiner Fußstapfen hinterlassen zu haben. Wenn wir uns an diese wenden, so wird uns guter Rat nicht mangeln."

„So thuet flugs die nötigen Schritte!" drängte der König. „Mit Ungeduld harre ich Eurer weiteren Kundgebungen."

* * *

Zu dem Baron von Canstein in Berlin trat vierzehn Tage später ein ernster, würdiger Mann, der Rektor Lange, ins Zim-

mer und holte nach herzlicher Begrüßung ein großes Schreiben aus der Tasche. „Seltsame Bitte ist an mich ergangen, lieber Herr Baron! Erkennet hier das Insiegel des Königs von Dänemark. O daß doch unser lieber Vater Spener noch in dieser Welt weilete und diesen Brief lesen könnte, um darin den Anfang zur Erfüllung seiner herzlichen Sehnsucht zu sehen! Den König von Dänemark hat plötzlich eine brennende Begier ergriffen, den heidnischen Unterthanen seiner überseeischen Kolonieen das Christentum bringen zu lassen; und da er nun in seinem eigenen Lande niemand gefunden, so zu solcher Sendung tauglich und willig, so ergeht an uns sein Ansuchen, ihm solche Männer zu senden."

Der Baron war auf das freudigste überrascht. Auch in seiner Seele hatten Speners Worte von der Barmherzigkeitspflicht der Christen gegen die Heiden Feuer gefangen. „Gepriesen sei der Herr", rief er in warmer Herzwallung, „der ein Mittel gewußt, der großen Sache Bahn zu brechen. Die gestellte Bitte abzuweisen wäre eine Sünde, und ich zweifle nicht, daß wir einen oder etliche finden, die sich senden lassen im Namen des Herrn."

„Ich habe bereits einen im Auge", versetzte Lange. „Alsobald, nachdem ich den Brief gelesen, fiel mir der junge Bartholomäus Ziegenbalg ein, jener fromme, treue Jüngling, den August Hermann Francke zum Dienst des Herrn erzogen, und der nun seine reichen Gaben im Weinberg des Herrn bisher verwendet hat. Wollte aber dieser etwa von wegen seiner etwas schwächlichen Gesundheit sich scheuen, dem Ruf zu folgen, so werden wir trotzdem nicht in Not und Verlegenheit sein, denn Francke wird uns andere Männer senden, die die innere Ausrüstung zu solchem heiligen Werk besitzen: was sich um diese Sonne schart, das wird ja warm für den Herrn und tüchtig für die Arbeit in seinem Reich."

„So eilet, daß Ihr Ziegenbalgs Antwort erlanget“, versetzte der Baron, und Lange verabschiedete sich, um, nach Hause zurückgekehrt, sofort an den Auserſehenen zu schreiben.

Es war kaum eine Woche herum, da konnte er dem Baron die freudige Nachricht bringen: „Ich habe ihn und noch einen dazu: Ziegenbalg ist es gelungen, seinen Freund und Studiengenossen Heinrich Plütschow zur Mitfahrt zu bewegen.“

Cansteins große Augen füllten sich mit Freudenthränen, und beide Männer reichten sich in tiefer Bewegung die Hand. —

Während die beiden tapfern Jünglinge der dänischen Hauptstadt zufuhren, lag in Halle ein Beter auf den Knieen und dankte seinem Gott, daß er ihn auch dieses Herzenswunsches Erfüllung habe sehen lassen. In seinen brieflichen Unterhandlungen mit Leibnitz, dem größten Philosophen der Zeit, über das Werk der Heidenbekehrung hatte er zwar China zunächst im Auge gehabt, aber er ließ diesen Gedanken gern schwinden, da ihm die Kunde kam, daß die beiden Sendlinge in Indien gelandet seien. Auch das entmutigte ihn nicht, daß die Missionare schrieben, die zweitausend Thaler, welche der König von Dänemark als jährliche Unterstützungssumme verwilligt habe, seien nur ein Tropfen auf einen heißen Stein; denn um den nötigen Zuschuß war ihm nicht bange: der Gott, welcher ihm für sein Waisenhaus die Mittel gegeben, der werde auch wohl noch etwas übrig haben für die armen Heiden. Und nun that der Bittsteller seinen Mund auf und klopfte an die Herzen der Christenleute. Er hatte genug für seine Stiftungen zu erbitten, aber das kümmerte ihn nicht; auch das machte ihm keine Sorge, daß er jetzt mit der Bitte kam für eine Sache, für welche noch gar kein Verständnis und Interesse vorhanden war, über die man als über eine phantastische Schwärmerei den Kopf schüttelte. Francke hätte freilich die Summen, welche nach Erweckung des Interesses für die Mission eingingen, manchmal

für seine Anstalten recht nötig gehabt, aber kein Heller blieb in seinem Kasten zurück, es ging alles nach Indien, indem er gewiß war, Gott werde ihm für sein Waisenhaus schon die Notdurft bescheren, und indem er zum andern sich sagte: ‚Es ist ja auch für den Herrn und sein Reich, einerlei, ob's in Indien angelegt wird oder in Halle.'

Aber Wichtigeres noch als Geld ging von Halle nach Indien. Die Gebete des Betemeisters wogen schwerer als seine Thaler, und die Missionare haben ihre Kraft gespürt. Aber noch ein Drittes dankten sie ihrem hallischen Vater. So oft sie riefen: sende uns Arbeiter in die Ernte, sie klopften nie umsonst an die Thür des Mannes, in dessen Schule allezeit Männer heranreiften zum Dienst im Weinberge des Herrn.

Als Sterne erster Größe glänzen sie, die Männer, welche, in der Pflanzschule des hallischen Waisenhauses gezogen, das Licht des Evangeliums in die Nacht des Heidentums getragen haben: Ziegenbalg, Plütschow, Gründler, Schulze, Gericke und vor allem Schwarz, diese patriarchalisch apostolische Erscheinung, dieser Rasa-Ayir (König-Priester), wie ihn die Eingeborenen verehrend nannten.

Und Francke? Wieder ist er der Alte, wieder weist er alle Ehre, allen Ruhm von sich, wieder beugt er sich vor seinem Herrn, dessen Barmherzigkeit ihn auch zu diesem Dienst in seinem Weinberg gedungen und dessen Segen ihm die reichen Früchte gezeitigt habe. „Wer bin ich, Herr, daß du meiner also gedenkest? Du hast mir Kinder geschenket, wie Tau aus der Morgenröte, und nun soll ich auch Kindeskinder sehen, die armen Heiden, gezeuget zum neuen Leben durch meine geistlichen Söhne, die ich nach Indien gesandt! Wer bin ich, Herr, daß du nicht aufhörst, deinen Knecht zu segnen!"

Dreiunddreißigstes Kapitel.

Wozu ein diebischer Einbruch gut sein kann.

Mit gewohntem Diensteifer machte der alte biedere Samuel, des Waisenhauses wohlbestallter Nachtwächter, die Runde und sang bei Ablauf jeder Stunde andächtig ein geistlich Lied. Es war eine kalte Aprilnacht des Jahres 1711. Der Wind rüttelte wütig an den Laternen, welche um das Waisenhaus her ihr zweifelhaftes Licht warfen; der Winterschnee lag noch in schmutzigem Zustand auf der Erde, und der leise herniedergehende Regen half dem Frühling beim Auftauen, daß die Wege sehr beschwerlich wurden. Mehrmals schon war der alte Mann gestrauchelt und hingestürzt, auch hatte ihn der Regen schon bis auf die Haut durchnäßt, aber dadurch ließ er sich in der Ausrichtung seines Berufes nicht stören.

Im rechten Winkel, parallel mit dem ehemaligen Wirtshaus zum Adler, stieß an das große Waisengebäude rechter Hand ein in gleicher Höhe weitergeführtes langes Haus, welches, ein Jahr vorher (1710) vollendet, unten den Speisesaal und oben den großen Betsaal enthielt und nach Osten zu unmittelbar an das noch etwas früher gebaute „englische Haus“ stieß, so genannt, weil es in seinen oberen Räumen den aus England gekommenen Schülern diente, während die beiden unteren Stockwerke außer der Wohnung Neubauers die Hauptkasse und andere Geschäftsräume enthielten.

Mitternacht war schon vorüber, als der alte Samuel im Schatten dieses englischen Hauses eine Gestalt bemerkte, die sich augenscheinlich bemühte, nicht gesehen zu werden. Der Samuel that auch, als hätte er nichts bemerkt und ging ruhig seines Weges weiter, bis er unter dem sogenannten „Fach“, einem längs des alten Adlergebäudes hinlaufenden überdeckten



Allgemeiner Versammlungssaal.

Säulengang, ein Versteck gefunden hatte, von welchem aus er ungesehen beobachten konnte.

Lange blieb alles still, und den Wächter schüttelte ein Frost durch den ganzen Körper, daß er schon im Begriff war, sich wieder in Bewegung zu setzen, um warm zu werden. Da — da war der Schatten wieder, jetzt gar zwei. Der Alte beugte sich mit dem Oberkörper vor, und seine Augen traten aus ihren Höhlen. Deutlich nahm er wahr, wie sich der eine Schatten an der Wand des Hauses in die Höhe bewegte. — Jetzt war's kein Zweifel mehr: Diebe versuchten einen Einbruch in die Kasse.

Mit überstürzendem Eifer rannte der Samuel vorwärts, und war bereits auf zehn Schritt nahe gekommen, als er über einen Stein strauchelte und der Länge nach hinstürzte. Als er sich mühsam wieder aufgerichtet, waren die beiden Gestalten verschwunden, hatten aber den Beweis ihrer verbrecherischen Absicht hinterlassen: eine angelehnte Leiter.

„Gerechter Gott", stieß der Wächter heraus, „das wäre ein Fang gewesen! Woher mögen es die Unholde wissen, daß da oben die viertausend Thaler liegen, die jüngst zur Errichtung einer Bibelanstalt eingegangen?"

Der alte gute Samuel war über den Vorfall so aufgeregt, daß er die folgenden Stunden zu seinem Gesang nur schwache Andacht fand und mit Schmerzen wartete, bis es vier schlagen würde. Kaum hatten die Glocken der Stadttürme diese Stunde verkündet, so stolperte der Alte nach der Wohnung Franckes und klopfte an — er wußte, daß der Herr Pfarrer um diese Stunde regelmäßig das Bett verließ.

„Rufe mir sogleich den Herrn Neubauer herbei!" befahl Francke dem Samuel, nachdem dieser seinen Bericht erstattet. „Sollst auch meinen Dank haben für deine Wachsamkeit, lieber Samuel!"

„Kein Ursach, Herr Pfarrer! Verstehet sich von selber!“ erwiderte der Alte und verschwand.

Erst nach einer Stunde erschien Neubauer, und Francke empfing ihn mit den hastig hervorgestoßenen Worten: „Da haben wir es nun! Merket Ihr es jetzo, daß der Herrgott mir recht giebt, und nicht Euch? Er kann seine Meinung auf allerlei Weise kund geben, auch durch Diebe. Was will er uns mit diesem Einbruch sagen? Dieses: Lasset das Geld nicht liegen, daß es euch erst gestohlen werde, sondern leget es alsbald auf Zins für mich und mein Reich. Ihr seid immer dagegen gewesen, für das Pädagogium ein neues Haus zu bauen, weiset auf die große Summe hin, welche die Errichtung des englischen Hauses und des Speisesaals verschlungen; aber was soll aus dem Pädagogium werden, wenn die Scholaren, deren immer mehr werden, nicht beisammen in einem Hause wohnen können, sondern hin und her in Bürgerhäusern untergebracht und unterrichtet werden müssen; wenn nicht einmal die Kranken unter einem Dach liegen können und auch die Werkstätten für die mechanischen Arbeiten in der Stadt zerstreuet liegen? Wo dieser Übelstand länger fortdauert, ist auf eine gedeihliche Entwickelung der Anstalt nicht zu hoffen. Wir müssen ein Haus haben, ein großes, weitläufiges Haus. Diese Notwendigkeit haben auch schon etliche Freunde erkannt und sich bemühet, ein Haus für diesen Zweck zu mieten. Andere haben gehoffet, es werde sich ein reicher Kapitalist finden, der einen solchen ansehnlichen Bau auf Spekulation unternehme und um einen billigen Zins an uns vermiete. Doch ist bis anhero alles beim alten verblieben. Ich selbst aber habe auch ernstliches Bedenken getragen, die milden Gaben, welche für das Waisenhaus einlaufen, den Armen und Vaterlosen zu entziehen und sie zu dem Neubau eines Hauses für das Pädagogium zu verwenden. Denn so reichlich auch die Spenden barmherziger Liebe immer

noch von allen Seiten eingehen, was bedarf es nicht, um täglich Hunderte zu speisen und allen Beamten ihren Sold zu zahlen! Würde die Wohlthätigkeit des Publikums auch nur einen Monat, ja nur eine Woche aufhören, so würden wir trotz unserer eigenen Hilfsquellen das Ganze nicht erhalten können. Jetzo jedoch, da die für Errichtung einer Bibelanstalt bei uns hinterlegte Summe durch Diebeshand beinahe abhanden gekommen wäre, ist in mir schnell der Entschluß gereift, mit dem Hausbau nicht länger zu zögern und die viertausend Thaler einstweilig zu diesem Zwecke zu verwenden. Sie werden ja bei weitem nicht ausreichen, aber Gott wird das übrige schon geben. Setzet Euch nur stracks hin, mein lieber Neubauer und entwerfet den Riß! Denn Eurer Geschicklichkeit traue ich mehr zu, als den gelernten Baumeistern, wie Ihr bisher hinlänglich bewiesen."

„In Gottes Namen denn!" rief Neubauer entschlossen und entfernte sich, um sogleich an die Arbeit zu gehen.

Francke war mit dem entworfenen Riß in hohem Maß zufrieden und drückte dem wackeren Mann die Hand. „Sehet Ihr wohl, so hätte es mir kein Baumeister gemacht!" Und nun hatte er keine Ruhe, bis er den Grundstein gelegt sah. Droben auf der freien, luftigen Anhöhe des Madeweisschen Gartens sollte sich der Bau erheben, der so großartig angelegt war, daß der Glaubensmut eines Francke dazu gehörte, um hier nicht bange zu werden. Das Haus sollte hundertundeinundneunzig Fuß lang, dreißig Fuß breit und fünf Stockwerk hoch werden.

Es waren aber kaum drei Wochen verstrichen, da meldete Neubauer sehr niedergeschlagen, daß schon das erste Tausend verbaut sei.

„So nehmen wir das zweite!" antwortete Francke mit der größten Seelenruhe.

Bald ging das zweite, das dritte, das vierte Tausend hin, und das Haus war noch nicht einmal unter Dach, immer näher aber rückte die Zeit, wo das Kapital zu seiner eigentlichen Bestimmung hergegeben werden sollte. Neubauer war in der peinlichsten Angst, auch Freylinghausen, Elers und Müller schüttelten den Kopf und begriffen den Pfarrer nicht, daß er so ruhig dreinschauen könnte, als wäre alles in Ordnung.

Nur noch ein Tag war bis zu dem Termin, wo die viertausend Thaler zur Errichtung der Bibelanstalt ihre Verwendung finden sollten. Francke legte sich am Abend zu Bett, wie immer, sich und seine Sache dem Herrn befehlend. Der Morgen kommt — eine neue, dringliche Anrede an den treuen Versorger im Himmel, und mit ruhigem Gemüt geht der Professor in die Vorlesung.

Bei seiner Rückkehr findet er auf dem Tisch eine Menge eingegangener Briefe. Er greift in den Haufen, und gleich in dem ersten liest er: „Achttausend Reichsthaler sind dem Waisenhaus zu Halle von meiner seligen Schwester testamentarisch vermacht. Ich werde mir ein Vergnügen daraus machen, dieses Legat, da es unter allen ihren Legaten das erste ist, auch am allerersten auszahlen zu lassen."

Auf der Stelle mußte Neubauer herbei. Francke reichte ihm schweigend den Brief und vergnügte sich, das Mienenspiel des Lesenden zu beobachten. Das Blut schoß demselben ins Gesicht und die Augen füllten sich mit Thränen. „O was muß der liebe Herrgott und Ihr, Herr Pfarrer, für Geduld mit mir haben!" sagte er mit bewegter Stimme. „Verzeihet mir meinen Kleinglauben, wie ich auch zu Gott hoffe, daß er mir verzeihen werde!"

„Redet doch nicht also, lieber Neubauer!" erwiderte Francke weich und innig. „Es stehet geschrieben: Einer trage des andern Last. Ihr habet auch an mir genug zu tragen." —

Der Bau ging nun ununterbrochen weiter, und als er endlich fertig dastand, siehe, da war es ein Musterbau, vorbildlich für zahlreiche ähnliche Anstalten, die nach dieser hergestellt wurden.

Man meinte in ein Kloster hineinzutreten, wenn man in dieses Haus trat, aber nicht in ein Kloster nach katholischem Zuschnitt, sondern in einer aus dem Geist evangelischer Freiheit herausgeborenen Anlage. Bekanntlich hatte man in mehreren evangelischen Ländern die alten katholischen Klöster in Schulen und Erziehungsanstalten umgeformt, aber nicht überall war es gelungen, zugleich den ängstlichen Geist mönchischer Dressur und Unnatur aus ihren Mauern zu verbannen, indem der sklavische Gehorsam nur das mechanische Lernen für den höchsten Zweck der Erziehung ansah, aber sich nicht zu der Anschauung emporzuschwingen vermochte, daß erziehen heiße, den Körper- und Geisteskräften zu ihrer freien Entfaltung zu helfen. Daher blieb man auch bei der alten Klostereinrichtung, die Schüler einzeln in Zellen wie in ein Gefängnis zu sperren, sie dann am Tage herdenweis in einen großen Lehrsaal zu treiben und in der Nacht in einen ungeheuren Schlafsaal zusammenzupferchen, wo ihnen weder Licht noch Feuer im Ofen vergönnt ward. — Wie anders hatte sich das unter Franckes pädagogischer Weisheit gestaltet! In langer Reihe schlossen sich die Wohnzimmer aneinander, ein jedes drei bis vier Schüler beherbergend und je zwei von einem dazwischen wohnenden Lehrer beaufsichtigt, dem bei dieser geringen Zahl der Pflegebefohlenen eine beständige Einwirkung auf dieselben und eine eigentliche Erziehung möglich war, so daß für jene Künste des Betrugs und das heimliche Wesen, welches bei Beaufsichtigung großer Massen nicht ausbleibt, gar kein Raum war. Die Lehrzimmer waren von den Wohnräumen gänzlich abgesondert und so angelegt, daß kein Unterricht den andern störte. Da-

neben gab es noch einen Versammlungssaal für die ganze Schule zu Prüfungen, Redeübungen und religiösen Feiern, sowie auch Räume für die Bibliothek, das Naturalienkabinet und die physikalischen Apparate. Die Eßsäle wurden zu keinem andern Zweck verwendet, als den ihr Name besagt. Im Erdgeschoß reihten sich an die ökonomischen Räume eine Menge Zimmer, in welchen durch Drechselbänke, Glasschleifmühlen u. dgl. für leibliche Übung gesorgt war. Auch fehlte es hier nicht an einem chemischen Laboratorium und einem anatomischen Sektionssaal. — Mitten unter seinen Schülern hatte der Inspektor seine Wohnung so, daß er leicht überallhin kommen und die Oberaufsicht führen konnte. — Das Haus lag mitten im Grünen, von Bäumen umrauscht und von Blumen umduftet, auf einer Anhöhe mit frischer, gesunder Luft, und in den schattigen Laubgängen, zwischen grünenden Rebstöcken erquickten sich die Scholaren von des Lernens Mühsal. Auch das klare, kühle Quellwasser, welches vor fünf Jahren Neubauer draußen im Feld entdeckt und durch eine Röhrenleitung nach der Anstalt geführt hatte, trug das Seine dazu bei, um den Scholaren den Aufenthalt in dem neuen Hause angenehm zu machen und ihre Gesundheit zu kräftigen.

Es war eine erhebende Feier, als das fertige Gebäude geweihet ward, und als Francke am Abend dieses Tages von dem Altan des Pädagogiums nach dem in einer Entfernung von dreihundert Schritten westlich ihm gegenüberliegenden Waisenhaus hinunterblickte, äußerte er zu dem neben ihm stehenden Freyer, dem Inspektor des Pädagogiums: „Sehet da, liebster Freund, diese beiden Gebäude sollen die Endpunkte sein. Will's Gott, so füllet sich der dazwischen liegende Raum mit neuen Häusern!"

Vierunddreißigstes Kapitel.

Bibeln für das arme Volk.

„Seid mir tausendmal gegrüßet, mein lieber Grischow!" Mit diesen Worten bewillkommte Francke an einem Dezembertag des Jahres 1712 einen schon etwas bejahrten Studiosus, der in Reisekleidern zu ihm ins Zimmer trat. „Längst schon habe ich Euer geharret, daß ich Nachricht erhielte von dem edlen Freiherrn von Canstein! Wie geht es ihm?"

„Ich danke Euch, hochwürdiger Herr!" erwiderte der Student. „Der Herr Freiherr erfreut sich in Berlin einer guten Gesundheit und sendet Euch durch mich seine Grüße. Der Zweck meiner Reise aber ist dieser, mit Euch über die endliche Errichtung der von ihm geplanten Bibelanstalt schlüssig zu werden."

„Ei, so sollet Ihr mir zwiefach willkommen sein!" unterbrach ihn Francke. „Wie sehnet mein Herz den Tag herbei, wo auch die armen Leute sich das Wort Gottes kaufen können! Gesegnet sei der Luther, der dem deutschen Volk die Bibel deutsch gemacht, aber gesegnet sei auch der edle Freiherr von Canstein, der die Bibel nun auch den Armen zugänglich machen will! Warum ist jetzund gerade in den Hütten der Armut das wenigste Christentum zu finden? Es lieget an nichts mehr, als daran, daß in den Hütten keine Bibel zu sehen ist. Was meinet Ihr nun, lieber Grischow, zu welchem Preis der Freiherr auf dem Wege, den er vorgeschlagen, das neue Testament wird herstellen können?"

Der Student erwiderte: „Das neue Testament soll nicht mehr denn zwei Groschen und die ganze Bibel in kleinem Format nicht mehr denn sechs Groschen kosten."

„Wäre es möglich!" rief Francke, die Hände zusammenschlagend. „Es klinget mir wie ein Märlein."

Der Student schüttelte den Kopf. „Mit einem Kapital von drei- bis viertausend Thalern wird es gehen. Es lassen sich dafür so viel Lettern kaufen, daß man die ganze Bibel damit setzen kann. Bei dem bisherigen Verfahren, wo man nach dem Druck eines Bogens die Lettern wieder auseinander nimmt und bei einer neuen Auflage wieder von frischem setzen muß, wird die Bibel nimmer wohlfeil werden und nie recht in das Volk kommen. Bleiben aber die Lettern des ganzen Buches stehen, so hat man die Setzkosten nur einmal, und man kann so viel Abdrücke machen, wie man will. Da nun das besagte Kapital bereits vorhanden, was hindert's, daß mit dem Werk sogleich begonnen werde? Ihr seid doch auch damit einverstanden, daß die Bibelanstalt mit Eurer Druckerei verbunden werde? Denn der Herr Freiherr meinet, wenn die Sache unter Eurem Namen ausginge, so würde ihr dadurch der beste Fortgang gesichert. Was von August Hermann Francke käme, dem fielen die Herzen zu."

„Der liebe Freiherr!" sagte Francke. „Ich bin so voll Freude, daß ich immer jauchzen und singen möchte. Dennoch aber ist ein leises Bangen dabei, wenn ich nämlich der Buchhändler gedenke, deren Händen dann doch der Verkauf der Bibeln entzogen wird. Sie werden in Erbitterung über die Buchhandlung des Waisenhauses herfallen und meinem armen Elers das Leben schwer machen, wenn nicht gar ihn in den Bann thun."

„Sorget nicht!" fiel beschwichtigend Grischow ein. „Auch daran hat der Freiherr gedacht. Es lieget ihm nur daran, Euch Vorteil zu bringen, aber nimmermehr Schaden. Hat mich derowegen beauftraget, Euch zu sagen, daß Herr Elers nur einen Teil der Leitung übernehmen und gleichsam nur von ferne die Aufsicht führen, während ein anderer, von ihm selbst bestellter Inspektor die sonderliche Verwaltung führen solle; zu welchem Amt er mich ausersehen."

Francke atmete erleichtert auf. „So ist es gut, und so wird es gehen! O ich freue mich, an Euch einen Mitarbeiter zu bekommen!“

Beide Männer schüttelten sich die Hände und sahen sich an mit einem Blick, der so gut war wie ein schriftlicher Kontrakt.

„Wir werden uns nun“, fuhr Grischow nach einer Pause fort, „nach einem Manne umsehen müssen, der die neue Schrift zeichne, alsdann nach einem, der die Stempel schneide und endlich nach einem, der die Lettern gieße.“

„Danach brauchen wir nicht gar lange zu suchen“, erwiderte Francke, „und ist auch nicht gerade not, drei Männer heranzuziehen: mein Schreibmeister verstehet sich auf alle drei Künste wohl.“

Der Student maß den Pfarrer mit einem erstaunten, fast ungläubigen Blick. „Euer Schreibmeister? O saget nur, hochwürdiger Herr, wie Ihr es machet, daß Ihr von so viel Mitarbeitern umgeben seid, deren jeglicher ein Muster von Geschicklichkeit und Treue ist! Euer Elers, Euer Freylinghausen, Euer Müller, Euer Töllner und wie sie alle heißen, es sind alles ganze Männer.“

„Ja, Gott hat Großes an mir gethan“, rief Francke mit einem warmen Blick zum Himmel, „aber das Größte ist dieses, daß er mir solche Gehilfen gegeben. Was wäre der Francke ohne sie?! — Aber lasset uns doch nach der Druckerei gehen, daß Ihr Euch an Ort und Stelle überzeuget, ob eine Verbindung derselben mit dem Bibeldruck möglich sei.“

Die beiden Männer griffen nach ihren Hüten und begaben sich nach dem Souterrain des Waisenhauses. Als sie nach einer halben Stunde wieder heraustraten, sahen sie ziemlich kleinmütig drein. „Es gehet doch nicht an“, sagte Grischow. „Der Raum ist zu eng. Es ist schade, sehr schade!“

„Beruhiget Euch!“ tröstete Francke. „Ich werde mit Stephan Orban, dem städtischen Buchdrucker, reden, der wird den Druck vorläufig übernehmen.“

„Meinet Ihr, Herr Professor?“ fragte Grischow rasch. „O, wenn's möglich ist, wollen wir sogleich mit ihm handeln, denn ich finde nicht eher Ruhe, als bis ich die Sache in Ordnung weiß.“ —

Stephan Orban erklärte sich ohne Umstände bereit, und frohgemut begab sich Grischow am andern Morgen nach Berlin zurück. —

Eine größere Festfreude konnte Francken nicht zu teil werden, als sie Elers ihm bereitete, da er ihm am heiligen Osterabend des folgenden Jahres 1712 die fertig gestellten Lettern zeigte. Und doch, seine Freude stieg noch um einen Grad höher, als er nach etlichen Monaten das Volk sich herzudrängen sah, um sich die wohlfeilen Bibeln zu kaufen. In kurzer Zeit war die ganze Auflage von fünftausend Exemplaren abgesetzt, und es mußten zwei neue Auflagen gemacht werden, denen bald eine vierte und fünfte folgte.

Wer da hat, dem wird gegeben — wie erfüllte sich doch dieses Wort des Herrn an August Hermann Francke und seinem Waisenhaus! Segen um Segen strömte von demselben aus und immer helleren Schein gab das Licht, welches er in der Kraft Gottes entzündet. Auch ein Canstein, er mußte ein Gehilfe Franckes sein, und der edle, demütige Mann sah in diesem Gehilfendienst seine größte Ehre und löste hier am kräftigsten das Gelübde ein, welches er einst in schwerer Krankheit gethan: „Herr, wenn du mir von diesem Lager hilfst, so will ich dir dienen mein lebelang!“

Fünfunddreißigstes Kapitel.

Waisenvater und Landesvater.

Vor dem Kirchthor der Stadt Halle hatte sich eine dichte Menschenmenge versammelt, deren Augen in ungeduldigem Warten die Straße nach Giebichenstein hin gingen. Obwohl es noch früh im Jahr war — man schrieb den 12. April 1713 — hatte man doch aus allerlei Grün und künstlich gezogenen Blumen eine stattliche Ehrenpforte errichtet. Unter derselben stand der Rat der Stadt nebst dem Rektor der Universität in feierlicher Amtstracht, dahinter hatten sich die Stadtzinkenisten aufgestellt. Es handelte sich um den Empfang des jungen Königs Friedrich Wilhelm I., der, von einer Musterung der aus Italien gekommenen Truppen bei Wettin zurückkommend, der Stadt Halle einen Besuch machen wollte, wie es hieß, besonders um die Stiftungen Franckes in Augenschein zu nehmen.

Wir treffen unter dem versammelten Volk wieder unsern alten Bekannten, den Brauer Blech, der etwas abseits mit zwei andern Bürgern einen Hügel erklommen hatte, von welchem aus ein freierer Auslug vergönnt war.

„Hab' ich's nicht immer gesagt: Der Krug geht so lange zum Brunnen, bis er bricht? Nun, Herr Francke, ist dein letztes Brot gebacken! Es ist ja bekannt, daß der neue König schon als Kronprinz übel auf den Pietisten zu sprechen war. Er ist ein gerader, ehrlicher Mann, er kann das Gekriech und die Frömmelei nicht leiden. Soll es auch sehr ungnädig aufgenommen haben, da man ihm erzählet, daß der Francke sich mit Bauen nicht genugthun könne und in seinem Hochmut ein Haus nach dem andern hinsetze, das hernach der Stadt und dem Land zur Last falle; wie er denn auch vor etlichen

Jahren bei seiner Anwesenheit in Halle sich nicht hat entschließen können, das Waisenhaus zu betreten und im Vorüberfahren unwillig die Äußerung fallen lassen: ‚Ist das nicht ein Bauen! Eine ganze Gasse Häuser!‘ Man hätte denken sollen, durch solches Auftreten des Kronprinzen wäre der Francke bedenklich geworden und hätte das Bauen eingestellt; aber sein Hochmut hat ihn toll gemacht, daß er sein Verderben nicht siehet, das nun über ihn kommen wird; denn wenn es wahr ist, daß der König sonderlich um Franckes willen unsere Stadt besuchen will, so kann man sich denken, daß es da nichts Gutes geben wird.“

„Wer weiß! Wer weiß!“ erwiderte der dem Brauer Zunächststehende, ein Beamter der Universitäts-Kanzlei. „Ihr habet wohl recht, wenn Ihr saget, daß Francke beim jetzigen König, da derselbe noch Kronprinz war, schlecht angeschrieben stand, aber das ist, wie man sich erzählet, jetzund nicht mehr der Fall. Francke hat bei Hof gute Fürsprecher, insonderheit den Generallieutenant von Natzmer, der hat dem König eine andere Meinung von dem Pfarrer beigebracht. Schon der alte selige König, bei welchem Francke auch in Ungnade gefallen war, hat noch vor seinem Tod demselben wieder seine ganze Gunst zugewendet, und der jetzige König soll geradezu erklärt haben, er brauche für sein Land dreier solcher Männer, wie Francke: einen für Halle, einen für Königsberg und einen für Berlin.“

Der Brauer stieß wütend sein spanisches Rohr in den Boden. „Ach, was Ihr da plappert, Herr! Lasset Euch von jedem alten Weib was aufbinden! Wir werden ja sehen, wer recht behält.“

„Er lässet lange auf sich warten“, bemerkte der dritte, der dem Gespräch nur mit halbem Ohr zugehört hatte. „Mich fängt es an in die Beine zu frieren.“

„Es ist jetzo zehn Uhr“, sagte der Brauer. „Wenn der König in Halle nicht nächtigen will, so wird ihm wenig Zeit bleiben für die Festlichkeiten, welche ihm von seiten der Stadt sollen bereitet werden.“

In dem Volk entstand jetzt eine Bewegung, und nach wenigen Minuten wurde in der Ferne ein Wagen sichtbar, der in gestrecktem Lauf daherkam. Das Volk wich unter lautem Vivatrufen zu beiden Seiten zurück, um dem Landesherrn Platz zu machen, der an der Seite des Fürsten von Dessau und gefolgt von zwei Wagen mit Generälen mit immer langsamerem Schritt der Ehrenpforte zufuhr und huldvoll nach allen Seiten grüßte.

Mit feierlicher Würde trat der Rektor der Universität aus dem Kreis der Ratsherren hervor und hielt eine gesalbte Anrede, nach welcher sich der König eine Weile freundlich mit ihm unterhielt und sich nach dem Stand der Universität eingehend erkundigte. Unter dem Trompetengeschmetter der Zinkenisten und dem Geläut aller Glocken fuhr darauf der König mit seinem Gefolge entblößten Hauptes durch die Gassen dem Marktplatz zu, wo im Gasthaus zum goldenen Ring ein Frühstück serviert war.

Er ließ es sich vortrefflich schmecken und war überhaupt sehr guter Laune. — Als er sich erhoben hatte, meldete der Lakai, daß draußen der Herr Oberbürgermeister nebst dem Salzgrafen und mehreren Patriziern stehe, welche Sr. Majestät alleruntertänigst ihre Aufwartung zu machen begehrten.

Der König machte eine abwehrende Bewegung: „Bin nicht nach Halle gekommen, um Visiten zu empfangen, sondern um eine Visite zu machen. Die Postwagen mögen inzwischen bestellet werden! In einer Stunde gedenken wir zu reisen! — Kommet denn, ihr Herren, daß wir dem Professor Francke einen Besuch abstatten.“

Der Fürst von Dessau stieg zu Sr. Majestät in den Wagen, in dem andern folgten der Präsident von Danckelmann und die Generale Grafen Finckenstein, Gersdorff und Löben; und in raschem Flug ging es durch die Schmeerstraße und rannische Straße dem Waisenhaus zu.

In seiner Amtstracht stand Francke am Fuß der großen Freitreppe und empfing den Monarchen mit ebenso herzinnigem als ehrerbietigem Gruß.

Friedrich Wilhelm ließ ihn kaum aussprechen und reichte ihm schon aus dem Wagen heraus die Hand. „Wollen keine lange Vorrede hören, lieber Francke. Sind gekommen, Sein Haus zu sehen. Trete Er voran und zeige uns alles!"

Während Francke die Stufen hinaufstieg, wendete sich der König zu Danckelmann und fragte, nach dem Dach zeigend: „Was heißet das da oben?"

„Die auf den Herrn harren, kriegen neue Kraft, daß sie auffahren mit Flügeln wie Adler", las Danckelmann.

Der König nickte: „Das ist ein guter Spruch."

Man trat zuerst in den Buchladen, wo sich die Professoren Anton und Lange und die Pastoren Töllner, Freylinghausen und Wiegleb im Hintergrund aufgestellt hatten.

„Wer sind diese da?" fragte der König und neigte sich freundlich zu ihnen, als er von Francke erfahren, daß es seine Mitarbeiter seien.

Auf dem Tisch der neben dem Buchladen befindlichen Stube lag eine Rolle, die malabarische Übersetzung des ersten Timotheusbriefs enthaltend, welche eben von Kopenhagen angekommen war.

„Was sind das für wunderliche Zeichen?" fragte der König, die Rolle entfaltend.

„Es ist der Anfang zu einer Übersetzung der heiligen Schrift ins Malabarische", antwortete Francke.

„Ah, es ist wahr", fuhr der König auf. „Er arbeitet ja bis nach Indien hinaus. Ist weit bis dahin — siehet Er Früchte?"

„Ihro Majestät, es wird einer von denen, so dort bekehret und getaufet worden, hierher kommen." —

Nicht weit ab von der Stelle lag auf dem Tisch eine deutsche Bibel. Als diese der König erblickte, meinte er: „Ah, die ist vom Herrn von Canstein! Ein braver Mann, ein seltener Mann! Habe auch siebenhundert Stück nach Berlin bestellet."

Von der Stube ging ein Fenster nach dem Speisesaal. Dahin führte Francke den hohen Gast und ließ ihn einen Blick thun auf die Menge der sich zum Mittagessen Sammelnden. In stiller Aufmerksamkeit stand der König da und sah zu, wie sich die jungen Leute um die Tische ordneten, horchte auch andächtig auf das Gebet und die Vorlesung des dritten Kapitels aus dem Propheten Maleachi.

„Kriegen sie auch alle satt?" fragte er, sich plötzlich herumwendend.

„Ja, satt", antwortete Francke. „Meine Regel ist, daß sie genug kriegen, und was die Güte betrifft, sind die Speisen so beschaffen, daß sie zur Notdurft hinlänglich, anderenteils aber auch nicht köstlicher, als sie es einmal in ihrem Leben ausführen können."

„Wie viel werden überhaupt gespeiset?"

„Bei vierhundertundfünfzig, Ihro Majestät."

„Sind es lauter Arme? Es haben doch etliche feine Kleider an?"

„Mit Willen wird keiner angenommen, der es nicht bedürfte; und weil die Speisen nicht für die Reichen, so suchen diese es auch nicht."

„Sind es lauter Waisen? Vater- und Mutterlose?"

„Entweder fehlet der Vater, oder die Mutter, oder die Eltern sind im Elend."

„Was wird aus der Jugend?"

„Welches gute Köpfe sind, die studieren, die übrigen lernen rechnen, lesen und schreiben und werden auf das Handwerk gethan."

„Werden denn keine davon Soldaten?"

„Wenn sie Handwerker sind, so können sie leicht von den Werbern genommen werden."

„Hm! — Wo ist der Kollegiensaal?"

Francke verneigte sich vor dem Monarchen und bat zu folgen. Was weiß er von dem Kollegiensaal? dachte er. Man mag ihm wohl schon manches hinterbracht haben von dem, was hier geschiehet.

Als die Thür des weiten, großen Saals sich öffnete, blieb der König mit sichtlichem Wohlgefallen einen Augenblick stehen und ließ die Augen überall herumgehen. Dann trat er mitten hinein und fragte: „Wozu dieser Saal?"

„Hier wird das Examen abgehalten mit fünfzehnhundert Kindern."

„Geschiehet das alle acht Tage?"

„Nein, alle Vierteljahre."

„Wer hält das Examen? Hält Er es?"

„Ja."

„Kommen Leute dazu?"

„Ja, sie werden dazu eingeladen."

„Wozu ist dort die Scheidewand?"

„Es ist für die Geschlechter. Rechts sitzen die Männer, links die Weiber."

„Warum ist dieses?"

„Wir haben hier viel jung Volk und rohe Studenten, das gehet dann nach dem Weibsvolk. So ist es gut, daß sie einander nicht sehen können."

„Das ist gut. — Höre Er, lieber Francke, Ihr sollet ja hier sagen: Mein Fleisch — — — — Wie war es doch gleich?“

Er legte nachsinnend den Zeigefinger an die Nase und rief nach einer Weile ärgerlich dem Herrn von Danckelmann zu: „Wie sagtet Ihr doch, Danckelmann, daß hier gelehret würde: Mein Fleisch — — —“

Danckelmann war verlegen und stotterte: „Was habe ich gesagt? Habe ich das gesagt?“

Der König drang in ihn: „Ja freilich habet Ihr das gesagt — besinnet Euch doch!“

„Verzeihung, Majestät!“ fuhr Danckelmann in zunehmender Verwirrung fort, „es war mir hinterbracht worden, man halte allhier solche Sünden, die nach der Natur wären, für verzeihlicher, denn andere.“

Der König sah Francken erwartungsvoll an und dieser erwiderte ruhig: „Wir haben die zehn Gebote, und ist jede Sünde wider eines derselben verdammlich.“

„Das ist wohl wahr“, sagte der König, „aber heißet es nicht: Der Geiz ist eine Wurzel alles Übels?“

„Wohl, Majestät, aber junge Leute sind nicht zum Geiz, sondern zur Wollust am meisten geneiget, dahero pflege ich vor keinem Laster mehr zu warnen, als vor diesem. Ich bin der Meinung, daß sich Gott mit einem Herzen nicht vereinigen kann, welches fleischlichen Lüsten ergeben, und daß der heilige Geist einen solchen Menschen fliehet, und daß, die solches thun, das Reich Gottes nicht sehen werden.“

„Der Meinung bin ich auch, aber es sollen doch Lehrer hier sein, die da lehren, daß daran nicht viel gelegen sei.“

„Majestät, wenn ich solche Lehrer wüßte, würde ich mit ihnen nicht reden, sondern würde es verabscheuen und öffentlich bezeugen.“ —

Dieses alles war vor dem Katheder in dem großen Saal gesprochen worden. Man ging hierauf weiter, der entgegengesetzten Thür zu, durch welche jetzt die kleine Schar der aus England gekommenen Zöglinge trat, von denen der vorderste, Namens Hasting, den König begrüßend anredete: „Alle Waisen und Schulkinder wünschen Ew. Königlichen Majestät — — —“

„Könnet ihr deutsch?“ unterbrach ihn der König, zu der Schar hintretend und einzelnen mit freundlichen Worten die Backen streichelnd.

„Diese sind aus dem englischen Hause“, sagte Francke.

„Wo ist das?“

„Gleich daneben.“

Im Weggehen deutete Francke auf den nahestehenden Neubauer und äußerte beiläufig: „Dieser Neubauer hat alles, was da ist, gebauet.“

Der König musterte den Mann von oben bis unten, er schien ihm nicht nach einem Baumeister auszusehen. „Wie, hat Er keinen Baumeister dazu gebrauchet?“

„Ich habe zu Anfang einen mit zugezogen, der hat mir's verdorben. Nach der Zeit habe ich keinen mehr gebraucht.“

„Hm, es ist eigen! — Wie viel kostet wohl das ganze Gebäu?“

„Vierzigtausend Thaler sind bis anhero verbauet.“

„Woher ist das alles gekommen?“

„Das ist alles nach und nach zusammengekommen. Ich habe manchmal noch nicht das Geld gehabt zur Stunde des Auszahlens. Dann versteckte ich mich in meinem Kämmerlein und besprach mich mit dem, welchem alles Silber und Gold gehöret.“ —

Es ging jetzt weiter in das Mägdleinhaus durch alle Stuben, und mit unermüdlichem Interesse fragte der König

nach allen möglichen Einzelheiten. Dann wurde die Bibliothek besichtigt und der Schlafsaal, in welchem der König mit Wohlgefallen stehen blieb: „Wie ist das alles so reinlich!“

Francke erlaubte sich die Bemerkung: „Wenn man die Reinlichkeit nicht sorgfältig beobachtete, so würden die Leute frisch nach einander hinsterben.“

„Ist es aber nicht kalt hier?“

„Es ist Leimen geklebet zwischen den Sparren.“

„Aber ist es dennoch nicht zu kalt im Winter?“

„Nein! Wo so viele Menschen schlafen, da wird der Kälte schon etwas durch den Atem gewehret.“

„Wozu ist die Lampe?“

„Wenn einem Kind ein Zufall käme.“

„Geschiehet das öfter?“

„Ich kann mich kaum eines Falles erinnern, aber wenn sich das in etlichen Jahren auch nur einmal zutrüge, so wäre es schon der Kosten wert.“

Durch die Naturalienkammer ging es nach dem Altan, von welchem aus Francke dem König das Pädagogium zeigte.

„Wer wohnet nun darin?“ fragte Friedrich Wilhelm.

„Die fremden Edelleute und anderer bemittelter Leute Kinder. Dreiundsiebzig ist jetzt die Zahl und achtzehn Lehrer.“

„Können nicht mehr in dem großen Hause wohnen?“

„Ja, es ist auf mehrere angeleget, werden sich auch wohl mehrere dazu finden.“

Es wurde ferner das Krankenhaus gezeigt. „Ah, das Krankenhaus!“ rief der König, bedeutsam mit dem Kopf nickend. „Da wird auch Branntwein gebrennt?“

„Wir brennen keinen“, erwiderte Francke gemessen.

Der Monarch wandte sich zu dem General von Löben um. „Löben, was habet Ihr mir gesagt von dem Branntweinbrennen?“

„Verzeihen Ew. Königliche Majestät“, fiel Francke ein, „das Gerede mag wohl daher gekommen sein, daß vor etlichen Jahren daselbst das Vieh für das Waisenhaus gehalten und damals auch Branntwein gemacht wurde. Ich habe es aber fahren lassen.“

„Es ist ein weiter Raum zwischen dem Waisenhaus und dem Pädagogium“, bemerkte der König. „Aus was Ursach ist dieses?“

Francke erwiderte: „So Gott Gnade giebt, will ich beides durch Häuser verbinden, wäre auch wohl schon weiter, wenn ich nicht so viel Widrigkeit erführe in einer Sache, die doch keinem zum Nachteil, sondern zu der Stadt Bestem gereichet.“

Der König wandte sich überaus gnädig zu dem Pfarrer nieder: „Wer ist Ihm zuwider?“

Francke sah schweigend zur Erde. Er schien sein schnelles Wort zu bereuen. Er wollte keinen bloßstellen.

Noch einmal fragte der König: „Wer ist Ihm zuwider? Sage Er es doch!“

„O wie danke ich Ew. Königlichen Majestät“, sagte Francke ablenkend, „für die gnädige Herablassung und Teilnahme.“

Der König verstand ihn und sagte noch viel huldvoller: „Schreibe Er mir nur, wenn Ihm jemand zuwider ist — ich will Sein Prokurator sein.“

Er hatte diese Worte sehr laut gesprochen, so daß die Leute, die sich auf dem Altan gesammelt hatten, alles deutlich verstehen konnten.

Francke sah jetzt den günstigen Augenblick gekommen, dem König sein vornehmstes Anliegen vorzutragen, nämlich die Bitte um Erneuerung der Privilegien, welche der hochselige König den Stiftungen gewährt hatte. Er zog ein Papier aus der Tasche und reichte es dem Monarchen dar: „Dieses sind die Privilegien, die ich habe. Ich lege dieselbigen zu Ew. Majestät

Füßen nieder. Ew. Majestät hat nun die Macht, mir dieselben wiederzugeben oder nicht."

Der König nahm die Rolle an sich: „Was Er hat, soll Er behalten."

In dem Augenblick scholl von dem Hof herauf ein feierlicher Gesang. Die Schüler einiger Klassen hatten sich auf dem innern Hof aufgestellt und sangen den Choral: „Lobe den Herren, den mächtigen König der Ehren."

Der König war überrascht und stand lauschend, bis der Gesang zu Ende war, der ihm gerade in diesem Augenblick wie von Gott gewirkt erschien, und wie eine Antwort auf das Lied klang es, als er, zu Francke gewendet, sagte: „So viel an mir ist, will ich Ihm gern förderlich sein, wenn es nur nicht Hochmut ist."

„O, dahin darf mein Bauen nicht gedeutet werden", versetzte Francke. „Ich habe erst kleine Häuser bauen wollen, der Herr Präsident hat mir aber selbst geraten, daß ich dieses Haus von Steinen möchte bauen."

„Welcher Präsident?" fragte der König.

„Danckelmann, Majestät. Es reuet mich auch gar nicht, daß ich es groß und von Steinen gebauet, denn wenn ich kleine Hütten gebauet hätte, so wäre niemand hineingekommen, sie zu besehen. Nun ich aber ein rechtschaffen Haus gebauet habe, so kommen Fürsten, Grafen und andere vornehme Leute und besehen es, da dann keiner kommt, der nicht etwas da ließe. So bringet es wieder was ein."

Nachdem der König noch mit etlichen lauten Worten seine größte Zufriedenheit und Geneigtheit gegen Francke geäußert, winkte er den Herren, die ihm stets in gemessener Entfernung gefolgt waren, zum Aufbruch. Auf der Treppe aber blieb er plötzlich stehen und fragte den Professor hastig: „Was hält Er vom Krieg?"

Francke war durch diese unvermutete Frage einen Augenblick verblüfft, aber sofort hatte er sich wieder gesammelt und antwortete: „Ew. Königliche Majestät muß das Land schützen, ich aber bin berufen zu predigen: Selig sind die Friedfertigen."

„Das ist gut. Aber Seine Leute, hält Er die nicht vom Krieg ab?"

„Mit den Studiosen der Theologie werden, wie Ew. Majestät selber wohl wissen, Kirchen- und Schulämter besetzt."

„Aber die Jungens, machet Er denen nicht weiß, daß sie der Teufel hole, wenn sie Soldaten werden?"

„Ich kenne manchen christlichen Soldaten, Majestät. Ich habe mehr Freunde und Gönner unter dem Kriegsvolk, als unter den Geistlichen. Diese können nicht vertragen, daß ich ihr Thun nicht in allen Stücken billige."

Der König lächelte leise und ging weiter. Zu ebener Erde angekommen, warf er noch einen schnellen Blick in die Druckerei, dann reichte er im Angesicht des versammelten Volks dem Professor Francke die Hand und sagte in dem Ton der größten Herzlichkeit: „Adieu, Herr Magister Francke! Ich danke Ihm, daß er mich herumgeführet! Gottes Schutz und Segen bleibe über Ihm und dem, was Er zu Gottes Ehre geschaffen!"

Damit stieg er in den Wagen, und fort ging es unter dem Hochruf eines begeisterten Volks.

Was saget Ihr nun, Herr Blech?" fragte am andern Tag der Universitäts-Kanzlist, als er auf dem alten Markt dem Brauherrn begegnete. „Und was will nun der Oberpfarrer zu Unser lieben Frauen, der gestern vor der Ankunft des Königs in unserer Nähe die Äußerung that: Nun mag Francke mit seinem Hause wandern?"

„Ach lasset mich in Ruhe!“ polterte der Brauer heraus. „Es gehet nirgends närrischer her, als in der Welt.“

* * *

Die Feinde waren scheu geworden, und gehoben von der Gnade seines Königs ging nun Francke mit erhöhtem Mut an die Erweiterung seiner Anstalten, welche mit dem wachsenden Zulauf zu einem immer dringenderen Bedürfnis wurde. War doch die Zahl der Schüler auf tausendundfünfundsiebzig, der Schülerinnen auf siebenhundert und der Lehrer auf hundertundacht gestiegen. Der Zudrang von solchen, welche Hilfe und Unterkommen suchten, wurde auch immer bedeutender, so daß die Zahl der Tische immer höher hinaufstieg. Nicht in gleichem Maß wuchsen die Einkünfte und die milden Spenden, aber was immer höher hinauf stieg und sich immer fester gründete, das war Franckes Gottvertrauen. Mit diesem Fond fing er abermals an zu bauen. Mit Pilzgeschwindigkeit wuchs das sogenannte lange Haus aus der Erde, dieses dreihundertundfünfundsechzig Fuß lange und siebenunddreißig Fuß breite, oben fünf und unten sechs Stockwerk zählende Gebäu, welches in seinem mittleren Teil vornehmlich zu Schülerwohnungen dienen sollte, während in dem untern ein Seminar für Theologen und im obern ein gleiches für Philologen angelegt ward. Auch das Pädagogium bekam gegen die Morgenseite noch zwei Flügel, den einen für die Kranken, den andern für den Speisewirt. Ferner wurde für das Pädagogium ein eigenes Brauhaus gebaut, welches von dem König Accisefreiheit bewilligt bekam. Desgleichen wurden noch mehrere Grundstücke erworben: das Haus zur güldenen Krone, in welchem anfangs die Pädagogisten, hernach die Schülerinnen des weiblichen Erziehungsinstituts mietweise gesessen hatten, und der Burgersche Garten

südwestlich von dem Pädagogium, welcher es möglich machte, den angefangenen geradlinigen Bau von unten herauf in gleicher Richtung nach dem Pädagogium herauf weiterzuführen.

Wenn man von dem Altan des Pädagogiums herniederschaute, so dehnte sich bereits ein großer Häuserkomplex zu den Füßen des Betrachters, und mancher Fremde schüttelte bedenklich den Kopf, indem er sich vernehmen ließ: „Wenn es schon wie ein Wunder Gottes erscheint, wie ein armer Mann dieses alles hat bauen können, so wird es ein noch größeres Wunder sein, wenn er es zu erhalten im stande ist. Welche Summe mag nicht ein einziger Tag verschlingen! Ruhen denn noch keine Schulden auf der Anstalt und ist noch nie ein Mangel eingetreten?“

Die Antwort auf diese zweifelnden Fragen war dann allemal: „Schulden? Nicht einen Heller! Und Mangel? Noch keinen einzigen Tag! Siehe, die Liebe, welche von Anbeginn zu diesem Segenswerk geholfen, sie höret nimmer auf.“

Sechsunddreißigstes Kapitel.

Licht und Schatten.

„Was ist dir, herzliebe Johanna? Schon wiederum sehe ich dich gesenkten Hauptes und geröteten Auges. Was hat dir deine liebliche Munterkeit verscheuchet? Sage mir doch die Wahrheit und vertraue dich mir — verdienet nicht der Bruder dein volles Vertrauen?“

Mit diesen Worten trat eines Morgens Franckes Sohn, Gotthilf August, der Studiosus der Theologie, ein ebenso kraftvoll als anmutig gebildeter Jüngling von neunzehn Jahren, dessen edles Ebenmaß des Gliederbaus durch die kleidsame

Sitz und
zu den

urch der
ınd wagt
eshalb ı
andere
olche stur
ınd konn
er seine
Polster
rten, ab
rollende



„Soll ich dir lieber die Mutter schicken?“ fragte Gotthilf.

„Nein, o nein!“ fuhr Johanna erschrocken und des Bruders Arm ungestüm umklammernd auf. „Bleibe hier, ich will dir alles sagen. Ach, ich muß es ja einem Menschen offenbaren, sonst preßt es mir das Herz auseinander. Es ist mir — — es ist — mir — — etwas widerfahren, davon ihr alle nichts wisset, denn ich habe es ihm streng verboten, davon gegen irgend jemanden zu reden, ehe ich es nicht selbst ihm erlaubt. O mein geliebter Bruder, ich weiß nicht, wie mir ist! Kannst du dir das denken, wie das ist, wenn der Mund lachen möchte und das Auge weinen? Wie hätte ich das denken sollen, daß er mir je so etwas sagen würde! Er hat mich von Kindheit auf gepfleget, hat mich auf seinem Schoß geherzet, hat mich gehen gelehret und sprechen und lesen und schreiben, und wie zu einem Vater habe ich allezeit zu ihm aufgeschauet; mir war's, als hätte mir der liebe Gott zwei Väter geschenkt. Und wie er einmal krank danieder gelegen, da habe ich vor Angst nimmer schlafen können und bin an seinem Bett gesessen und habe sein gepfleget und ohn Unterlaß zu Gott geschrieen, er solle mir das Leid nicht anthun, ihn dahinzunehmen, denn ich sonst nimmer wieder könnte froh werden; und wenn er wieder gesund würde, so wollte ich ihn noch viel viel herzlicher lieb haben und alles thun, womit ich ihn erfreuen könnte. Und nun — was ist geschehen? Ach, mein geliebter Bruder, darf ich es dir denn sagen, was ich selbst der Mutter verschwiegen? Er ist eines Morgens zu mir hingestanden und hat meine Hand genommen und mich so eigen angeschauet, daß es mir ganz wundersam zu Mute ward, und dann — — dann — hat er — gefragt: Johanna, hast du mich lieb? — Hab ich ihm geantwortet: Ja, das wisset Ihr wohl, das ich Euch lieb habe wie einen Vater! — Da hat er leise mit dem Kopf geschüttelt und gesprochen: Dieses weiß

ich wohl und fühle mich auch reich in solcher deiner Kindesliebe. Aber hast du nicht noch eine andere Liebe für mich, Johanna? — Noch eine andere? habe ich da gefragt. Welche meinet Ihr?! — Da hat er mich noch viel inniger angeschaut, so wie ich es noch nie an ihm gesehen, und hat mir die Hand noch viel heißer gedrückt und eine Weile geschwiegen, als suche er nach Worten, dann aber plötzlich sich aufgerichtet und gesagt: Johanna, könntest du dir das denken, daß du — mein Weib wärest? — Ach, herzliebster Bruder, da sind mir die Sinne geschwunden, und ich weiß nimmer, was geschehen ist; und da ich wieder zu mir selbst gekommen, da habe ich auf dem Stuhl im Fenster gesessen, und er hat vor mir gestanden und ganz leise gesagt: Es ist so schnell über dich gekommen, liebste Johanna! Gehe in die Stille und bedenke es vor Gott, danach sage mir deine Antwort!"

„Schwester, um Gotteswillen, von wem redest du?" rief jetzt Gotthilf, der mit fieberhafter Spannung zugehört hatte, dazwischen. „Doch ich ahne es — es ist Freylinghausen?!"

Johanna nickte stumm und schlug die Hände im Schoß zusammen.

„Auch mich siehest du in der allergrößten Überraschung, liebe Schwester", fuhr Gotthilf fort. „Was soll ich sagen? Er, der um siebenundzwanzig Jahre ältere Mann, der dich einst aus der Taufe gehoben, wirbt um dich? Es ist mir wie ein Märlein. — Nun, Johanna, hast du es dir vor Gott bedacht? Könntest du ihn lieben als deinen Ehegemahl?"

Johannas Brust hob und senkte sich in ungestümem Drängen. „Ach, mein Bruder, wenn's in mir einmal Nein gesaget hat, so saget es hinterdrein zweimal Ja! Und wenn ich mein Herz zwingen will, ihm die Hand zu versagen — das Herz lässet sich nicht zwingen und in der Hand zucket es zu ihm hin. Dennoch aber will ich stille sein und die Entscheidung

über mein Geschick ganz in die Hand unserer Eltern legen. Ihr Wille soll mein Wille sein — ich bin ihre gehorsame Tochter."

„So ist es gut!" sagte Gotthilf, indem er ihr weich die Hand streichelte. „Soll ich es für dich thun, mit den Eltern zu reden?"

„Ach, wenn du das wolltest, lieber Bruder! Du bist so gut!"

Sie warf sich stürmisch um seinen Hals und küssete ihn. —

Eine Stunde später wußten der Pfarrer und die Pfarrerin, was geschehen war.

Tief bewegt hob Francke Augen und Hände empor und sagte: „Wer da hat, dem wird gegeben, daß er die Fülle habe. Kaum ist die eine Gnade zu dem Haus herein, da hält die andere schon vor der Thür. O Herr, ich bin's nicht wert, daß du mich also segnest! — Ja, sehet mich nur verwundert an, ihr Lieben! Ihr wisset noch nicht, was soeben geschehen. Jener Mann, der vorhin unser Haus verlassen, hat mir meine Berufung zu dem Pfarramt von St. Ulrich überbracht, welche ich als eine sonderliche Gnade Gottes mit Dank annehme, maßen durch meinen Eintritt in das geistliche Ministerium der Stadt Halle am besten zu erreichen sein wird, was bisher nur auf dem Papier gestanden: ein rechtschaffener Friede unter den Amtsgenossen. Daß nun gerade in diesem freudenreichen Augenblick mein Vatersegen erbeten wird für mein liebes Töchterlein und den, der sie zu seinem Gemahl begehret, solches ist mir ein deutlicher Wink meines Gottes, daß ich ohne einiges Bedenken mein Ja und Amen spreche. — Wo ist Freylinghausen?"

„Eben sah ich ihn in das englische Haus gehen", antwortete Gotthilf, der gerade am Fenster stand.

„So rufe ihn herbei, mein Sohn!" —

Als Gotthilf sich entfernt hatte, trat Francke zu seiner Frau, die bisher ganz still dagesessen hatte und wiederholt mit

der Hand über die Augen gefahren war. „Was sagest du, liebe Magdalena?“

„Ich kann mich so schnell nicht finden, mein Gemahl!“ antwortete die Frau mit gedämpfter Stimme. „Habe Geduld mit mir, mein Herz ist schwach!“

Sie stand auf und verließ leise weinend das Zimmer.

Bald darauf trat Freylinghausen ein, und glückselig lächelnd führte Francke ihm die holdselig errötende Braut zu. „Mein lieber Freund und Bruder, wie hüpfet mir das Herz drinnen im Leibe, daß ich nun endlich Gelegenheit habe, meine Schuld an Euch abzutragen. Siehe, Ihr habet all das Eure, ja Euch selbst mir dargegeben, und was habe ich Euch dafür geben können? Wie ein Stein ist mir solche Schuld auf dem Herzen gelegen, um so mehr, da Ihr zu wiederholten Malen glänzende Anerbietungen abgewiesen, bloß um mir zu dienen. Nun aber ist die Stunde gekommen, wo ich Euch etlichermaßen vergelten kann. Da nehmet hin das Kleinod meines Lebens, meine herzgeliebte Johanna — sie sei Euer Eigentum, und Gottes Segen kröne Euren Bund!“

In heiligem Schweigen neigte sich das Paar vor dem Knechte Gottes, und es war ihnen, als ginge von den Händen, welche sie auf ihrem Haupt fühlten, eine Kraft aus, als käme durch diesen Kanal der angewünschte Segen schon hernieder. — — —

Am zwanzigsten Trinitatissonntag des Jahres 1715 faßte die Georgenkirche nicht die Menge der Andächtigen. August Hermann Francke hielt seine Abschiedspredigt und vollzog zugleich die Trauung seiner Tochter Johanna Sophia Anastasia mit Johannes Anastasius Freylinghausen. Es sind da viel Thränen geflossen, und auch Francken selbst war das Weinen sehr nahe, obwohl er ja nicht weit hinwegzuziehen brauchte. Die Kirche war ihm an das Herz gewachsen, in welcher er dreiundzwanzig Jahre

den Samen des göttlichen Wortes auf empfänglichen Boden hatte streuen dürfen. Dem an ihn ergangenen Ruf aber mochte er sich nicht weigern zu folgen, da aus allen Umständen es ihm klar und deutlich entgegensprach, daß Gott der Herr ihn auf ein neues Arbeitsfeld haben wolle.

Es war eine stille Nachfeier der kirchlichen Vermählung, welche in der Wohnung Franckes unter Zuziehung der vertrautesten Freunde stattfand. Die Freude wollte nicht recht aufkommen, es lag wie ein Bann auf den Gemütern, eine Beklommenheit, die sich gar hier und da, namentlich von seiten der Braut in einem heimlichen Seufzer Luft machte. War es der Ernst des Tages und das Gefühl der Wichtigkeit des Eintritts in den Ehestand, was die Freude niederhielt? Nein, es mußte etwas Anderes im Hintergrund verborgen liegen.

Was sind die Augen der Johanna so ängstig und traurig auf die Mutter gerichtet?

Die Frau Pfarrerin sieht sehr bleich aus, und ihre Lippen sind fest geschlossen, es geht kein Wort aus ihrem Munde. „Gott erbarme sich euer!" Das waren ihre einzigen Worte gewesen, da die Neuvermählten aus der Kirche heimkamen. Bei Tisch hielt sie nicht lange aus, unstet ging sie zum öftern hinaus, als hätte sie in der Küche zu schaffen, und kümmerte sich doch um nichts. Schon die ganze Zeit her, seit Freylinghausen um die Johanna geworben, war sie sehr still und in sich gekehrt gewesen, hatte viel geseufzet, und am Morgen fand man oftmals ihr Kopfkissen naß. Mit der liebevollsten Zärtlichkeit waren die Ihrigen um sie her gewesen, Francke hatte auch einmal ernstlich mit ihr geredet, aber alles war ohne Erfolg: sie blieb dabei, sie könne zu der Verbindung nicht mit freudigem Herzen ihre Zustimmung geben, sie sehe daraus ein Unheil kommen; wolle darum der Sache zwar nicht zuwider sein, aber auch dieselbe nicht fördern.

ck und stiert mit glaser

e leidenschaftlich erregt.
ihrer Seele festsetzen und
1 zu ihr — ich kann k

Freund!" bat Elers.
n, denn du, das ist der L
: Schwermut im Begriff s
emütes auszuarten. Die
des Töchterleins zarte Fr
Diese Sorge hat sie

n Doktor Richter gehen.
ibe eher keine Ruhe.
ife mit in dem öden Hau
n in die Nacht hinaus.

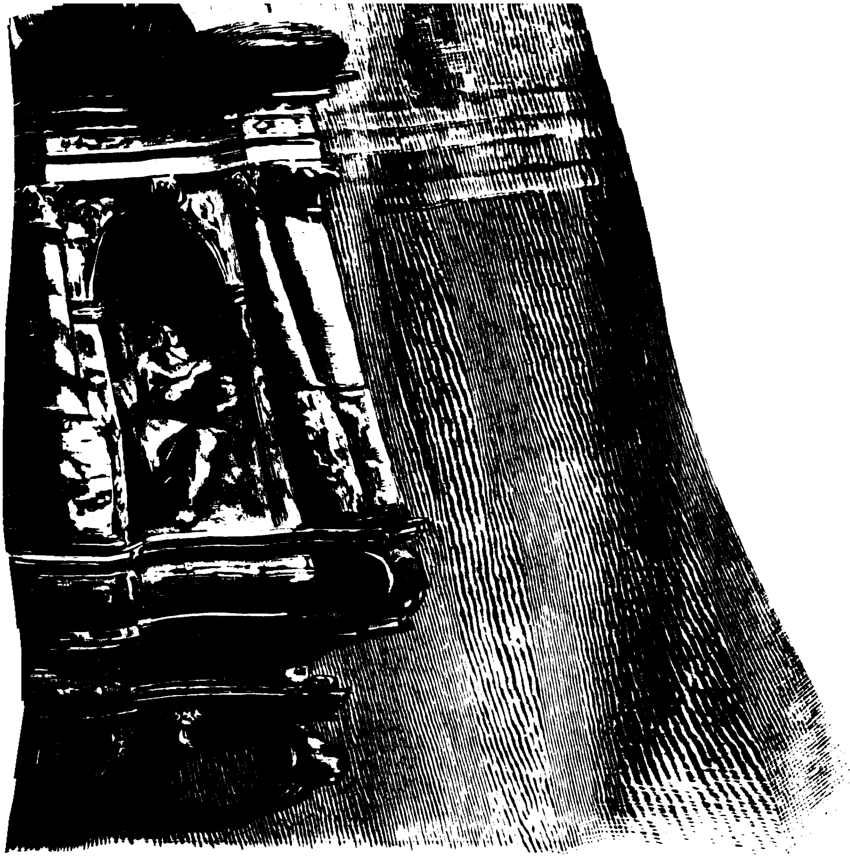
Es waren mehrere Tage vergangen, als in dem Pfarrhaus von St. Ulrich bis tief in die Nacht hinein die Lichter brannten. Drinnen war Freude und Hallelujasingen, denn die Frau Pfarrerin saß zwischen ihrem Mann und ihren Kindern. Dem Arzt und noch viel mehr dem Herrn Freylinghausen war es gelungen, den bösen Geist zu bannen und die Beruhigte den Ihrigen zurückzugeben. Ihre Augen leuchteten von seliger Herzenswonne. Es war, als fühlte sie das Glück nun doppelt, nachdem sie so lange unter dem Druck der Sorge und der Schwermut geseufzet hatte; und sie verwunderte sich über sich selbst, daß sie so hatte sein können, und zu wiederholten Malen drückte sie ihrem Gatten die Hand und bat ihm mit den Augen den Kummer ab, den sie ihm bereitet. Es war aber auch herzbeweglich, die beiden Neuvermählten zu sehen, wie sie zu einander hielten in der zartesten, herzinnigsten Liebe. Mochten auch die Leute lächeln und spötteln, es war doch eine Ehe, im Himmel geschlossen.

Siebenunddreißigstes Kapitel.

Ein Triumphzug.

Es war an einem der letzten Julitage des Jahres 1717. Glühend brannte die Sonne vom Himmel hernieder, an welchem schon wochenlang kein Wölkchen mehr zu sehen gewesen war, und versengte alles Grün der Gärten, lähmte alles menschliche Wirken. Still lagen die Straßen der Stadt; wer nicht hinaus mußte, hielt sich in der Kühle des Hauses.

In dem Arbeitszimmer des Pfarrers von St. Ulrich waren die Läden fest geschlossen. Die Nachbarsleute schauten ver=



er Ulrichskanzel.

wundert hinüber und fragten: „Was ist das? Ist der Herr Pfarrer nicht daheim, oder ist er krank?"

Die letztere Vermutung war die richtige.

In dem Winkel zwischen Kirche und Pfarrhaus unter dem großen, schattigen Hollunderbaum saß die Frau Pfarrerin mit dem Doktor Richter in lebhaftem Gespräch. „Meine Ahnung hat mich nicht betrogen", sagte Frau Magdalena. „Es ist so gekommen, wie ich befürchtet. Hätte man meinen Gemahl doch mit der Würde verschonet, die ihm zur Bürde werden mußte! Wohl hat man ihn gelocket mit der Vorspiegelung, daß das Prorektorat der Universität nicht große Anstrengung erfordere; und es mögen auch wohl sonst die Herren sich nicht allzuviel gemühet haben; aber mein Gemahl — Ihr kennet ihn ja, Herr Doktor! Was der angreifet, darinnen gehet er mit ganzer Seele auf. Die Früchte haben sich ja auch gezeiget: die Anzahl der Studiosen ist unter seinem Prorektorat um ein Erkleckliches gewachsen, ohne was sonst von Mißbräuchen abgethan und von heilsamen Einrichtungen geschaffen worden. Se. Majestät der König hat auch in einem äußerst huldvollen Schreiben seine Zufriedenheit zu erkennen gegeben, und ist zwischen den beiden Männern ein geradezu freundschaftlich Verhältnis entstanden, wie denn der König seine Briefe immer unterzeichnet: ‚Euer wohlaffektionierter Freund', oder ‚Euer gnädiger König', und mit zuvorkommender Huld ihm jegliche Bitte gewähret. Aber was habe ich nun von alledem? Einen kranken, gebrochenen Mann!"

„Beruhiget Euch, liebwerte Frau", fiel der Arzt teilnehmend ein. „Es ist keine eigentliche Krankheit, sondern nur Überspannung der Kräfte Leibes und der Seelen, und dafür giebt es ein Mittel: Ruhe."

Frau Magdalena lächelte bitter: „Ruhe? Wollet Ihr meiner spotten? Wo soll August Hermann Francke Ruhe finden?"

„Wo er sie schon einmal gefunden hat: in der Ferne", versetzte Richter. „Auf mein Andringen hat der Herr Professor auch bereits gestern an Se. Majestät geschrieben und um einen längeren Urlaub gebeten. Hat er Euch dieses nicht mitgeteilet?"

Frau Magdalena schaute freudig bewegt auf. „Ihr wisset ja, er hat in der letzten Zeit fast kein Wort geredet, sondern immer still in sich versunken dagesessen, und ich habe ihm die Einsamkeit, welche ihm ein Bedürfnis zu sein schien, möglichst wenig gestöret."

Sie ergriff innig des Arztes Hand. „O wie danke ich Euch, Herr Doktor, daß Ihr Euch seiner angenommen!" —

Gerade vier Wochen waren seit diesem Zwiegespräch vergangen, als vor dem Pfarrhaus von St. Ulrich ein schwer bepackter Reisewagen hielt, in welchen, von Frau Magdalena und Freylinghausen geführt, Francke einstieg. Neben ihm nahm sein Sohn Gotthilf August Platz, ihm gegenüber ließen sich Neubauer und Köppen, des Professors Ammanuensis, nieder. Es war noch vor Tage — Francke wollte den Menschenzulauf vermeiden und in aller Stille von dannen ziehen. Aber das Beamtenpersonal des Waisenhauses hatte es sich doch nicht nehmen lassen, dem geliebten Vater lebewohl zu sagen. Auch stand schon hier und da in der Stadt ein Bürger vor der Thür und winkte dem Abfahrenden seine Grüße nach. —

Nun saß Frau Magdalena allein. Es wurde ihr unheimlich in dem öden Hause, und Johanna mußte zu ihr kommen. Mit dem Ungestüm liebender Sehnsucht hoffte sie schon am folgenden Tage auf einen Brief, und Johanna hatte große Not, ihr die Unvernunft dieser Erwartung klar zu machen.

Nach drei Tagen aber brachte der Postdiener das ersehnte Papier. Zwar trübten sich Frau Magdalenas Augen, als sie auf der Adresse Neubauers Hand statt der ihres Gatten erkannte,

aber der Inhalt gab ihr Trost genug. Der Brief war aus Erfurt geschrieben und meldete, daß dem Herrn Professor die warme, herzliche Liebe, welche ihm gerade in dieser Stadt entgegenkomme, sehr wohl thue, wie er sich denn von Tag zu Tag sichtbarlich erhole. Aus einem zweiten Briefe erfuhr dann die Frau Pfarrerin weiter, daß die Reise über Gotha, Eisenach, Hersfeld und Gießen gegangen sei und nach Frankfurt a/M., Darmstadt, Heidelberg und Heilbronn fortgesetzt werden solle. Ein lauter Freudenschrei aber entfuhr ihren Lippen, als sie auf dem am 1. Oktober eingehenden Brief die Handschrift ihres geliebten Gatten erkannte. Der Brief kam aus Wetzlar, vom 24. September datiert, und lautete also:

„Mein herzliebes Kind!

Dein geliebtes Schreiben vom 14. September habe ich allhier in Wetzlar empfangen, und wird aus Herrn Neubauers Briefen zu vernehmen sein, wie bisher unsere Reise gelaufen. Du kannst nicht glauben, mit welcher Liebe wir allenthalben auf- und angenommen werden, auch was Gott allenthalben für Segen giebet, daß ich's gewiß nimmer also hätte hoffen können. Deine nach meiner Rückkunft sich sehnende Liebe erquicket und erfreuet mich, doch nicht weniger Deine Gelassenheit. Unsere Freude wird dann desto größer sein, wenn sich's ein wenig verziehen möchte. Ich finde jetzo keine Zeit, des Herrn Herrnschmidts und Freylinghausens Briefe zu lesen, geschweige zu beantworten. Den Sonnabend wird aus Gießen eine Antwort folgen. Indessen bitte ich, sie und auch das ganze Haus und andere Freunde zu grüßen. Ich werde allhier morgen und übermorgen bleiben und vermutlich predigen. Von der Frau von Griesheim und ihrem Herrn einen ganz ergebensten Gruß. Ich kann Dir der Frau von Griesheim gar innigen Seelenzustand nicht genug rühmen. Adieu! A. H. Francke."

Frau Magdalena war mit zitternder Eile über die Zeilen hingeflogen, dann erraffte sie ihr Tuch und eilte durch den strömenden Regen zu ihrer Tochter. „Herzliebste Johanna, er kann wieder schreiben, er kann sogar wieder predigen. Preise mit mir den Namen des Herrn!"

Ja, da war auch Ursach zum Preis! Jeder folgende Brief reizte zu neuem Dank und Lobgesang. Die Reise August Hermann Franckes in das Reich, wie ein Triumphzug war es, den ein Sieger hält. Wohin Francke kam, schlugen ihm die Herzen entgegen, und wo man seine Ankunft zuvor gewußt, prangten Ehrenpforten an dem Thor zu seinem Empfang und festlich geschmücktes Volk begrüßte den Mann, den Erfurt ausgespieen und Halle aufgenommen hatte, um durch ihn eine Stadt auf dem Berge zu werden, ein Segen für die ganze evangelische Christenheit. Man überbot sich in Ehrenbezeugungen, man stritt sich um den Vorzug, den berühmten Gast unter seinem Dach zu beherbergen; in vielen Städten stand bei seiner Abreise der mit vier Pferden bespannte Ehrenwagen des Rats zu seinem Dienst bereit; die Schlösser der Großen dieser Welt thaten ihm ihre Pforten auf, und vor dem Mann im unscheinbaren Rock beugte sich, was in Sternen und Ordensbändern glänzte. Wenn er aber auf der Kanzel stand und predigte, da war die größte Kirche zu klein, und vor den Thüren lauschte es mit Anstrengung aller Gehörnerven, um nur den Klang der Stimme dessen zu hören, der erst durch so viel böse Gerüchte hatte gehen müssen, aber vieler Feinde Bosheit durch die That überwunden hatte, durch die That seines in Liebe thätigen Glaubens. Und wie Posaunenton erklangen seine Worte in die Ohren der Lauen, daß sie erschraken über ihre Lauheit und warm wurden für die Sache des Herrn.

Aber wie? das soll eine Erholungsreise sein? So befolgt der Mann den Rat seines Arztes, in die Stille zu gehen und

auszuruhen? Muß ihn diese fortwährend angestrengte Thätigkeit und Aufregung nicht noch vollends aufreiben? O nein! Er fühlt nichts von Ermüdung. O, wenn er arbeiten kann im Weinberg des Herrn, da ist er in seinem Element, und zumal wenn er solche Frucht unter seinen Händen sprießen sieht, da sollen die erloschenen Lebensgeister nicht wieder erwachen? Immer fröhlicher lebt er auf, immer frischer erblühen seine Wangen, immer heller leuchten seine Augen, immer gewaltiger erklingt seiner Stimme glockenheller Ton. — Die Lebensweise, welche er daheim gewohnt war, setzte er auch auf der Reise fort: regelmäßig um vier Uhr des Morgens erhob er sich von seinem Lager, um die ersten Stunden des Tages der stillen Andachtsübung und dem Gebet zu widmen und so sein Tagewerk zu heiligen; dann ging er innerlich gestärkt an seine Arbeit, expedierte die Briefe, die ihm in großer Anzahl nachfolgten und auch alle richtig fanden. Namentlich mit seinen Stellvertretern Freylinghausen und Herrnschmidt blieb er in beständigem Verkehr, so daß in seinem hallischen Werk nichts ins Stocken geriet — im Gegenteil, noch niemals hatten die Gedenkbücher des Waisenhauses solche Summen milder Spenden verzeichnen können, als jetzt in der Abwesenheit des Stifters. Aber woher kamen diese alle? Aus den Orten, durch welche der Gottesmann gezogen war und durch sein persönliches Auftreten die Herzen und Hände erschlossen hatte für das Werk des Herrn. — Die Frau Pfarrerin klagte jetzt in ihren Briefen nicht mehr über ihre Einsamkeit; sie trug diese gern, da sie solchen Segen aus den Fußstapfen ihres geliebten Mannes wachsen sah. —

Freilich nicht überall sollte Francke Rosen pflücken und den Wonnebecher verehrender Liebe trinken. Wohl hatte die Sache Speners und Franckes einen Sieg gewonnen über die verknöcherte Wittenberger Streit- und Formeltheologie, aber der

Krieg zwischen Halle und Wittenberg war damit noch nicht zu Ende. Noch saß in Winkeln verborgen der Groll der Besiegten und schoß seine Pfeile gegen den, der als der Stärkere über ihn gekommen war. Besonders in Schwaben gab es noch eine Partei, die vor jeder Neuerung in der Theologie erschrak, indem sie ihr kirchliches System mit dem Christentum und der Lehre Jesu verwechselte. Hier und da wagte sich eine Stimme hervor, welche entschieden warnte, dem „hallischen Irrlehrer" die Kanzel einzuräumen. — Francke kannte die Orte recht gut, wo man ihm zuwider war; warum wich er ihnen nicht aus? Weil es ihm zu wohlfeil war, von Freunden freundlich empfangen zu werden; es kam ihm darauf an, die Feinde zu überwinden und sie auch zu Freunden zu machen. — Ob ihm das gelang? Ach, wie oft wurde der mit Mißtrauen, ja mit Widerwillen Empfangene mit begeisterter Huldigung entlassen! — Konnte es denn auch anders sein? Grollen konnte ihm nur, wer ihn nicht kannte; vor wen er aber hintrat mit seiner rührenden Sanftmut, die auch die schnödesten Verunglimpfungen gelassen ertrug, mit seiner selbstlosen Demut und mit dem Zauber seiner alles zwingenden Liebe, der mußte zu ihm hin, er mochte wollen oder nicht. Man kam, man sah ihn und war erstaunt, einen rechten Israeliter zu sehen ohne Falsch, einen Jünger Jesu, dem Meister beinahe so ähnlich wie Johannes! Man kam, man hörte ihn — o was waren das für Worte! Das war nicht das gellende Kriegsgeschrei der herkömmlichen Streittheologie, das war ein Reden in neuen Zungen, das waren Friedensklänge, vom heiligen Geist durchhaucht und das Herz in seinen tiefsten Tiefen ergreifend. —

Am Tag nach Luthers Geburtstag, den 11. November, zog Francke in die Hauptstadt Schwabens ein, wo er zwei Wochen zu weilen gedachte. Auch hier kam ihm ein fast

erdrückender Wetteifer der Liebe und Verehrung entgegen, daß er sich hätte in zehn Teile teilen mögen, und jeder Teil wäre reichlich satt geworden. — Dem Herzog ging die bloße Kunde von Franckes Ankunft wie ein Schwert durch das mit schwerer Sünde befleckte Gewissen, und es war die Angst des Missethäters, die dem hallischen Professor die Kanzel der Stiftskirche verweigerte. Als aber, wegen des verspäteten Eintreffens dieses Verbots die Predigt dennoch gehalten worden war, war es wiederum die Furcht vor dem Gericht der öffentlichen Meinung, sowie vor dem Zorn des Francke eng befreundeten Königs von Preußen, welche den Herzog bestimmte, Francke zu einer Audienz einzuladen und, nachdem diese Einladung eine abschlägliche Antwort bekommen, dem berühmten Gast eine zweite Predigt ordentlich aufzudrängen. Francke hat sich dazu bequemt und mit seiner Rede über das Sonntagsevangelium vom jüngsten Gericht einen Stachel in des anwesenden Herzogs Gewissen gedrückt, den dieser zeitlebens getragen hat — vielleicht zu seiner Seelen Heil! Was ersonnen war, um Francken eine Schmach anzuthun und seine Wirksamkeit zu lähmen, das mußte nun dazu dienen, seinem Namen einen noch helleren Klang zu geben und seinem Wort eine noch größere Gewalt. — Er blieb noch bis zum 23. November in Stuttgart, und war während dieser Zeit der Gegenstand ausgesuchtester Aufmerksamkeiten, namentlich von seiten der unglücklichen Herzogin, welche zusehen mußte, wie ihr Gemahl zu Ludwigsburg mit seinem Kebsweib herrlich und in Freuden lebte.

Die weitere Reise nach Tübingen hatte fast das Aussehen, wie einst die Reise Luthers nach Worms. Von den Dörfern strömten die Bauern herbei: sie wollten den kühnen Mann sehen, der dem Herzog die Wahrheit gesagt hatte. Francke schrieb an seine Frau: „Der Eingang und Segen ist unglaublich und mit Worten unmöglich zu beschreiben.“ — In Biberach,

wohin zunächst die Reise weiter ging, blieben die Leute nach gehaltener Predigt, die über zwei Stunden gedauert hatte, noch lange still in der Kirche sitzen und ließen sich verlauten, sie hätten wohl den ganzen Tag mögen zuhören, denn so hätte ihnen noch keiner gepredigt. Wieder stand der mit vier Pferden bespannte Ratswagen bereit, als Francke nach Ulm weiter wollte, und im Thor dieser Stadt nahm der Bürgermeister von Biberach, der sich die Begleitung als eine sonderliche Ehre erbeten hatte, mit Thränen Abschied.

Hier in Ulm sollte dem bisherigen Triumph die Krone aufgesetzt werden, hier sollte Francke Gelegenheit finden, in seiner ganzen Größe zu erscheinen.

Wieder wurde er mit den höchsten Ehren empfangen. Das Volk drängte sich um den Wagen, nur um ihn zu sehen. Von den Professoren des Gymnasiums, den meisten Geistlichen der Stadt und den Vorstehern des Waisenhauses wurde er in feierlichem Aufzug nach dem angesehensten Gasthaus geleitet, wo ihm der Rat ein glänzendes Abendessen bereitet hatte. Während der Tafel fiel plötzlich durch das Fenster ein greller Lichtschein in den Saal, wie wenn nebenan eine Feuersbrunst aufgegangen wäre. Erschreckt fuhren Köppen und Neubauer in die Höhe, die Tischnachbarn beschwichtigten sie aber lächelnd, und alsobald ergab sich die Ursach des Feuerscheins: die Schüler des Gymnasiums hatten sich unten auf dem Marktplatz mit Fackeln aufgestellt und sangen zum Lobe des großen Gastes eine feierliche Kantate. —

Es lag nicht in der Absicht Franckes, lange in Ulm zu verweilen. Schon rüstete er sich zur Abreise, als er durch einen Zwischenfall veranlaßt wurde, noch länger zu bleiben. Er war am vierten Adventssonntag im Münster, um die Abendpredigt des Pfarrers Funk zu hören. Die Predigt fing ganz gelassen an und legte nach der hergebrachten Weise mit

möglichster Umständlichkeit und nicht ohne allerlei herbeigezogenes Flitterwerk gelehrter Anmerkungen den Text aus. Bald aber nahm die Rede eine allmähliche Wendung auf den Pietismus, und nun bekam sie Feuer, leidenschaftliches Feuer. Immer wuchtiger fielen die Keulenschläge verdammenden Urteils auf diese Neuerung, die nur auf Heuchelei gegründet sei, bis sich der Redner am Schluß soweit vergaß, die Verblendung zu geißeln, welche herumziehende Pietistenführer mit Ehren und Würden empfange und nicht im stande sei, unter dem Schafpelz den Wolf zu wittern.

Diese Predigt erweckte in der ganzen Stadt einen furchtbaren Sturm. Geistlichkeit und Magistrat waren auf das peinlichste berührt, das Volk wogte noch lange in der Dunkelheit auf den Straßen hin und her, und die Scharwache hatte große Not, die Aufregung zu stillen.

Francke, welcher an der Seite des Seniors der Ulmer Geistlichkeit der Kanzel gerade gegenüber gesessen hatte, war ganz ruhig und gelassen. Das war ja eine besondere Gnadengabe an ihm, dieser Gleichmut bei feindlichen Angriffen und Verleumdungen.

Aller Augen waren erwartungsvoll auf ihn gerichtet. Sollte er diese Schmach auf sich sitzen, sollte er das Evangelium, welches er verkündete, in den Schmutz ziehen lassen?

Da hieß es eines Tages: der Rat hat dem Professor Francke die Genugthuung gewährt, dem Pfarrer Funk einen geziemenden Verweis erteilen zu wollen und zu gleicher Zeit dem Beschimpften zu seiner Rechtfertigung eine Predigt im Münster angeboten! Diese letztere Nachricht erweckte um so größeres Erstaunen, als es in Ulm unerhört war, die Münsterkanzel einem Fremden zu öffnen, und mit der größten Ungeduld sehnte man den 16. Januar herbei, wo die Predigt gehalten werden sollte.

Schon zwei Stunden vor Eröffnung des Gottesdienstes umstanden dichte Massen des Volks das große Münster, welches sechstausend Sitzplätze zählte. Das kolossale Gebäude füllte sich so, daß buchstäblich nur auf der Kanzel ein freier Platz blieb. Nur mit Mühe gelang es Francke, sich zu dem Predigtstuhl hindurchzudrängen, dessen Treppe dicht besetzt war, und achttausend Menschen harrten in atemloser Stille der Worte, die da fallen sollten.

Das Evangelium des Sonntags, Joh. 2, 1—11 wurde verlesen, und die Predigt begann. — Was war das? Wo wollte das hinaus? Sollte das eine Antwort sein auf die erfahrene Beleidigung, als im Thema der Satz aufgestellt wurde: „Der Glaube an den Herrn Jesum?“ Das war ja gar keine Streitpredigt, das war ein Friedenssermon; wie sanfter Maienregen träufelten die Worte nieder und senkten sich immer tiefer in das innerste Herz des Evangeliums hinein. Da war kein Seitenblick, kein Seitenhieb zu spüren, mit keiner Andeutung wurde des Vorgefallenen gedacht, alles war nur darauf zugespitzt, die Hörer in das Allerheiligste des Christentums zu führen und sie aus dem Mittelpunkt des Evangeliums heraus zu erbauen.

Als von der Kanzel das Amen erschallte, ging ein dumpfes Geräusch durch die Massen. Man war enttäuscht: was man erwartet hatte, war nicht erfolgt. Und doch war man nicht unwillig über die Enttäuschung. O, was hatte man dafür empfangen: eine Predigt, wie man noch sein Lebtag keine vernommen! Und siehe, daß der Beleidigte sich also an seinem Feinde gerächt, daß er nicht Gleiches mit Gleichem vergolten, sondern feurige Kohlen auf des Widersachers Haupt gesammelt, das war es, was der Predigt erst die rechte Kraft verlieh und die Begeisterung für den einzigen Mann zu ihrer höchsten Höhe hinauftrieb. War noch ein Herz in Ulm ihm fern geblieben,

jetzt kam es herzu und war gewonnen. Ein Bürger that beim Ausgang aus dem Münster die Äußerung: „Wenn man unsere vierzehn Prediger zusammenschmelzete, so käme noch nicht ein Francke heraus.“ —

Und so ging es weiter nach Augsburg, Nördlingen, Ansbach, Nürnberg, Erlangen, Kulmbach, Ebersdorf, Schleiz, Greiz, Köstritz, in welch letzterem Ort er seinen Geburtstag feierte und als Angebinde sein ihm entgegen gereistes Weib an das Herz drückte. Sieg reihte sich an Sieg und Segen an Segen. Als er endlich am 2. April heimkehrte, da war es, als habe der Prophet erst ins Ausland gehen müssen, um auch in seinem Vaterland die gebührende Achtung zu finden, als habe die in der Fremde ihm zu teil werdende Ehre der Heimat erst zum Bewußtsein gebracht, was sie an dem Manne habe. Es war den Hallensern gewesen, als wäre die Stadt verwaist, und die Rückkunft Franckes ward ein hoher Festtag. Mündlich und schriftlich, in Poesie und Prosa kamen ihm die Willkommensgrüße in solcher Masse entgegen, als wäre die Heimat eifersüchtig auf die Fremde und wollte hinter derselben nicht zurückbleiben. Francke wurde fast müde, alles anzuhören, und war noch weniger im stande, die schriftlichen Zusendungen zu lesen. Eines aber bewahrte er als ein besonders liebes Angedenken: das Gedicht eines jungen, vielversprechenden Theologen, der hernach zu hohem Ansehen gelangte: Johann Jakob Rambach. Nachdem dieser die Ungeduld redend eingeführt, die sich beschwert, daß der geliebte Lehrer und Vater die Seinigen so lange verlassen konnte, fährt er fort:

Verstumme, Ungeduld, du mußt auch dieses wissen,
Daß eine höh're Hand auf Knechten Gottes ruht,
Daß sie dem heil'gen Schluß des Himmels folgen müssen,
Der alles nach dem Maß der höchsten Weisheit thut.
Du solltest ihm vielmehr mit Dank entgegen kommen,
Daß er dir seinen Knecht — entlehnt, nicht fortgenommen.

Der Höchste läßt sich nicht in solche Zirkel schließen,
Von welchen Ungeduld und Mißgunst Meister sein.
Er läßt den Segensstrom durch seine Knechte fließen,
Kannst du, so schränke ihn mit deinen Dämmen ein!
Gönnst du es andern nicht, daß sie die Brocken kriegen,
Die oft um deinen Tisch von dir zertreten liegen?

Doch, wo gerat' ich hin? Gott hat auf deine Reise,
Du allgeliebter Mann, sein Siegel aufgedrückt.
Er lenkte deinen Gang zu seines Namens Preise,
Es ward ein jeder Schritt mit neuer Frucht geschmückt.
Sein Segen ging voran, die Herzen zu bereiten,
Sein Auge wachte stets, dich unverrückt zu leiten.

Wie mancher Frevler ward vom Schlummer aufgestöret,
Wie mancher Zweifler ward zum Glauben aufgeweckt,
Wie mancher hat von dir des Trostes Wort gehöret,
Das ihm wie Götterkost in seiner Angst geschmeckt!
Wie mancher, der vergnügt dein Wesen angeschauet,
Ward durch die bloße That auch ohne Wort erbauet.

Gepriesen sei der Gott, der dich mit Kraft begleitet,
Der dein gesegnet Haupt mit Ehr und Preis gekrönt,
Der sich durch deinen Dienst viel Kinder zubereitet
Und den befleckten Ruf von Halle abgelehnt,
Der manchen Läst'rer selbst der Wahrheit überzeuget,
Der auch der Fürsten Herz zu seinem Werk geneiget.

Wer hoch gehoben wird, kann einen tiefen Fall thun; wem menschliche Ehre um die Sinne schmeichelt, geht wie auf schwankem, schmalem Seil, und leicht ist da ein falscher Tritt, der den Betäubten der Hoffart als Beute überliefert, die all sein Verdienst vernichtet. Das ist das Große an August Hermann Francke, daß alle die beispiellose menschliche Ehre an seinem Herzen abglitt, wie ein Wassertropfen an der Wachsleinwand, und daß er heimkehrte, noch viel demütiger denn zuvor.



Der Turnplatz im Feldgarten

Achtunddreißigstes Kapitel.

Eine Seele vom Tod errettet und eine andere durch den Tod verloren.

In dem herrlichen, schattigen Park, welcher sich um das dem Herzog Moritz von Sachsen-Zeitz gehörige Schloß zu Weyda wie ein ungeheurer grüner Kranz herumlegte, saß auf einer einsamen Bank die Herzogin Marie Amalie. Unendliche Traurigkeit spiegelte sich in ihrem die Spuren vielen Weinens tragenden Angesicht, und man hätte das regungslose Bild für entseelt halten müssen, wenn nicht von Zeit zu Zeit ein tiefer Seufzer verraten hätte, daß noch Leben in ihr sei. Die ganze Natur ringsumher mit ihren ersterbenden Blumen, mit dem sich verfärbenden, fallenden Laub, mit dem trübseligen grauen Himmel war auch nicht geeignet, ihre Wehmut zu mindern. Sie hatte schon lange hier gesessen, hier auf dieser einsamen Bank im dunklen Fichtenhain, die ihr Lieblingsplatz geworden, seit das große Leid auf sie gefallen war, welches ihres Angesichtes Schöne vernichtet und ihres Herzens Mut geknickt hatte.

Plötzlich fuhr sie erschreckt auf — sie hörte Fußtritte in dem raschelnden Laub und sah in demselben Augenblick einen Herrn in Hoftracht vor sich stehen, der gleichfalls erschreckt im Eingang des Haines stehen blieb.

„Ach Ihr seid es, lieber Hofmarschall! Tretet nur herzu und nehmet Platz auf dieser Bank! Es ist mir in diesem Augenblick Bedürfnis, mein gepreßtes Herz gegen ein menschliches Wesen auszuschütten, und zumal gegen Euch, der Ihr mich am besten verstehet und am tiefsten Leide traget mit Eurer unglücklichen Herzogin. Wenn sonst auf die Kreuzträger die Zeit eine abstumpfende Wirkung übt, so trage ich von Monat

zu Monat schwerer an dem Unglück, das mich betroffen. O, mußte ich das erleben, daß ein Fürst des Stammes, der seit den Tagen Luthers als der Hort der evangelischen Wahrheit das Schwert geschwungen und Gut und Blut dafür eingesetzt, sich selbst so vergessen und den Glanz seines glorreichen Hauses so trüben konnte, daß er die erkannte Wahrheit verleugnet und, in dem Netz jesuitischer List gefangen, seinen evangelischen Glauben abgeschworen hat! Das ist für mich ein Schmerz, größer als wenn der Tod mir meinen Gemahl genommen. Ich wundere mich über mich selbst, daß ich noch lebe und atme. Doch fühle ich an meines Herzens immer matter werdendem Schlag, daß dasselbe bald ausgeschlagen haben wird!"

„Redet nicht also, durchlauchtigste Frau", fiel der Hofmarschall mit der ganzen Wärme herzlichster Teilnahme ein. „Es ist eine Heimsuchung, welche Gottes unerforschlicher Rat über Euch hat kommen lassen. Wenn Gott uns aber eine Last auflegt, so gebühret sich uns, dieselbe still und stark zu tragen. Haltet nur an am Gebet, gnädige Frau, das Beten thut oft Wunder, es kann auch hier zur Wendung der Trübsal dienlich sein."

„Wie meinet Ihr das, Herr Hofmarschall?" fragte die Herzogin, indem sie ihren Mund zu einem wehmütig ungläubigen Lächeln zwang.

„Ach, durchlauchtigste Frau", entgegnete der Gefragte mit Wärme und Entschiedenheit, „noch ist nicht alle Hoffnung aus, ich sehe vielmehr, wenn auch nur mit mattem, bleichem Schimmer, ein Sternlein leuchten in der Nacht. Die auffallende Hast und Unruhe, welche Se. Durchlaucht seit etlicher Zeit spüren lässet, was anders kann das sein, als die Angst des erwachenden Gewissens? Die Hastigkeit, in welche er oft ganz unveranlaßt gerät, der Jähzorn, welcher ihn plötzlich

überfällt, sind das nicht ganz neue Erscheinungen an ihm? Gar zu gern kommt der Herr Herzog jetzo auf religiöse Gespräche, was sonsten doch nicht seine Art war, und bricht dieselben manchmal vom Zaun. Was anders kann ihn dazu treiben, als die innere Unsicherheit, in welcher er haltlos hin und her schwankt? Und was er mich gestern fragte, da wir von der Jagd heimfuhren, das bestärkt mich vollends in meiner Mutmaßung. Er fragte, was das eigentlich sei: die Sünde gegen den heiligen Geist? Und als ich es ihm erkärte, daß das diejenige Sünde sei, da der Mensch die erkannte und ins Herz aufgenommene Wahrheit verleugne und den heiligen Geist lästere, da ward er sehr bleich und wandte das Gespräch flugs auf einen andern Gegenstand. Nun saget, gnädige Frau, sind diese auffallenden Erscheinungen nicht Anhaltspunkte für die Hoffnung, daß — — — —"

„Daß er wieder umkehrt?" fuhr die Herzogin dem Marschall in die Rede. „Ach, Euer Hoffen ist zu kühn, ich kann mich dazu nicht mehr emporschwingen, denn meine Seele ist welk und matt."

Der Marschall behielt seine imponierende Ruhe bei und fuhr fort: „Nur nicht ablassen mit beten, gnädige Frau! Des Gerechten Gebet vermag viel, wenn es ernstlich ist. Hat doch schon manche Mutter ihren verlorenen Sohn selbst aus der Hölle herausgebetet! Sollte Euer Gebet, mit dem meinigen vereinet, nicht zuletzt im stande sein, das Spinngeweb römischer List und Lüge zu zerreißen?"

„Ha, da kommt er die Allee herunter!" schrie die Herzogin auf und verhüllte ihr Gesicht, welches schnell im purpurnen Feuer erglühte, mit beiden Händen.

„Wer?" fragte der Hofmarschall gleichfalls zusammenfahrend.

„Der Pater Schmelzer!"

Der Marschall trat einige Schritte vor und erblickte die Gestalt des Jesuitenpaters, der seit einem Jahr bei dem Herzog aus und ein ging. Sein Gesicht bekam eine grünliche Farbe, seine Nasenflügel bebten und zwischen den zusammengepreßten Zähnen drängte sich ein Ton hervor, der jedenfalls keine Freundschaftsbezeugung gegen den Pater war. Es entstand eine lange Stille, während welcher jeder der beiden mit seinen Empfindungen kämpfte.

Die Herzogin faßte sich zuerst und rief in wildem Ton: „Rom weiß seine Leute gut zu wählen! Ha! Dieser Pater Schmelzer — wie ein Engel des Lichts kommt er daher und bestricket alles. Welcher Geist in diesem Mann und welche Kunst der Rede! Welche Musik in seiner Stimme, welcher Zauber in seinem Gesicht und zumal in seinen Augen! Herr Marschall, haben die Schlangen nicht schöne, glänzende, bezaubernde Augen? Ha, eine Schlange ist in unser Paradies geschlichen und hat den Frieden erwürgt!"

„Da kommt der Herzog auch die Treppe herab!" rief mit unterdrückter Stimme der Hofmarschall. „O sehet, wie gebeugt er gehet und wie unsicher sein Schritt!"

Die beiden zogen sich in das Dickicht zurück und beobachteten den Herzog, der sich lange im Garten erging.

„Verlasset Euch auf mein Wort, durchlauchtigste Frau", sagte der Marschall, „der Herzog ist krank und bedarf eines Arztes — Ihr verstehet mich! Käme er in die rechten Hände, er würde wohl wieder genesen und durch die Rückkehr zu der Wahrheit des Evangeliums nicht bloß in seinem eigenen Herzen den Frieden finden, sondern auch von seinem Haus die Schmach tilgen und der Unterthanen Liebe wieder gewinnen."

„Wen meinet Ihr?" fragte Marie Amalie begierig. „Mir will es jetzo scheinen, als hättet Ihr recht. Wen meinet Ihr mit dem Arzt? Ich glaube es zu erraten."

Der Marschall lächelte leise. „Wen anders könnte ich meinen, als den Gottesmann, der seines gleichen jetzund nicht hat in der ganzen evangelischen Kirche?“

„August Hermann Francke!“ rief die Herzogin mit Feuer. „O, wie sich unsere Gedanken berühren! Herr Marschall, mir zittert im Busen das Herz, das erst so welk und nahe am Ersterben war. Ist dieses Zittern wohl die Ahnung glücklichen Erfolgs? Siehe, der Name August Hermann Francke ist wie belebender Odem durch meine Adern gegangen! Gelobt sei Gott, ich kann wieder hoffen, ich habe wieder Vertrauen!“

Der Hofmarschall sandte einen dankbaren Blick zum Himmel und ergriff die Hand der Herzogin. „Ich schicke heute noch einen Boten, — oder nein, ich reise selbst zu ihm. Er muß so bald als möglich kommen!“

„O Ihr Lieber, Getreuer!“ rief die Herzogin, von ihrem Gefühl überwältigt. „Gehet, gehet schnell, und der Herr gebe Euch seinen Engel mit auf den Weg!“ —

Der Hofmarschall entfernte sich, und die Herzogin sah ihm noch lange nach. Dann ging sie auf ihr Zimmer, schloß die Thür hinter sich zu und redete mit dem himmlischen Vater im Verborgenen. —

Es war einige Zeit später, als der Pater Schmelzer zu Pegau, wohin sich der Hof begeben, in das Vorzimmer des Herzogs trat und seine Ankunft melden ließ. Er sah finster und verdrossen aus — das hatte ihn empfindlich berührt, daß ihm der Herzog von seiner Wegfahrt aus Weyda keine Kunde hatte zukommen lassen. Aus dem Kabinett Sr. Durchlaucht trat ein Mann heraus, dessen ehrwürdiges Ansehen des Paters Blicke fesselte.

„Wollet Ihr zu Sr. Durchlaucht?“ fragte der Mann mit erhabener, ruhiger Würde. „So habet Ihr Euch umsonst bemühet — der Herzog ist für Euch nicht zu sprechen.“

Die Augen des Paters nahmen einen hochmütig herausfordernden Ausdruck an, als wollte er sagen: Wer hat mir hier Grobheiten zu sagen, wo ich als Gebieter zu dem Fürsten freien Zutritt habe? Er wollte eben seine Macht durch die That beweisen und ohne weiteres in das Kabinett eintreten, als ihm die Herzogin entgegen trat und mit erzwungener Ruhe den Bescheid gab: „Ihr kommet zu spät, Herr Pater, Se. Durchlaucht begehret Euer Angesicht nicht zu sehen."

Damit verschwand die Herzogin wieder.

Der Pater griff sich an die Stirn. „Was ist das? Was gehet hier vor? Wer war der seltsame Mann? Um Gotteswillen — — dieses Gesicht kommt mir so bekannt vor, ich muß es schon im Bildnis gesehen haben. — Wer war der Mann, der eben von Sr. Durchlaucht ging?" fragte er einen hereintretenden Lakaien.

„Es ist der Professor Francke aus Halle, welcher seit zweien Tagen bei Hofe weilet."

Dem Pater erstarb das Wort auf der Zunge, und sein bleiches Gesicht ward noch um einen Schein bleicher. Es war ihm, als wäre er vom Schlag getroffen — bleischwer starrte ihm in den Adern das Blut, und mühsam quälte er sich die Treppe hinunter, aus dem Schloß hinweg.

Drei Tage später wußte es der Pater, daß bei Herzog Moritz von Sachsen Rom sein Spiel verloren, und durch das Land erscholl ein Freudengeschrei, und Dankesthränen rannen aus tausend und tausend Augen, und um das Schloß in Zeitz drängte sich das Volk und rief nach seinem Herzog. Man wollte ihn sehen, man wollte es aus seinem eigenen Munde hören, daß es wahr sei, daß man ihn wieder habe; und Franckes Namen rief das Volk, es wollte den Mann sehen, der dem Lande seinen Vater wiedergegeben.

Da öffnete sich die gläserne Thür, und auf den Balkon heraus trat entblößten Hauptes das Herrscherpaar, in ihrer Mitte die ehrwürdige Gestalt des Knechtes Gottes mit dem wallenden Haar und dem Gesicht mit jenem wunderbaren Schein von drüben herüber. Und nun mußte auch gerade in diesem Augenblick die lange verhüllte Sonne hinter den Wolken hervortreten, und ihr goldenes Licht über diese Gruppe gießen, als wollte der Herr des Himmels auch sein Ja und Amen dazu sagen.

Überwältigt von dem Anblick stand das Volk einige Minuten in andachtsvoller Stille, dann aber brach der Jubel aus und mündete bald in den Choral: Nun danket alle Gott, der wie Orgelton zum Himmel hinauf brauste. —

Durch das ganze Reich erscholl die Kunde von dem, was zu Zeitz geschehen, und diejenigen unter Franckes Widersachern, welche ihn geheimer Hinneigung zu Rom bezüchtigten, waren geschlagen.

* * *

Um die Mitte des Augustmonats 1719 klopfte es noch in später Nacht an Franckes Thür, und dem aus dem Bett Gestiegenen wurde durch eine Estafette ein Brief übergeben, dessen Inhalt ihm den tödlichsten Schrecken verursachte. Der Freiherr von Canstein, einer der Treusten unter den Treuen, einer der Wohlthätigsten unter den Wohlthätern, ließ den Freund an sein Sterbelager rufen.

Die Eilpost führte Francken nach Berlin und kam noch zur rechten Zeit, um den Freunden das letzte Lebewohl zu ermöglichen. Sie redeten noch mehrere Stunden mit einander, wenig von den Angelegenheiten dieses irdischen Lebens, desto mehr von der zukünftigen Welt, da kam der Tod und gebot Schweigen, oder nicht eigentlich der Tod — wie ein Kind ein-

schläft auf dem Schoß seiner Mutter, so entschlummerte der edle, fromme Mann in den Armen und unter den Gebeten seines im Himmel wohlbekannten Freundes.

Tiefgebeugt kehrte Francke nach dem Begräbnis heim und seufzte unterwegs einmal über das andere: „Wer weiß, wie nahe mir mein Ende!“ Es war ihm, als wäre ihm nur noch eine kurze Zeit vergönnt, als käme für ihn auch bald die Nacht, da niemand mehr wirken kann. Und mit neuen Entschlüssen, die kurze Spanne Zeit wohl auszukaufen, kehrte er heim.

Die Wehmut seiner Stimmung wurde noch vermehrt durch den Anblick, welcher sich ihm auf den Feldern bot, durch den Anblick der unter der sengenden Sonnenglut verdorrten Saaten. Das wird ein teurer Winter werden und viel Not im Lande! —

Es kam auch so, und die Bittgesuche um freien Tisch mehrten sich in solchem Maß, daß dem Armenvater hätte angst und bange werden müssen und von verschiedenen Seiten ihm bewiesen wurde, daß er die Zahl der Freitische herabsetzen müsse. Francke sah solche Ratgeber mit großen Augen an: „Herabsetzen? Was sollte denn daraus werden? Wenn die Not höher steiget, soll die Hilfe tiefer sinken? Wie könnte ich das vor meinem Herrn verantworten? Wir müssen im Gegenteil die Zahl der Tische erhöhen und dürfen nicht sorgen — es wird schon Rat werden.“

Ob Rat wurde, beweist die Anzahl der Tischgäste, welche in dem folgenden Winter bis gegen sechshundert stieg, beweist auch manches neue Gebäude, das nebenbei aus dem Boden wuchs und manches Grundstück, welches, angekauft, sich dem vorhandenen Besitz anschloß.

Neununddreißigstes Kapitel.

Es will Abend werden.

Sechs Jahre waren hingegangen, Jahre unermüdlichen Schaffens und Wirkens. Immer weiter hatte sich das Gebiet der Stiftungen gedehnt, immer neue Gärten und Felder waren dazu erworben und aus diesem Boden immer neue Häuser gewachsen. Vom Hauptgebäude im Westen bis zum Pädagogium im Osten liefen zwei zusammenhängende Häuserreihen, und an dieselben nach der Südseite zu lehnten sich kleine Gebäude, zu Wirtschaftsräumen und Magazinen dienend, und mitten aus dem Kranz schattiger Bäume lugte ein massives, zweistöckiges Haus, die Pflegestätte der Kranken. Für die Buchhandlung und Druckerei war die Cröllwitzer Papiermühle um einen annehmbaren Preis angekauft worden, welche der Sache zu neuem Schwung verhalf. Auch die Bibliothek war durch reiche Schenkungen und Vermächtnisse bereits auf achtzehntausend Bände gewachsen.

Alles ging unter dem sichtbaren Segen des Höchsten seinen besten Gang, da traf den Stifter ein harter Schlag.

Schon vor zwei Jahren war eine schwere Heimsuchung über ihn gekommen, da ein plötzliches Fieber den Doktor Herrnschmidt, der seit 1716 Subdirektor war, im achtundvierzigsten Lebensjahr zugleich mit seinem Weib dahingerafft und dem Waisenhaus acht unversorgte Kindlein überliefert hatte. Jetzt aber sollte er noch härter unter das Kreuz, jetzt sollte er auch seinen Neubauer hergeben, den Mann, der gleich vom ersten Anfang an sein unzertrennlicher Gefährte und der unermüdliche Besorger aller seiner Aufträge gewesen war, sie mochten nun den Unterricht, oder die Aufsicht, oder die äußeren Anlagen betreffen, der die ersten Waisen in seine Obhut nahm, der,

ohne das Baufach studiert zu haben, doch ein vorzüglicher Baumeister war und mit ebenso großer Treue als Geschick die sämtlichen Bauten leitete, der mit staunenswerter Sicherheit das ganze weitläufige und schwierige Rechnungswesen bewältigte und einen großen Teil der Korrespondenz führte, der mit seinem geübten praktischen Verstand, mit der Elasticität seines Geistes und dem klaren Urteil die größten Schwierigkeiten bewältigte und mit scharfem Blick den Menschen durchschauend für jeden Posten den rechten Mann fand, der ohne Menschenfurcht und Menschengefälligkeit immer den strengen Weg der Wahrheit wandelte, der abgesagte Feind aller Unredlichkeit und Heuchelei, der treueste Anwalt aller Verkannten und Zurückgesetzten, der Mann mit dem Herzen wie lauteres Gold.

Francke war zur Stärkung seiner angegriffenen Gesundheit zu dem Grafen Henkel im Altenburgischen gereist, als ihn ein Eilbote zu schleuniger Heimkehr rief, die schwere Erkrankung Neubauers meldend.

Francke war zu Tod erschrocken — er hatte den Freund bei guter Gesundheit verlassen. Als er heimkam, fand er eine Leiche.

„O Gott, warum hat man mich nicht früher gerufen!" klagte er, nachdem der Schmerz Worte gefunden.

„Es war so des Seligen Wille", erhielt er zur Antwort. „Saget ihm nichts, so bat er flehentlich, ich will ihm den Schmerz des Abschieds ersparen, denn ich weiß, wie er an mir hänget." —

Ganz still trug man nach drei Tagen seinen Sarg hinaus. Keine Glocke läutete ihn zu Grabe, kein Gesang folgte hinter seiner Bahre und an seiner Gruft blieb alles stumm. Nur Thränen flossen, nur Seufzer stiegen auf und leise flüsterte Francke in die Grube hinein: „Auf Wiedersehen, auf baldig Wiedersehen!"

Wie kam es doch, daß solch ein Mann ein so kahles, armes, sang- und klangloses Begräbnis erhielt, der doch die gerechtesten Ansprüche auf all den von der Sitte damaliger Zeit geforderten Pomp und die Feierlichkeiten, Gedächtnisreden, Lobgedichte u. s. w. gehabt hätte? Es war die treue Befolgung seines letzten Willens, was die Lippen verstummen machte, denn in seinem Pult war ein Zettel aufgefunden worden, auf welchen der Mann der lautersten Demut die Worte geschrieben hatte: „Ich will ganz in der Stille beerdigt sein. Man soll keine Carmina, Abdankung und Gedächtnispredigt veranstalten. Ich bin geboren 1666 zu Desdorf im Halberstädtischen. Dies und der Tag meines Todes ist genug von meinem Lebenslauf. Mein Weniges von Büchern, Kleidern, Betten, Leinenzeug und einigem Gerät vermache ich meiner dreiundneunzigjährigen Mutter."

„Auf Wiedersehen!" so sagte Francke auf dem Heimweg noch mehrere Male vor sich hin. Ach, es war ihm so weh ums Herz, er fühlte sich so müde, so sterbensmüde, er hatte Lust abzuscheiden, um bei Christo zu sein und bei seinem voraufgegangenen Freunde. „Es will Abend werden und der Tag hat sich geneiget", sagte er, als man ihn trösten wollte. „Haltet mich nicht auf, ich fühle, daß ich schon die Reiseschuhe an den Füßen habe. Mein irdisch Tagwerk ist vollbracht, die Zeit meines Abscheidens ist nahe. Auf mir und meinem Elers lieget nun die ganze Last — sie wird mich bald zerdrücken."

War von jeher sein Herz und Wandel im Himmel gewesen, von jetzt ab fühlte er sich schon wie der Erde entrückt, und sein himmlischer Vater ließ ihn in den nächtlichen Träumen oftmals schon die Süßigkeit des Paradieses kosten, daß beim Erwachen sein Angesicht leuchtete wie eines Verklärten. Die Seinen dienten ihm mit verdoppelter Liebe und Zärtlichkeit, und dank-

bar nahm er jeden kleinen Dienst hin, als wäre ihm ein großes Opfer gebracht.

Wie ein Wunder war es, daß der schwache, kränkelnde Mann die große Arbeit der Leitung seiner Anstalten noch bewältigte. Wenn er dem Herrn diente, gedachte er seiner Schmerzen nicht. Mehrere Stunden des Tages widmete er seinem akademischen Amt, von seinen Predigten ließ er keine ausfallen, und die Leitung seiner Anstalten, die Erledigung der massenhaft eingehenden schriftlichen und mündlichen Anfragen, die öffentlichen Ansprachen an Lehrer und Schüler, alles verrichtete er mit einer Zähigkeit des Willens, wie sie nur Heldennaturen eigen ist.

So ging es bis in den November hinein. Als er eines Morgens, aus der Vorlesung zurückgekehrt, in seinen Stuhl gesunken war, um sich zu der weiteren Arbeit ein wenig zu ruhen, fühlte er plötzlich einen zuckenden Schlag durch seinen Körper, und als er die linke Hand heben wollte, da war sie gelähmt. Er wußte nicht, wie ihm geschehen war: ein Übel war gekommen und ein anderes war gegangen — der Schlagfluß hatte sein altes Leiden, die Disurie aus dem Körper hinausgetrieben!

Trotzdem Francke die Lähmung als das geringere Leiden ansah, befahl ihm doch der Arzt unbedingte Ruhe, und der Kranke gehorchte. Aber lange freilich nicht. Bald fing er an wieder herumzugehen und leichtere Geschäfte zu besorgen, namentlich aber verkehrte er jetzt viel durch Briefe mit seinen Freunden, und das im Frühling erwachende Gefühl nochmaliger Zunahme seiner Kräfte gab ihm gar den Mut, für das Sommerhalbjahr 1727 zwei Vorlesungen anzukündigen.

Wirklich erschien er am 15. Mai vor seinen Studenten, die in der Ahnung, die Abschiedsvorlesung zu hören, in nie dagewesener Zahl zu seinen Füßen sich sammelten, und sagte am Schluß, in prophetischer Ahnung die ungelähmte Hand



Die Francke-Urne.

über sie hinstreckend, mit feierlicher Stimme: „So gehet nun hin und seid gesegnet dem Herrn immer und ewiglich!“

Als die Studenten am folgenden Morgen wieder kamen, stand das Katheder leer, und durch die ganze Stadt erscholl das Gerücht: Francke ist sehr schwach und elend geworden! Wohl sah man ihn zwei Tage darauf in der Kirche, wo er mit den Seinen das heilige Mahl genoß, aber man erschrak vor der verfallenen Gestalt und den erloschenen Augen. Die ihn sahen, nahmen im Geiste Abschied von ihm.

Vierzigstes Kapitel.

Heim zu seines Herrn Freude.

Die Maiensonne lächelte lieb und mild zum offenen Fenster herein, als wollte sie zu dem Kranken sagen: Komm heraus, haußen wird dir das Atemholen leichter werden! Und es ward ihm zu eng im Stüblein, er dürstete nach Freiheit.

„Thuet mich in den Stuhl“, bat er seine Frau, „ich möchte ein Stündlein in dem Waisengarten weilen und sehen, wie der himmlische Vater seine Erde wieder mit Blumen und Blüten schmücket.“

Es begleiteten ihn sein Weib und seine Kinder, sein Eidam Freylinghausen und der gute Elers.

In dem Garten angekommen, atmete er tief auf und schlürfte wie trunken den Balsam des Frühlings. In seinen Augen spiegelte sich der klare Maienhimmel wieder, und bald that sich sein Mund auf, um in Worten des Gebetes seine Seele auszugießen vor seinem Herrn.

„O du mein lieber, himmlischer Vater! Ich preise dich, daß du mich bald, nachdem ich das Licht der Welt erblickt,

in den Gnadenbund der heiligen Taufe aufgenommen und mich da aller Seligkeit, welche du uns in Christo geschenket, teilhaftig gemacht, auch daß du bald in meiner zarten Kindheit deine Gnade hast kräftig in mir werden lassen. Vierzig Jahre sind es nun, daß du mich ganz kräftiglich zu dir gezogen und mich, der ich mit meinen vielen Sünden etwas ganz anderes verdienet hätte, mit Wonne getränket als mit einem Strom, meine Trauerthränen über meines Herzens tiefstes Elend in eitel Freuden- und Lobthränen gewandelt und deine Liebe in meiner Seele so lebendig hast werden lassen, daß mein Herz von derselben ganz durchströmet worden, da alle Angst und Traurigkeit auf einmal ganz verschwunden war, daß ich hätte mögen ausrufen: O du lieber Abba, ist das die süße Milch, damit du deine zarten Säuglinge speisest? Zwar habe ich auch nach meiner Bekehrung vielmals gestrauchelt und gefehlet, doch du hast mich nimmer lange um Gnade schreien, sondern mir bald dein Antlitz leuchten lassen, mir meine Fehler vergeben und mich angezogen mit neuer Kraft. Ja, du hast mein Herz oft mit solcher Freude erfüllet, daß mir ist gewesen, als wollte es zerspringen. Da habe ich denn auch vielmals unter freiem Himmel den Bund mit dir gemacht und gesagt: So du willst mein Gott sein, so will ich dein Knecht sein. Habe dich auch gebeten: Herr, schaffe mir Kinder, wie Tau aus der Morgenröte, wie Sterne am Himmel! Du hast mein Flehen erhöret, Herr, du treuer Gott. Du hast es geschehen lassen, daß du mich zu einem Kanal gemacht, durch welchen du die Wasser des Lebens auch auf viele andere Seelen hast fließen lassen; ja, du hast diesen Segensstrom so lassen fortgehen, daß auch kein Teil der Welt ist, dahin er sich nicht ergossen hätte. Und so laß ihn denn ferner fortgehen, ja laß ihn in immer größerer Macht strömen, daß, wie es im Leiblichen ist, wenn ein voller Strom in einen noch größeren eingehet, so auch

dieser Segen fortgehe durch alle Zeiten bis an das Ende der Welt! Es hat dir auch ferner gefallen, mich so zu nehmen und hinzusetzen, als man etwa ein Kind im Hause nehmen und auf den Tisch setzen möchte, da dann jedermann dem Kinde etwas zuwirft, daran es seine Freude haben soll. So hast du mir auch das Waisenhaus zugeworfen und mich dabei hingesetzet, indem ich eine Zeitlang nahe dabei gewohnet, daß ich nur zugesehen, was du gethan. Da ich dann wohl oft gedacht: Wann wird's wohl alle sein? und habe da recht erfahren, was von dir gesaget wird: Du thust deine milde Hand auf. Wenn ich mich des Abends hingeleget, habe ich immer vom verflossenen Tage einen neuen Segen verspüret; des Morgens, wenn ich wieder aufgestanden, habe ich auch dich, du lieber Gott, gleichsam beide Hände voll habend, gesehen. Ach, Herr, wie du es mir in das Herz gedrücket: „Du wirst noch größere Dinge sehen, und soll mein letzter Segen größer werden, denn der erste", so ist es auch geschehen und wird noch weiter geschehen. — Herr, mein Gott, alle meine geistlichen Söhne und Töchter lege ich an dein großes Vaterherz, daß du sie erhaltest und bewahrest! Erfülle sie mit den Früchten des Geistes: Glaube, Liebe, Sanftmut, Demut, Keuschheit, und lege den Grund bei einem jeden immer tiefer, auf daß, gleichwie eine Wasserkunst so viel höher springet, je tiefer sie gegründet ist, also noch viel mehr die Wasser des Lebens so viel höher steigen, als ihr Grund tiefer geleget worden. Segne, segne jeden besonders, lieber Herr, da ich dann dessen gewiß bin, daß ich sie alle vor deinem Thron wiedersehen und von allen werde sagen können: Siehe, Herr, hier bin ich und die Kinder, die du mir gegeben hast! Dein lieber Sohn spricht: Was ihr den Vater bitten werdet in meinem Namen, das will ich thun; und abermals: Vater, ich weiß, daß du mich allezeit erhörest. Und da ich nun im Namen deines lieben Sohnes mein

Gebet gesprochen, so will ich auch festiglich glauben, daß du mich erhören wollest, ja daß du mich schon erhöret habest. Herr mein Gott, ich befehle mich mit Leib und Seel in deine Hände. Du hast mich erlöset, du treuer Gott! Amen."

„Amen!" klang es im Kreis, von Thränen halb erstickt, wieder.

„Fahret mich auf die Höhe!" bat der Greis.

Als man oben angekommen war, gingen seine Augen noch einmal in stiller Freude über seine Stiftungen hin, dann sprach er: „Nun will ich heim."

Mit der größten Behutsamkeit brachte man ihn im Rollstuhl wieder nach seiner Wohnung, und er hatte eine gute Nacht. Am folgenden Tag aber, den 25. Mai, brach am ganzen Körper ein rotes und weißes Friesel aus, und die alte Krankheit der Disurie kehrte mit verdoppeltem Grimm wieder. Sie war durch den Schlag nur betäubt worden.

„Singet mir doch das Lied: Nur frisch hinein, es wird so tief nicht sein", bat er die Umstehenden, und leise sangen seine bebenden Lippen mit. — Am Abend mußten außer den drei Waisenhausärzten noch zwei Professoren der Medizin kommen, da die Krankheit sich mehrte. Keinen Augenblick aber verließ ihn die Klarheit des Geistes, und laut vernehmlich betete er: „Ach mein getreuer Gott und Vater, lehre mich nun auch die große Kunst zu *leiden*, damit ich nicht mit Wort und Mienen ungeduldig werde."

Dann zu den Seinigen gewendet, sprach er: „Wer sind die, die in weißen Kleidern vor dem Stuhl des Lammes stehen? Siehe, sie sind alle gekommen aus großer Trübsal." —

Die Pfingstsonne stieg in dicken schweren Dunst gehüllt herauf, und dem Kranken wurde in der Schwüle das Atemholen doppelt schwer. Da sagte er: „Wenn ich erst gesund sein werde, das ist, wenn ich von den Toten werde auferwecket

sein, so wird mich nicht mehr drücken die Sonne noch irgend eine Hitze, denn das Lamm mitten im Stuhl wird mich weiden und führen zu den lebendigen Wasserbrunnen."

Die folgenden Tage nahm das Leiden immer mehr zu. „Ach, was für eine Gnade Gottes ist es doch", äußerte er eines Abends, „daß mir bei meinen Schmerzen noch so viel schöne Sprüchlein vom Leiden Christi beifallen!" Und in der Nacht, da seine Angst sehr groß wurde, seufzte er: „Herr Jesu, besänftige doch mein Gemüt und Geblüt und gieb mir die schöne Pfingstgabe, deinen stillen und sanften Geist!"

Dann wieder sagte er an einem der folgenden Tage, nachdem er lange schweigend gelegen: „Es gehet die Kreuzesstraße zu der Herrlichkeit, darum habe ich den Kelch gern angenommen. Ach, möchtet ihr mir nicht mein Lied singen: Gott Lob, ein Schritt zur Ewigkeit ist abermals vollendet?"

Als man ihm den Willen gethan, sagte er hinterdrein: „Mein getreuer Jesu, ich habe mich dir ergeben mit Leib und Seele, dabei bleibt's."

Mehrere Tage schon war kein Schlummer in seine Augen gekommen. Als man ihn eines Nachmittags fragte, ob er noch gar keinen Schlaf verspüre, antwortete er: „Nein, den hat mir mein Vater noch aufgehoben. Er wird ihn schon noch geben."

Die Trinitatisglocken läuteten über die Stadt hin, ernst und traurig. Es war der 8. Juni 1727. Der Kranke bat, das Fenster zu öffnen und lauschte dem feierlichen Klange. „Horch", sagte er zu seiner Tochter, die nebst ihrem Gatten und ihren drei Kindern an dem Lager saß, „das ist das letzte Mal, daß ich es auf Erden läuten höre, denn heute gehe ich heim. Herr, ich warte auf dein Heil!"

Das Gesicht verfiel zusehends, die Lippen verfärbten sich, die Augen verloren den letzten Glanz, aber drinnen die Seele

sprach ruhig und klar und antwortete auf alles, was die Herbeigekommenen fragten. Als die Dämmerung hereinfiel, nahm die Gefährtin seines Lebens die erkaltete Hand in die ihre und fragte unter stürzenden Thränen: „Herzallerliebster Gemahl, dein Heiland wird dir doch nahe sein?"

Aus dem Bett antwortete es: „Daran ist kein Zweifel. Mein Freund ist mein und ich bin sein."

Danach ward es still, man hörte nur die langen Atemzüge des Sterbenden und das Ticken der Uhr.

Da, um ¾10 Uhr blieb diese plötzlich stehen, und in demselben Augenblick stand auch das Herz des Dulders still. Der fromme und getreue Knecht ging ein zu seines Herrn Freude. —

Wie sich das Volk zum Pfarrhaus von St. Ulrich drängt! Sie müssen ihn noch einmal sehen, sie müssen dem geliebten Toten lebewohl sagen. Die ganze Stadt war von dem tiefsten Schmerz ergriffen, und allenthalben vernahm man lautes Wehklagen. Jedem war es, als wäre ihm sein Vater gestorben. Und durch das ganze Deutschland weckte die Kunde von Franckes Heimgang die tiefste Trauer, man fühlte, daß ein heller Stern erloschen, daß ein Großer in Israel gefallen sei.

Nun liegt er schon anderthalb Jahrhunderte in der Erde, der getreue Knecht Gottes, aber tot ist er noch nicht, er lebt unsterblich weiter — nicht im Himmel allein bei seinem Herrn, auch hier auf Erden dauert seines Namens Gedächtnis fort: in seinen Werken lebt der Tote weiter, von seiner Stiftung gehet



Francke-Denkmal von Chr. Rauch.

Segen um Segen aus auf Geschlecht und Geschlecht. Tausende, Millionen heißen ihn ihren Vater — Gott der Herr hat sein letztes hohepriesterliches Gebet erhöret: er hat ihm Kinder gegeben und giebt sie ihm noch immerzu wie Tau aus der Morgenröte, wie die Sterne des Himmels.

Was soll ich nun noch weiter sagen? Ich setze unter dies mein Lebensbild des großen Gottesmanns dasselbe Wort, welches über dem Eingang seiner Stiftungen den Betrachter grüßt:

Fremdling, was du erblickt, hat Glaube und Liebe vollendet.
Ehre des Stiftenden Geist, glaubend und liebend wie er!

und dann das andere, welches seine Urne schmückt, links:

Er hat Gutes gethan und ist nicht ermüdet,

und rechts:

Er erntet ohne Aufhören.

Halle a. S., Buchdruckerei des Waisenhauses.



Return this book on or before

